Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

...Jrg. – Nr. 19 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 7. Mai 1939
Verlagspostamt: Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postzeitungsgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Das Herz geht auf Reisen

Wir lieben den Frühling. Wir lieben seine Unbeständigkeit und seine Schwermut, seinen Leichtsinn und seine Entschlossenheit. Wir lieben die scheuen Maiglöckchen, die im Walde stehen, und die grünen Halmchen der Gerste, die aus braunen Schollen brechen, die wie junge Lippen so feucht sind.

Wir lieben die Haselkätzchen am Strauch und die Schlüsselblumenwiese im Tal, die ersten Maikäfer, die Sonne am Mittag, den lauen Wind am Abend und das verheißungsvolle Proben zur Nacht. Und wir zürnen auch den Wolken nicht, die sich dunkel ballen, und nicht dem Regen, gegen den kein Schimpfen hilft.

Ende April erwarten wir die Buschwindröschen am Waldesrand. Die Hecken stehen in zartem Grün. Die Veilchen duften. Der Himmel ist unentwegt blau und wie aus Stahl gehämmert. Die ganze kleine große Erdung! mit ihren Häusern, Gärten, Kartoffeläckern und Kuhweiden liegt beglänzt und sonntäglich da, als hätte der Schöpfer sie auf eins seiner himmlischen Paradiesbilder gepaßt, den Einzug des Lichts in die winterliche Dunkelheit damit zu verkünden.

Wir lieben den Frühling. Wir lieben den Kampf der Sonne gegen die Dunkelheit. Im Steinbruch tropft das letzte bißchen Schnee herab von der Wand, die kaum gefroren hat in der Nacht, die schon Mai sind, ein eisiger Hauch über die heimwehnden Saaten kommt und die Apfelblüte vom Frost gefressen wird. Wir frieren in unseren dünnen Kleidern, der Wind bläst kräftig drauflos, und plötzlich breiten sich Dunkelheit, Verwirrung und Gram über die Welt, in der wir gestern noch das goldene Gestirn der Wärme und des Glanzes mit den Armen umfangen wollten.

Der Bauer freut sich des Regens. So ist es recht. Der Bach schäumt sich lehmgelb am Ufer, und die Krähen, diese Verfechter der Dürftigkeit, schreien gegen den Wind und wollen durchaus die Stille, die sie auf ihren zerzausten Schwingen davongetragen haben.

Aber das Licht ist nicht mehr aufzuhalten, und selbst die Eichen besinnen sich jetzt auf den Saft, der langsam in ihre Äste steigt. Im Abendlicht flötet die Amsel auf dem Birnbaum an der Scheune ... Das Herz weiß nicht wohin. Niemand weiß wohin. Der Frühling macht krank, das werden wir lernen müssen.

Es sind die Gärten, die auf den Einfall kommen, gesund zu sein. Ehe der Mensch begriffen hat, wie warm die Nächte und wie fruchtbar die quellenden Säfte der Erde sind, hat sich das Bohnenkraut mannshoch emporgerankt, und im Kartoffelfeld blüht es lilarot und weiß, wird Knolle und Frucht. Die Wiesen bekommen ihre Sommersprossen, und die Dorfkinder graben hinter dem Maulwurf her ...

Aber nun ist der Frühling da. Der Kuckuck ruft, der Sperber zieht seine Kreise und im Nußbaum baut die Schwalbe ihr Nest. Der Bauer geht am Sonntagmorgen durch die Äcker und läßt die schwielige Hand über die reifenden Ähren gleiten. Hab' Dank für deine Güte, Herr!

Es ist ein Bild, das nie seine Schönheit verliert, das immer wieder neu und erfrischend wirkt. Wenn man Glück hat, trillern dann die Lerchen im Mittagsblau, und aus dem Kiefernbestand treten die Rehe mit ihren weißen Spiegeln ins Licht. Brot schmeckt auf dem freien Felde am besten, und ein guter Korn in einer Schenke am Heideweg wird uns den Geschmack von Erde auf die Zunge geben. Am Nachmittag werden wir dann im Garten die Mädchen singen hören.

Diese Tage sind voll einer unbändigen Heiterkeit. Aber sie haben auch die Kraft, so innig zu sein, so warm, so zauberhaft, so bis ins Innerliche aufgetan. Der Schmerz ist leicht, die Arbeit ist leicht, alles ist leicht in diesen Tagen. Geburt und Tod, Abschied und Willkomm. Die alten Leute sterben, und die jungen Mütter freuen sich über ihr Kind. Da schläft es in der blühenden Wiese, rosig nackt, in der Sonne, bei Blumen und Schmetterlingen. Die Mutter hätet im Gemüsebeet das Unkraut, der Vater schleppt Dünger vom Hause her, und über allen Gärten schwebt leise der Duft frühsommerlicher Reife. Die Erregung der jungen, blanken, gefegneten Welt.

Die Zeit der Unrast beginnt, des Wanderns und Sehnens. Das Herz kennt sich nicht mehr aus. Aber dieser deutsche Frühling, der in keinem Lande so wild und trotzig, so sanft und lieblich zugleich ist, hat tatsächlich die Macht, zu verführen, zu erwecken, kopflos zu machen, tödlich erregt. Das Herz darf ganz sich selbst gehören. Und so macht es sich auf die Reise, seiner Sehnsucht zu willfahren.

Da leiert am Rhein die Kirmesorgel, und im Schwarzwald springt der Wildbach die Schaufelräder der Mühlen an. Im Siebengebirge schlägt die Nachtigall, und von den Fensterbänken der Schwabenhäuschen tropft das feurige Rot der Geranien. Da sind tausend Schönheiten, die das Herz entzünden, die froh machen und beglücken. Das Fährboot auf dem Rhein und die Moselschleife bei Kochem, Morgennebel, Mittagsblau und Nachtwind am Chiemsee — in allem liebt der Wanderer den Frühling.

Das dumme Herz. Es klopft auf einer Waldschneise im Harz, und es stürzt sich taumelnd in die Blütenseligkeit der Obstgärten am Neckar. Die Nächte in Ostpreußen sind streng und ungeheuer, uralte Bäume umrauschen den Schlaf der Äcker, der Wind bringt das Klirren fahrender Ritter mit, Angst und Glück und Geheimnis der Welt im Osten. Wird man den Anblick der See je vergessen können, die bei Husum vor den Deichen brüllt? Das Wattenmeer bei Sonnenuntergang, über das die Krabbenfischer mit ihren Schlitten heimwärts eilen? Das Herz wird nichts davon verlieren wollen, nicht den Zauber des Birkensilbers am Heideweg und nicht den Duft der Fichtenwälder im Gebirge ...

Das Reisefieber wirkt nicht unnütz; es hat die Kraft, zu heilen. Deshalb kann man den deutschen Frühling nicht genug preisen. Es gibt Künstler, die ihn auf Plakaten abgebildet haben, und es gibt Leute, die nie satt werden, diese Plakate anzuschauen, obgleich doch Plakate das letzte sind, das für unsere Wirklichkeit in Betracht käme. Es beweist nur, wie unfällig seine Schönheit ist, wie wohlig und gesund. Da leuchten tiefblauer Himmel und weiße Kirschblüte um ein zerfallenes Schloß. Darin liegen Symbol und Gegenwart, Verpflichtung und heile Kraft. Wir wissen die Ruine bei Heidelberg und den Himmel über unserer eigenen Hütte — ist es nicht, als wüßten wir damit um den Frühling schon Bescheid, wie es in seinem Innersten bestellt ist?

Berndt Hardeweg

Kribbel ... Krabbel, den Arm hinaus

(Foto: Schrammen / Linden-Verlag)

. Jahrg. – Nr. 19 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 7. Mai 1939
Verlagspostamt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Das Herz geht auf Reisen

Wir lieben den Frühling. Wir lieben seine Unbeständigkeit und seine Schwermut, seinen Leichtsinn und seine Entschlossenheit. Wir lieben die ersten Maiglöckchen, die im Walde stehen, und die grünen Halmchen der Gerste, die aus braunen Schollen brechen, die wie junge Lippen so feucht sind.

Wir lieben die Haselkätzchen am Strauch und die Schlüsselblumenwiese im Tal, die ersten Maikäfer, die Sonne am Mittag, den lauen Wind am Abend und das verheißungsvolle Brodeln zur Nacht. Und wir zürnen auch den Wolken nicht, die sich dunkel ballen, und nicht dem Regen, gegen den kein Schimpfen hilft.

Ende April erwarten wir die Buschwindröschen am Waldesrand. Die Hecken stehen in sattem Grün. Die Veilchen duften. Der Himmel ist unentwegt blau und wie aus Stahl gehämmert. Die ganze kleine große Erdkugel mit ihren Häusern, Gärten, Kartoffeläckern und Kuhweiden liegt beglänzt und sonntäglich da, als hätte der Schöpfer sie auf eins seiner himmlischen Paradebissen gepackt, den Einzug des Lichts in die winterliche Dunkelheit damit zu bekunden.

Wir lieben den Frühling. Wir lieben den Kampf der Sonne gegen die Dunkelheit. Im Steinbruch tropft den letzte bißchen Schnee von Felsen von der Wand. Es kann gefrieren, daß an Ranken, die schon Blatt sind, ein eisiger Hauch über die keimenden Saaten kommt und die Apfelblüte vom Frost gefressen wird. Wir frieren in unseren dünnen Mänteln, der Wind bläst kräftig drauflos, und plötzlich breiten sich Dunkelheit, Verwirrung und Gram über die Welt, in der wir gestern noch das goldene Gestirn der Wärme und des Glanzes mit den Armen umfangen wollten.

Der Bauer freut sich des Regens. So ist es recht. Der Bach schäumt sich lehmgelb am Ufer, und die Krähen, diese Dorfsechter der Diskretis, schreien gegen den Wind und wollen durchaus die Stille, die sie auf ihren zerzausten Schwingen davongetragen haben.

Aber das Licht ist nicht mehr aufzuhalten, und selbst die Eichen besinnen sich jetzt auf den Saft, der langsam in ihre Äste steigt. Im Abendlicht flötet die Amsel auf dem Birnbaum an der Scheune ... Das Herz weiß nicht wohin. Niemand weiß wohin. Der Frühling macht krank, das werden wir lernen müssen.

Es sind die Gärten, die auf den Einfall kommen, gesund zu sein. Ehe der Mensch begriffen hat, wie warm die Nächte und wie fruchtbar die quellenden Säfte der Erde sind, hat sich das Bohnenkraut mannshoch emporgerankt, und im Kartoffelfeld blüht es illarot und weiß, wird Knolle und Frucht. Die Wiesen bekommen ihre Sommersprossen, und die Dorfkinder graben hinter dem Maulwurf her ..

Aber nun ist der Frühling da. Der Kuckuck ruft, der Sperber zieht seine Kreise und im Kuhstall baut die Schwalbe ihr Nest. Der Bauer geht am Sonntagmorgen durch die Äcker und läßt die schwielige Hand über die reifenden Ähren gleiten. Hab' Dank für deine Güte, Herr!

Es ist ein Bild, das nie seine Echtheit verliert, das immer wieder neu und erfrischend wirkt. Wenn man Glück hat, trillern dann die Lerchen im Mittagsblau, und aus dem Riesenbestand treten die Rehe mit ihren weißen Spiegeln ins Licht. Brot schmeckt auf dem freien Felde am besten, und ein guter Korn in einer Schenke am Heidenweg wird uns den Geschmack von Erde auf die Zunge geben. Am Nachmittag werden wir dann im Garten die Mädchen singen hören ...

Diese Tage sind voll einer unbändigen Heiterkeit. Aber sie haben auch die Kraft, so innig zu sein, so warm, so zauberhaft, so bis ins Unendliche aufgetan. Der Schmerz ist leicht, die Arbeit ist leicht, alles ist leicht in diesen Tagen, Geburt und Tod, Abschied und Willkomm. Die alten Leute sterben, und die jungen Mütter freuen sich über ihr Kind. Da schläft es in der blühenden Wiese, zottig nackt, in der Sonne, bei Blumen und Schmetterlingen. Die Mutter hütet im Gemüsebeet das Unkraut, der Vater schleppt Wasser vom Hause her, und über allen Gärten schwebt leise der Duft frühlommerlicher Reife, die Erregung der jungen, blanken, gesegneten Welt.

Die Zeit der Unruh beginnt, des Wanderns und Sehnens. Das Herz kennt sich nicht mehr aus. Aber dieser deutsche Frühling, der in keinem Lande so wild und trotzig, so sanft und lieblich zugleich ist, hat tatsächlich die Macht, zu verführen, zu erwecken, kopflos zu machen, tödlich erregt. Das Herz darf ganz sich selbst gehören. Und so macht es sich auf die Reise, seiner Sehnsucht zu willfahren.

Da feiert am Rhein die Kirmesorgel, und im Schwarzwald springt der Wildbach die Schaufelkästen der Mühlen an. Im Siebengebirge schlägt die Nachtigall, und von den Fensterbänken der Schwabenhäuschen tropft das feurige Rot der Geranien. Da sind tausend Schönheiten, die das Herz entzünden, die froh machen und beglücken. Das Fährboot auf dem Rhein und die Moselschleife bei Kochem, Morgennebel, Mittagsblau und Nachtwind am Ostseestrand — in allem liebt der Wanderer den Frühling.

Das dumme Herz. Es klopft auf einer Waldlichtung zugleich ist, hat tatsächlich die Macht, zu schneise im Harz, und es stürzt sich taumelnd in verführen, zu erwecken, kopflos zu machen, tödlich erregt. Das Herz darf ganz sich selbst die Blütenseligkeit der Obstgärten am Neckar. gehören. Und so macht es sich auf die Reise, Die Nächte in Ostpreußen sind streng und klar, seiner Sehnsucht zu willfahren.

Da feiert am Rhein die Kirmesorgel, und im Schwarzwald springt der Wildbach die Schaufelkästen der Mühlen an. Im Siebengebirge schlägt die Nachtigall, und von den Fensterbänken der Schwabenhäuschen tropft das feurige Rot der Geranien. Da sind tausend Schönheiten, die das Herz entzünden, die froh machen und beglücken. Das Fährboot auf dem Rhein und die Moselschleife bei Kochem, Morgennebel, Mittagsblau und Nachtwind am Ostseestrand — in allem liebt der Wanderer den Frühling.

Das dumme Herz. Es klopft auf einer Waldlichtung, es stürzt sich taumelnd in die Blütenseligkeit der Obstgärten am Neckar. Die Nächte in Ostpreußen sind streng und klar, uralte Bäume umrauschen den Schlaf der Äcker, der Wind bringt das Klirren fahrender Ritter mit, Angst und Glück und Geheimnis der Welt im Osten. Wird man den Anblick der See je vergessen können, die bei Husum vor den Deichen brüllt? Das Wattenmeer bei Sonnenuntergang, über das die Krabbenfischer mit ihren Schlitten heimwärts eilen? Das Herz wird nichts davon verlieren wollen, nicht den Zauber des Birkensilbers am Heideweg und nicht den Duft der Fichtenwälder im Gebirge ...

Das Reisefieber wirkt nicht unnütz; es hat die Kraft, zu heilen. Deshalb kann man den deutschen Frühling nicht genug preisen. Es gibt Künstler, die ihn auf Plakaten abgebildet haben, und es gibt Leute, die nie satt werden, diese Plakate anzuschauen, obgleich doch Plakate das letzte sind, das für unsere Wirklichkeit in Betracht käme. Es beweist nur, wie sinnfällig seine Schönheit ist, wie wohltig und gesund. Da leuchten tiefblauer Himmel und weiße Kirschblüte um ein zerfallenes Schloß. Darin liegen Symbol und Gegenwart, Verpflichtung und stille Kraft. Wie wissen die Ruine bei Heidelberg und den Himmel über unserer eigenen Hütte — ist es nicht, als wüßten wir damit um den Frühling schon Bescheid, wie es in seinem Innern bestellt ist?

Berndt Hardeweg

Kribbel ... Krabbel, den Arm hinauf (Foto: Schrammen / Linden-Verlag)

Das Mädchen und der Sender

Erzählung von MAX BITTRICH

„Es war einmal", so beginnen viele märchenhaften Geschichten, und das Wort soll den Leser oder Hörer in eine Vergangenheit tragen, deren Möglichkeiten er nicht nachprüfen kann. Je mehr er aber an die ehemaligen Tage glaubt, um so wahrer werden die Erzählungen. Manche finden sich sogar in der Gegenwart zeitgemäß bestätigt; man braucht nur an den fliegenden Koffer zu denken.

Die Märchengestalten der verflossenen Jahrhunderte hingegen, obwohl an Traumweit und Schlaraffenland, an ihr Hexenreich gewöhnt, hätten den Propheten der Zukunft verlacht mit seiner Voraussage: einst wird dem Menschen eine Märchenwelt beschieden sein, in der er auf den Knopf drückt, und sofort strömt ihm Musik aus aller Herren Ländern in die Stube, erfreut sein Herz, hebt seine Beine, regt zu fröhlichem Gesang an oder übermittelt wunderbare Lieder aus unfaßbarer Ferne.

Die Menschen leben von jeher in einer Zeit der Erscheinungen, die den Ihnen märchenhaft erschienen sind, dem Nachkommen jedoch manchmal „Es war einmal" mit dem Beigeschmack phantastisch gefärbter Ueberlieferung vermitteln.

Wenige Jahre sind dahingegangen, seit Berichte von des Rundfunks Weltsprache nichts mehr von flotten Singspinst an sich haben. Verzückte Vorstellung ist zur Wirklichkeit gereift, und des wahngewordenen Utopiens ewig keimende Gefilde werden weitere märchenhafte Blüte hervorbringen.

Der Gärtner Rudolf Franzen, ein tüchtiger Arbeiter im eingemeindeten Dorfe mit seinen neuen städtischen Siedlungen, war seinem Meister ebenso dienstbar wie seiner eigenen kleinen Familie, wurde auch auf Blumen- und Kräuterbeeten genau so von eigenen Gedanken beherrscht wie in seinen Stuben, ohne in unangenehmen Eigensinn zu verfallen. Jeder wußte: der Franzen überlegte besonnen, bevor er ausführte.

„Franzen", sagte zum Beispiel der Meister dem mit Unkrautjäten beschäftigten Helfer, „Sie verhalten sich, als gäbe es keine Welt außerhalb dieses Beetes. Daß ich schon länger neben Ihnen warte, davon wissen Sie nichts. Nimmt Ihnen das bißchen Unkraut alle Gedanken?"

„Ich behalte nur meine Methode bei", antwortete Franzen. „Zum Jäten brauch' ich keiner Kopf, darum lege ich mir währenddem die Pläne für die nächste Arbeit zurecht: Wie wirst du mir den Weiher im Park um den Neubau anlegen? Welche Stauden werden am wirksamsten sein, welche Rosen pflanzt du, welche Baumgruppen werden den Wiesenflächen gut anstehen, welche Wege würdest du vom Bushäuschen zum Teiche ziehen?"

Der Meister fühlte sich mit dieser Arbeitsmethode Franzens ebenso einverstanden, wie Franzens Frau Wilhelmine mit seinem Freizeitgebrauch.

Sie reichte ihm, sobald die Glocken läuteten, die Mütze, und Franzen schritt durch die Felder und dachte sich zur allgewohnten Musik in die Wunder der Natur hinein, in Verbreiterung von Baum und Blume wie in den Ursprung von Sonne und Erde, von Pflanze, Tier und Mensch.

Wenn er vor einer höhergezüchteten Rose, Dahlie oder Nelke oder vor dem winterhart gewordenen Weizen weilte, so mündete sein stilles Staunen stets in einen Gram, der in seinem Häuschen wurzelte. Neben einem ferngefundenen Buhen war ein Sorgenkind vorhanden, und wenn der Gärtner auch manchem Geheimnis der ihn umblühenden oder von Schwächen heimgesuchten Gärten und Felder auf die Spur gekommen war: wie ein Verperlich so zag bedeutendes Kleines Mädchen hatte in seine Familie gelangen können, das Rätsel löste er nicht; dieser Eindruck fehlte ihm noch.

Nun war das zurückgebliebene Kind bereits fünfzehn Jahre alt. Kein Sonnenschein hatte dem Pflänzchen völlig aufgeholfen. Es träumte im Licht wie in der dunklen Stube. Der Vater sah keinen Ansatz zu fröhlicher Blüte, und wenn die Mutter von dem nutleidenden, nach schlechtangem heißem Bemühen niemals voll aufleuchtenden Kinde trauernd verstummte gleich ihrem Manne, so zuckte niemand, wie lange sich diese Mutter erschüttert gegen die Einsicht gesträubt hatte, daß alle Pflege nutzlos zu bleiben scheine.

Hatte die kleine Rosalinde überhaupt das gute Gefühl für die Eltern wie gesunde junge Nachkommen? Die Mutter zweifelte vor dem schweigsamen scheuen Kinde daran, bis sich sein wahres tiefes Wesen an einem trübseligen Wintertage wunderbar enthüllte.

An diesem Morgen hatte die Mutter ihren schulpflichtigen Jungen bis zur Wegkreuzung geführt und sich nachher gebückt, in sich und in ein Geheimnis versunken, dem Hause wieder genähert, durch dessen angelaufene Fenster Rosalinde sie beobachtete. Mit großen, ernsten, ja mitleidvollen Augen, wie sie die Mutter niemals an ihr wahrgenommen, hatte das Kind nachher die Mutter betrachtet und sie gefragt:

„Was ist dir, Rosalindchen?"

„Ich hab' euch auf eurem Gange gesehen. So heiter und lachend seid ihr zuerst gelaufen, und so langsam und gebückt bist du allein heimgekehrt nach dem Abschied."

„Das hast du bemerkt?"

Die Mutter nahm ihr Kind weich und warm an sich, in beiden war in diesem Augenblick die schönste Blume des Mitgefühls erblüht, eine Blume von zarterer Tönung als alle vom Gärtner Franzen bis dahin gezüchteten.

Am Abend, als das Ehepaar am Tische aß die Kinder bereits schliefen, erzählte die Frau von der merkwürdigen Morgenstunde.

„Wieso bist du so wortabgekehrt und traurig auf unser Haus zugelaufen?"

„Aber Rudolf, das muß ich dir erzählen? Traurig war ich nicht, aber Schmerzen kamen auf dem Wege über mich; unser drittes Kind rührt sich. Du weißt doch —"

„Freilich", sagte der Gärtner, und am nächsten Morgen streichelete er, ehe er seine Blumen aufsuchte, Rosalinde mit harten Händen wunderlich behutsam.

Als dieser Tag die Abendsonne erhaben über Beet und Korn und in das Gärtnerhaus schickte, sang Rosalinde noch inniger und reiner als früher. Ihr ganzes feines Wesen schwang in einfachen Weisen mit. Lehrer Vogt lauschte draußen, trat näher und verfolgte jeden Ton. „So schön hat noch kein Lied bisher geklungen", versicherte er und bohrte dann vor den Eltern, ein Hammer, wenn sonst niemand von solchem edeln Reichtum erführe, der in dieser jungen Kehle auf Erlösung wartete. Alle vom übrigen Körper zu gering beanspruchten Kräfte schienen in die Lieder zu strömen. Vogt erschien öfter, brachte seine Geige mit, Rosalinde sang und begwang, aber nur, wenn sich kein fremdes Gesicht vor ihrem zeigte. Kein Hörer durfte vor ihr weilen.

Nach einem Jahre lauschte in der Nebenstube der städtische Kantor mit dem Lehrer, nach abermals mehreren Monaten eine gefeierte Liedersängerin; der Intendant eines Senders folgte. Der Rundfunk erwachte im Dorfe. Rosalinde vernahm von seinem Siege über den Erdball ebenso wie von der Art, in der die Quellen seiner künstlerischen Gaben gefaßt würden.

„Wer für ihn singt, braucht keinen Zeugen dabei?" fragte Rosalinde, denn sie scheute sich weiterhin vor fremdem Erstaunen über ihre allzu winzige Gestalt.

„So ist's, Rosalinde!"

Eine bisher nie wahrgenommene Erregung bemächtigte sich der Vereinsamten. Des Senders Mysterium enträtselte sich ihrer Nachdenklichkeit, sie sah sich im Geheimgemach vor dem Mikrophon mit allen Fernen verbunden. Sie umkreiste ein Reich wie das von Tausend und einer Nacht und ließ sich endlich hineintragen.

Aus stillem Aufnahmeraum strahlten zuerst unsicher, von Mal zu Mal sieghafter die Lieder eines Mädchens, denen die Welt hingerissen folgte und die von ihr aufs Neue erwartet werden — so quellfrisch und lerchenfroh beigen die Töne. Sie sind berühmt geworden, die Lieder einer Unbekannten.

Die Mutter bleibt dabei: erst seit ihrem Heimgang vom Buden, den Rosalinde beobachtet, sei das holde Wunder so beseelter Kunst in der Tochter aufgeflammt.

Märchen von heute?

Nein „Es war einmal", sondern ein helles „Es ist" stehe am Schluß.

Licht von drüben

Von HEDWIG FORSTREUTER

Der Wind stemmte sich vor entgegen, als die schwere Haustür ins Schloß sank. Dore lief die Stufen herab, bog um die Ecke. Der Wind seufzte in den Kastanien, es roch nach Blättern und Feuchte. Tropfen fielen, aus der Richtung des Dorfes bellte ein Hund.

Dore nahm all dies wahr, Wind, Stille und Nachtgeräusche, und strebte eilig vorwärts, bemüht, einen Gefühl nicht Raum zu lassen in sich, der Furcht, die in der Dunkelheit lauerte, um sich auf sie zu stürzen wie ein Tier. Denn dies war geblieben von ihrer schweren Krankheit: sie, die sonst unbeirrt durch den Nachtwind jeder Art, der es nichts ausmachte, ihren Mann abends allein im kleinen Tourenwagen von der Bahn zu holen, was eine halbe Stunde Fahrt durch nächtlichen Wald bedeutete, sie, die ohne Begleitung tritt, sie stürzte sich nun, ihre Nerven gaben nach. Es war ein gewaltsamer Entschluß gewesen, allein um diese Zeit über den Hof zu gehen, einzig weil Achim nach Ost gefragt hatte. Der Diener hatte seinen freien Abend, und die Mädchen sangen in der Küche, da mochte sie nicht stören. Zudem war es beschämend, sich zu überwinden und diesen Weg für ihren Mann zu tun. Man sagte, Eigennet seien wieder im Dorf gesehen worden und unheimlich entschlossene Gestalten unter ihnen. Doch gerade dieser Gedanke einer möglichen Unsicherheit spornte sie an.

Sie durchschritt die Pforte am Entengraben, überquerte den Hof, und nun suchten die Finger am Schloß des Ostflügels. Durch den Torweg des Wirtschaftshofes fegten Windstöße. Doris drückte sich eng an das Türholz, der Riegel gab nach. Die elektrische Taschenlampe blinkte auf, ein Schatten huschte über die Gestelle, die weißgekalkten Wände und das Deckengewölbe.

Mit eiligen Händen raffte sich Dore Aepfel auf, Mäuse huschten im Stroh, die Nacht stand schwarz vor der halboffenen Tür, die sich im Zug bewegte. Dore leuchtete über die Gestelle, suchte die reifsten Früchte. Es war Torheit, sich zu fürchten, Irgendwo in einem Hofwinkel mußte der Nachtwächter sein, im Pferdestall schlief der Schäferhund, und das Haus lag in Rufnähe. Dennoch war ihr Gesicht wie das eines ängstlichen Kindes, als sie sich zum Zurückgehen entschloß. Der Hofplatz lag fast taghell im Licht des halben Mondes. Die ersten Schritte über den einsamen Platz gelangen noch leidlich gefaßt, dann knackte es seltlich im Gebüsch, es plätscherte im Entengraben, und die Frau flog hinein, gejagt von Schrecken.

Niemand verfolgte sie. Sie begriff es, als sie aufatmend in der Halle stand, und sah mit leiser Beschämung zurück, die Kastanien behüteten den Stall gleich einer dunklen Mauer; der Efeu am Turm raschelte und flüsterte. Dore fühlte in diesem Gegensatz zwischen Geräume und Stille, zwischen Nachtkühle und Wärme des Hauses mit einer Deutlichkeit, die sie lange nicht empfand, die Geborgenheit ihres Lebens. Wohl war es nicht leicht mit Achim, de' ihm gab es kein Ruhen und besänftigtes Freuen; es war eher ein stetes Bereitsein, ein Wachsein und Aufmerken äußerster Art nötig, um seine Zufriedenheit zu behalten. In seiner Nähe gab es niemals ein Sichgehenlassen, kaum ein Selbstsein. Und sie, die aus umhegtem Elternhaus kam, hatte anfangs vor Hilflosigkeit sich selber um Fehler begangen. Nun liebte sie die kühle klare Atmosphäre um ihren Mann, sie hatte bei ihm Selbstzucht gelernt, und wenn sie auch zuweilen Wärme entbehrte, so spürte sie in seltenen Augenblicken, daß sie ihm näher gekommen war, daß Schranken zu sinken begannen, die sie für unübersteigbar gehalten hatte.

Sie hing den Mantel an den Wandriegel, tat die Stiefel an den Haken und stand dann im kleinen Ankleideraum, ein Tuch in der Hand, um die Feuchte von sich zu reiben. Der Brittaller auf der Tischplatte klirrte leise, eine Tür war im Hause zugeflogen, Schritte liefen über Treppen. Dore hörte ihren Namen rufen, sie stieß die Tür auf, ihr Mann stand an der Schwelle, die etwas zu breite Gestalt fragend vorgebeugt, das Gesicht erhaunt und ärgerlich. Er war gewohnt, daß sie ihm um diese Stunde vorlas, und er liebte keine Programmänderungen oder doch nur solche, die von ihm ausgingen.

„Was tust du hier?" Die Frage klang scharf. Da sah er das Obst in ihrer Hand, sah windzerwehte Haare, gerötete Wangen, die Augen groß und triumphierend in dem zarten Gesicht, und wußte, wo sie für ihn gewesen war. So kurz nach ihrer Krankheit, die ihr das Ausgehen noch verbot und nach der sie schreckhaft geblieben war wie ein kleines Mädchen. Seit in einer der letzten Nächte Zigeuner in den Bauernställen einbrachen, traten selbst die Hausmädchen abendliche Gänge nur zu zweien und dreien an.

Er fragte, ob sie allen gegangen sei und weshalb. Als sie schwieg, einfach weil er die Antwort wußte, geschah jenes Wunder, das Dore noch niemals an ihrem Mann erlebte: über sein Gesicht lief ein Zucken, ein wunderlich bewegtes Lächeln, das ihn um Jahre verjüngte. Es war, als würde ein Vorhang weggezogen von seinem Ich, die scharfharte Hülle, hinter der sich die Seele versteckt, und das göttliche Geheimnis selbst sehe die Frau an: Licht von drüben. Dore zitterte und empfing mit weitoffenen Augen diesen Blick der Liebe. Sie hatte getrübt, daß solche Tiefe in ihrem Mann schlummern müsse. Einmal würde sie sein Gesicht so sehen, das wußte sie, aber sie glaubte bisher, dies würde erst in ihrer oder in seiner Todesstunde geschehen. Erst wenn die Vollkommenheit ihre Häupter streifte. Nun war sie krank gewesen und dem Tode sehr nahe. Jede Erklärung konnte sie von neuem gefährden. Und Achim wußte dies.

Wirbel war um sie. Durch ihr Hirn jagten Erinnerungsfetzen, Bilder aus ihrer Ehe, sein rasches, eigewohntes Werben, ihre demütige Hingabe, das Beben in der scharfen Luft seiner Geistigkeit, in der ihre Sehnsucht oft trat. Sie war sein nächster Mensch, doch welche Fernen lagen oft zwischen ihnen, welche Strecken der Oede. Ein Ring der Unnahbarkeit umgrenzte den Mann.

Und nun war die goldene Brücke geschlagen, für einen Augenblick Dauer. Nachher würde wieder Dämmerung sein, Gelassenheit. Kühle. Was tat es? Einmal hatte sie das volle Licht geschaut.

Sie sprachen nicht, sie sahen sich nur an. Dore nahm einen Apfel vom Brittallrund, und bot ihn dem Manne. Sie lächelte, und ihre Lider zuckten nicht, als sie wieder zu ihm aufsah, ungeblendet durch das Licht von drüben.

Dies nebenbei

Mit einer Geschwindigkeit von acht Metern täglich bewegt sich gegenwärtig ein Berg in Kalifornien in Richtung auf das Meer zu. Das seltsame Naturereignis vollzieht sich in der Region der „Toten Hügel" bei St. Andreas und ruft unter der Bevölkerung dieses Distriktes eine ungeheuere Erregung hervor. Es handelt sich um eine Erdwelle von fast zwei Kilometer Länge und 40 Meter Breite, die unaufhaltsam vorwärtsschreitet und alles wegfegt, was sich ihr in den Weg stellt. Felder werden zerstört, Bäume umgerissen, Farmhäuser niedergedrückt, Viehherden verschlungen. Wenn die Bewegung dieses wandernden Berges anhält, ist die kleine Stadt Gilroy, die sich in unmittelbarer Nähe befindet, von einer Katastrophe bedroht. Die Bewohner bereiten sich bereits darauf vor, ihre Häuser zu verlassen, nachdem die eigenartige Erdbewegung schon die Brücke über den Rio Pagaro zerstört hat und in unverminderter Tempo anhält. Ein Stab von Ingenieuren ist von San Franzisko herbeigeeilt, um die Bewegung durch Sprengung zum Stillstand zu bringen. Die Sachverständigen nehmen an, daß die zahlreichen schweren Regenfälle der letzten Zeit diese Naturerscheinung ausgelöst haben.

*

In London traf dieser Tage Mr. Arthur Denham, ein bekannter Großwildjäger ein, der seit zwei Jahren Zentralafrika nach Beute für die europäischen Tierparks durchstreift. Auf seiner längsten Fangreise hat er ein recht merkwürdiges Erlebnis gehabt, dessen sich wohl nur recht wenige Leute auf der Erde rühmen können. Er verpaßte nämlich — den Weltkrieg. Im Juli 1914 brach er zu einer Expedition ins Innere Zentralafrikas auf, die ihn über vier Jahre von der Zivilisation fernhielt. Er lebte unter wilden Eingeborenen, die nicht einmal den Gebrauch der Signaltrommel, des „Urwaldtelegraphen" kannten. Als er dann wieder in die Zivilisation zurückkehrte, teilten ihm die ersten Weißen, denen er begegnete, freudestrahlend mit, daß der Krieg zu Ende sei. Erstaunt erwiderte Denham, er habe gar nicht gewußt, daß ein Krieg angefangen habe. Man hielt ihn für einen Narren, bis sich der wahre Sachverhalt aufklärte. Im Dschungel Zentralafrikas hatte Denham nicht das Mindeste von dem großen Völkerringen bemerkt. „Dafür habe ich damals in einem ständigen Krieg mit dem Tiger gelebt", erzählt Mr. Denham. „Der gefährliche Frankenschlag dieser Wildkatze hat auf meinem Körper mancherlei Spuren hinterlassen."

*

Eine ganz neuartige Agentur ist in New York begründet worden, die der großen Sehnsucht der Amerikaner, in die Nähe von Berühmtheiten des Kinos, des Theaters und des Konzertsaals zu gelangen, entgegenkommt und die sonst so schwierige Jagd sehr erleichert. Man kann bei der Agentur ohne weiteres erfahren, in welchen vornehmen Restaurants man am kommenden Abend Aussicht hat neben einem dieser Stars zu speisen. Die Kunden der Agentur brauchen nur anzurufen: „Wissen Sie, wo Kapellmeister X heute abend angemeldet ist?" Einen Augenblick des Wartens, währenddessen der Angestellte schnell die Liste der beliebtesten Restaurants durchfliegt, und dann hört man: „Der Herr Kapellmeister wird heute abend um 20 Uhr im „Twenty one" sein . . ." Dann aber hört man weiter: „Und wenn Sie zu den „Colonies" gehen, können Sie neben Joan Crawford sitzen, und es ist sogar möglich, aber nicht ganz sicher, daß Sie Gary Cooper sehen werden . . ."

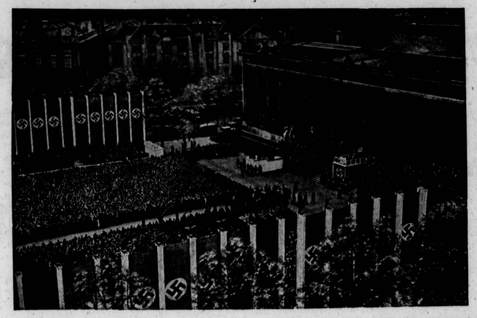
*

In Buenos Aires wurde von dem Schwimmer Pietro Candiotti, der bereits das fünfzigste Lebensjahr überschritten hat, eine sonderordentliche Schwimmleistung vollbracht, sein Rekord wurde von einer Kommission festgestellt. Er hat die Strecke von San Jose vier nach Santa Fé, 264 bis 274 Kilometer, zurückgelegt und ist dabei hundert Stunden und 33 Minuten hintereinander in den Wassern des Flusses Parana geblieben. Die Genauigkeit in der Kilometerzahl ist eine Folge der Abweichungen von der Bahn. Candiotti hat damit die erste Stelle unter den Distanzschwimmern und die zweite im Weltrekord des Verbleibens im Wasser erreicht. Der Weltrekord im Dauerschwimmen selbst gehört noch Charles Zynny, der in 147 Stunden und 37 Minuten eine Strecke von 235 Kilometern zurückgelegt hat; er vollbrachte die Leistung auf dem Hudsonfluß vom 22. bis zum 29. August 1937. Man weist auch besonders darauf hin, daß der Rekordschwimmer Candiotti bereits einen Sohn hat, der sich gleichfalls durch große Schwimmleistungen hervortut; er ist heute erst 15 Jahre alt und hat bereits die Höchstleistung auf der Strecke Paraná—Santa Fé vollbracht.

*

Aus Java wird der Tod des Sultans Paku Boewono gemeldet, der allgemein unter dem Spitznamen des „Königs mit den Assen" bekannt war. Man hat ihm diesen Titel beigelegt, weil er bei jedem Spiel zu morgen pflegte, er hielt das für ein gesetzliches Vorrecht, das man einem Herrscher nicht absprechen dürfte. Tatsächlich durfte und durfte sich niemand erlauben, ein Spiel gegen ihn zu gewinnen. Jeder, der daran teilnahm, tat so, als ob er nicht bemerkte, daß hinter ihm ein Mann aus dem Gefolge des Sultans stand, ihm in die Karten guckte und seinem Herrn über seine Beobachtungen Zeichen gab. Ebenso geschah es auf den Rennplätzen; wenn der Sultan auf sein Pferd setzte, dann wurden die Jockeys, die die anderen Pferde ritten, verständigt und dringend ersucht, sich nicht etwa zu erlauben, das Pferd zu schlagen, auch das der Sultan gewettet hatte.

Der Nationalfeiertag des Deutschen Volkes in Berlin



Im Lustgarten sprach der Führer zu den Schaffenden Großdeutschlands (Scherl Bilderdienst, Z.-M.-K.)

Der Führer spricht im Olympiastadion zur deutschen Jugend. (Weltbild, Zander-Mult.-K.)

Der Führer begrüßt die Sieger im Reichsberufswettkampf. Neben dem Führer Reichsleiter Dr. Ley und der Jugendführer des Deutschen Reiches Baldur von Schirach (Presse-Hoffmann, Zander-M.)

Der Führer begrüßt die Betriebsführer der ausgezeichneten NS.-Musterbetriebe in der Reichskanzlei. Hinter dem Führer Generalfeldmarschall Göring. (Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

Der ungarische Staatsbesuch beim Führer

Der Führer empfing in der neuen Reichskanzlei den Königlich Ungarischen Ministerpräsidenten Graf Teleki und den Königlich Ungarischen Außenminister Graf Csaky zu einer längeren Aussprache. Unser Bild: Links: Ministerpräsident Graf Teleki, rechts: Außenminister Graf Csaky. ←

Dr. Seyß-Inquart Reichsminister

Durch das im Zuge der organisatorischen Gestaltung des Landes Oesterreich erlassene Gesetz über den Aufbau der Verwaltung in der Ostmark, das am 1. Mai 1939 in Kraft getreten ist, hat das Amt des Reichsstatthalters in Oesterreich seine Erledigung gefunden. Der Führer hat den bisherigen Reichsstatthalter in Oesterreich, Dr. Seyß-Inquart, vorbehaltlich der Zuweisung eines besonderen Aufgabenkreises, zum Reichsminister ernannt. — Den bisherigen Reichskommissar für die sudetendeutschen Gebiete, Gauleiter Konrad Henlein, hat der Führer zum Reichsstatthalter in diesem Reichsgau ernannt und ihm aus diesem Anlaß für die bisher dem deutschen Volk geleisteten Dienste sein Dank ausgesprochen. — Unser Bild: Reichsminister Dr. Seyß-Inquart (links) und Reichsstatthalter Konrad Henlein. (Sammlung Seiler, Zander-M.)

Fabelhafte Rekrutierungsbüros

Auf dem Horse-Guards-Paradeplatz in London wurden mit der Besichtigung durch den Lordsiegelbewahrer und Minister für die zivile Verteidigung, Sir John Anderson, zwei fahrbare Rekrutierungsbüros ihrer Bestimmung übergeben. Sie sollen im Rahmen der umfassenden Propaganda-Aktion für die verschiedenen Einheiten der zivilen Verteidigung durch das ganze Land fahren. Dieser Wagen hier soll, wie die Plakate ankündigen, Mitglieder für die weiblichen Hilfskorps werben. ←
(Scherl Bilderdienst, Zander-Mult.-K.)

Parteisekretär Minister Starace in Tirana

In Begleitung des italienischen Ministers für öffentliche Arbeiten, Gigli, und des neuen Unterstaatssekretärs für albanische Angelegenheiten, Benini, besuchte der Generalsekretär der Faschistischen Partei, Minister Starace, in diesen Tagen Albanien. Unsere Aufnahme zeigt den Wagen des Ministers bei der Einfahrt in Tirana durch das Spalier der italienischen Truppen. (Scherl Bilderd., Z.-M.-K.)

Der Brandstifter des Ozeandampfers „Paris"

Unter dem Verdacht, auf dem vor einigen Tagen ausgebrannten französischen Ozeandampfer „Paris" das Feuer angelegt zu haben, wurde der Kellner Cesar Franck (Mitte) verhaftet. →
(Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

Der kritische Augenblick

Tatsachenbericht von Ulrich von Uechtritz

Die „Ruhende Venus"

2. FORTSETZUNG

Dunkelblau und sternbesät liegt die Nacht über Venedig. Unbeweglich träumen die Kanäle zwischen den hohen Häusern ihren jahrhundertealten, schwarzen Traum, in den nur hier und da das Licht eines hellen Sterns herunterfällt und sich erstaunt im dunklen Wasser wiederfindet. Von der Lagune kommt ein behutsamer Wind, der das leise Plätschern des Wassers, vorbei an der „Maria della Salute" bis in die engen Gassen trägt.

Venedig schläft, — schläft eine der vielen tausend Nächte des Quinquecento.

Nur in der kleinen Künstlerkneipe der Lagunenstadt ist noch Leben. Da sitzen die letzten Unentwegten um den schweren, runden Tisch in der Nische, die ihre steinerne Wölbung tief hinabhängen läßt fast bis auf die Köpfe der Männer, die sich allabendlich hier treffen.

„Es lebe die Kunst, der Wein und die Liebe"

„Noch einen Humpen — Antonio, . . . noch einen Humpen . . . Es lebe die Kunst, der Wein und die Liebe!"

Ein anderer stößt ihm an: „Auf Kunst und Wein, da trink' ich mit . . . doch Liebe? Nennt's lieber Narretei!

Ein dröhnendes Lachen geht durch die Runde. — Der rote Wein ist schwer, — die Köpfe sind erhitzt.

Da hebt er wieder an: Nennt's ruhig Narretei! Habt Ihr's nicht eben selbst erlebt mit dem Giorgione? — Hab' ich's doch gleich gesagt, daß da ein Frauenzimmer dahinter steckt, wie Ihr mit sorgenvollen Mienen umgelaufen seid und habt gemeint, ein böser Geist hätt' seinen Sinn verwirrt gemacht! — Seit Monaten ist er nicht mehr an unseren Tisch gekommen, — seit Monaten, als ex. — so sing's doch an — von früh bis spät durch die Kanäle, den Hafen und die Lagune fuhr. Zwei Gondolieres hat er fast ins Grab gehetzt: Fahr schneller . . . rechtsrum . . . linksrum, . . . dieser Gondel nach und jener! Der Leute Finger zeigten schon auf ihn, wenn seine rote Mütze mit der langen Feder sichtbar wurde. — Hab's gleich gesagt, — da steckt ein Frauenzimmer hinter! — Als wenn er's nötig hätte, — gerad' er, der Giorgione, dem alles Weibsvolk nachläuft und sich glücklich schätzt, wenn er nur eine Skizze von ihren glatten Gesichtern zeichnet! — Der . . . einen kranken Geist? Daß ich nicht lach'. Gesundes, derbes Bauernblut hat er in seinen Adern, da wird ein Geist nicht krank. Aber verliebt ist er, die Liebe macht ihn närrisch! Ist's etwa keine Narretei — die Liebe? Habt ihr nicht alle vergeblich an seine Werkstatt gepocht, wo's sonst so lustig zuging für uns alle? — Da sitzt er nun seit Wochen drin und zeigt sich keinem Menschen mehr; . . . und wir, die Freunde . . . ? Ein schlechter Kerl ist er, — ein Weibsbild wiegt ihm mehr, als alle Freundschaft!"

„Halt's Maul, Marcel, du bist ein Lästermaul" — fällt ihm ein anderer ins Wort — „nur weil er mehr kann als wir alle andern, spritzt du dein Gift auf ihn . . . und weil er mehr Glück bei den Frauen hat, als du! — Und dann. . . . du bist kein Venezianer; bei euch im Norden fließt das Blut vielleicht ein wenig kälter, nüchterner, als hier in unseren Adern!" Er nimmt den Humpen: „Nun grade auf die Liebe und die schöne Unbekannte, die den Giorgione in ihren Fesseln hält!"

Die Venus

Der Maler Giorgio Barbarelli, den seine Freunde kurzweg „Giorgione" nennen, sitzt in seiner Werkstatt im Campo Silvestro vor einem fast vollendeten Bilde.

„Noch heute wird es fertig werden. — noch heute, wenn sie wieder da ist, sie, die aller Frauen Schönste ist, die Venus, die ein Gott erschuf in einer Feierstunde voller Andacht."

Was sind sie alle, diese schönen Frauen, deren Bilder an den Wänden der Werkstatt hängen, gegen diese eine, die sein inneres Künstlerauge immer suchte und bisher nie fand?

Und eines Tages plötzlich war dieses Idol zur Wirklichkeit aus Fleisch und Blut geworden.

An irgendeinem der Kanäle war es, die in die Lagune münden, in die er träumend hinausblickte.

Von zwei Gondolieren schnell getrieben, glitt eine Gondel, deren reiche Goldverzierungen in der Sonne blinkten, an ihm vorüber. Und in ihr saß ein Mädchen, das Geschöpf, das seine Künstlersinne suchten. Aber wie ein flüchtiges, unwirkliches Schemen war die Gondel seinen Blicken entschwunden. — Wer war das Mädchen? . . . Wo war sie zu finden?

So kam es, daß er tagelang von früh bis spät durch alle Wasser der Lagunenstadt die Gondel hetzte. — Vergebens.

Das Mädchen konnte nur einer vornehmen Familie angehören, das zeigte die Pracht der Gondel. Da suchte er sie endlich auf den Festen, die die Patrizier gaben. Und einmal war das Glück ihm hold. Auf einem Fest, das durch die Säle eines Palazzo rauschte, fand er sie.

„Das Werk ist vollendet."

Vom Campanile schlägt die fünfte Stunde. Noch immer sitzt der Maler, den Kopf in die schlanke Hand gestützt, und sinnt: Nur eine kurze halbe Stunde, dann muß sie kommen, die Geliebte, der nicht allein sein junges Herz gehört, — nein, der sein ganzes Sein und seine ihm seit seiner Kindheit heilige Kunst zu Füßen liegen.

Er nimmt die Viola vom Fenstersims und singt mit leiser, dunkler Stimme.

Wie ein riesiges Landschaftsgemälde hängt das große Viereck des Werkstattfensters an der Wand. Im Vordergrund die Dächer von Venedig, dahinter der Lagune tiefes Blau, in der ein kleines weißes Segel Zwiegespräche hält mit einer winzigen, winzigen weißen Wolke. — Dahinein schwingt das Tremolo des Liedes, hinweggetragen von dem Seitenton der Viola.

Es dämmert schon. Da legt Giorgione die Palette aus der Hand. Vom Bild der Venus, das nun fertig vor ihm steht, springt sein Blick hinüber zu der geliebten Frau, des Bildes Ebenbild aus Fleisch und Blut, das sinnbetörend schön und lockend auf dem Diwan ruht. — Und eine weihevolle Stimmung greift an des Künstlers Herz:

„Steh' auf, Violanta — zum ersten Male sollst du jetzt betrachten, was du der Welt und mir geschenkt. Nur armselige Sklaven sind meine Hände, die das Bild hier schufen; — dich aber schuf ein Gott mit seiner unsehbaren, verschwenderischen Hand!"

Leise legt er den Arm um das Mädchen, die in ihr eigenes Bild versunken steht.

Da hebt das Ave-Läuten von den Türmen an.

Der Verleumder

„Halloh — halloh, Giorgione . . , wo steckst du seit Monden? — Verliebter Narr! Ein schlimmer Freund bist du! Wer ist's, die dich so fest in zarten Fesseln hielt? Gut, daß du wieder da, Giorgione! Die Farben sind wohl alle eingetrocknet, zum Malen wirst du nicht viel gekommen sein . . .! Erzähl' uns doch, Giorgione! Sie soll leben . . . Prost!"

Solch wirres Stimmendurcheinander empfängt ihn, als er an diesem Tage zum ersten Male seit langem spät abends wieder in die Künstlerkneipe kommt.

„Seid mir nicht böse; ich weiß, es hat euch gekränkt, daß ich so lange fortblieb. Doch nein, — die Farben sind nicht eingetrocknet, Giorgione malt — malen heißt leben für Giorgione, auch wenn das Wunder einer Liebe, einer ganz großen, — verhext mich recht — einer so großen, die nur einmal kommen kann, auf mich herabgefallen ist. Drum fragt nicht viel, — laßt mir ein wenig Zeit. Mit eigenen Augen werdet ihr sie sehen, die Venus, die ich malte, wenn's an der Zeit, und auch ihr Ebenbild aus Fleisch und Blut . . ."

Ganz spät knarrt die Tür der Schänke noch einmal in ihren rostigen Angeln.

„Ein später Gast bist du, Marcel . . . auch zarte Bande, die dich hielten?"

„Sieh her — ein neuer alter Gast in unserer Runde — Giorgione — geh' frei' dich mit uns, altes Lästermaul, Marcel!

Der hat verkniffene, listige Augen; spricht nur wenig. Nur manchmal fliegt ein haßerfüllter Blick Giorgione zu.

Er hat seinen Stuhl dicht neben den Giorgiones gerückt. Hastig tut er ein paar tiefe Züge aus dem Weinkrug. Dann zischelt er Giorgione in das Ohr:

„Ein feines Liebchen hast' dir ausgesucht, Giorgione — ein feines Liebchen, — muß man sagen! Soß sie heut' aus deiner Werkstatt kommen. Sehr eilig war sie . . . hat sich ängstlich umgeschaut . . . muß gute Gründe dafür haben! — War auch recht vorsichtig in der Auswahl des Herrn Vaters; wär' auch wohl schwerlich sonstwo hinpassen als in den Palazzo mit den Marmorstufen des alten Signore, der die Kunst liebt. Und wie er die Kunst liebt! Läßt von einem Spanier Fresken malen im Palast. — Ein feiner Kerl, der Spanier, versteht sich auf Frauen. — Aber sein Blut begnügt sich nicht mit einer. — Sei auf der Hut, Giorgione — ich sag' dir seine eignen Worte: — . . . sind nicht viel wert, die Frauen hierzulande, — hat mir noch keine widerstanden, nicht einmal meines Bauherrn Tochter . . .!"

Giorgione ist aufgesprungen. Brüsk stößt er den Verleumder beiseite. — Noch ehe man ihn halten kann, ist er schon fort.

Versuchung

„Violanta" — Wie ein gequälter Aufschrei klingt es durch den hohen, dunklen Raum der Werkstatt, als er vor das Bild der Venus tritt, — „Violanta." —

Aber in diesem einen, immer und immer wieder hervorgestoßenen Wort spielt sich ein ganzes Drama ab, ein Drama, in dem eine Welt zusammenstürzt, die Welt eines großen Künstlers, die noch am gleichen Tage, als sie sich zu einem Ganzen gerundet hatte, wieder auseinanderbricht durch die hämische Lüge eines gewissenlosen Neiders.

Der neue Morgen bricht schon an, und noch immer stehen die bleichen Lippen, — nun schon fast mechanisch, — das eine Wort hervor.

Da löst sich plötzlich aus des Künstlers Munde ein greller Schrei. — Aus einer Lade greift seine Hand ein spitzes Messer. Dann tritt er wieder vor das Bild:

Am Herzen soll's beginnen, der Schnitt, der durch die Leinwand gehen soll, einer unsinnigen Schwäche Hohn.

Schon hebt die Hand das Messer.

Da huscht ein erster Sonnenstrahl über den wundervollen Körper, der keusch und weiß aus dem Gemälde leuchtet.

Und da — da geht ein Ruck durch die Gestalt des Mannes. Hochaufgerichtet wirft er das Messer durch das Fenster, dem jungen Morgen ins Gesicht.

Lange hat sich dann Giorgione, von Venedig entfernt, auf Reisen gehalten. Als er zurückkam, war Violanta an einen ungeliebten Mann verheiratet.

Aber das seelische Bild der Frau, das sein Genie befruchtet hatte zu dem Bilde, das seinen Ruhm durch die Jahrhunderte trug, blieb entstellt, obwohl er erfuhr, daß nur schändliche Verleumdung, aus Haß und Mißgunst geboren, ihn um sein Liebesglück betrogen hatte.

Nur wenige Jahre später, im Jahre 1510, erlag Giorgione der Pest.

(Fortsetzung folgt.)

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Ein Prozeß, der sich gegenwärtig in Stockholm abspielt, sollte besonders bei jenen Auslandszeitungen Beachtung finden, die in ihren Berichten über Deutschland so häufig eine blühende Phantasie entwickeln. Es gibt derartige Erzeugnisse in den verschiedensten Sprachen, und zu ihnen scheint auch das Stockholmer Blatt „Nya Dadligt Allehanda" zu gehören, das gerade an jenem Tage, da anläßlich der historischen Münchener Konferenz die ganze Welt voller Spannung der Entscheidung der drei Staatsmänner harrte, eine Extraausgabe mit der Ueberschrift „Krach in München" herausbrachte. Darin stand zu lesen, daß bei der Besprechung eine friedliche Lösung nicht erzielt werden konnte. Diese Nachricht verletzte einen schwedischen Gutsbesitzer derartig in Schrecken, daß er in Erwartung eines Weltkrieges ein ganzes Bündel Wertpapiere unter erheblichen Verlusten verkaufte. Nun hat der durch eine „Zeitungsente" gebluffte Mann Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erhoben, die auch tatsächlich gegen den verantwortlichen, mittlerweile aus seinen Diensten geschiedenen Redakteur ein Verfahren einleitete. Die gesamte schwedische Presse besaßt sich mit diesem außergewöhnlichen Gerichtsfall, in dem die Schadenersatzpflicht der Zeitung geprüft wird. Vermutlich wäre der schwedische Gutsbesitzer längst an den Bettelstab gekommen, wenn er gewisse englische, französische oder schweizerische Zeitungen lesen würde!

*

Wird Mr. Bill O'Connel, ein Ansager des britischen Rundfunks, die 1000 Pfund, die ihm eine Mrs. Agnes Watson aus Boston in ihrem Testament vermachte, erhalten oder nicht? Das ist eine Frage, die in einem Erbschaftsprozeß in London entschieden werden soll. Mrs. Watson, eine Witwe, war leidenschaftliche Rundfunkhörerin. Besonders aber hatte sie die Stimme des Ansagers Bill O'Connel, den sie persönlich nicht kannte, in ihr Herz geschlossen. Diese sanfte und wohltönende Männerstimme', so schrieb Mrs. Watson in ihr Testament, „hat mein Herz noch einmal mit Liebe erfüllt und mir den Lebensabend verschönt. Darum vermache ich Mr. O'Connel 1000 Pfund. Gegen diese letztwillige Verfügung hat nun Miß Barbara Vanderslice, eine Nichte und Erbin der Verstorbenen, Einspruch erhoben. Sie erklärte, daß die 65jährige Tante in ihrem letzten Lebensjahr kindisch geworden sei und unter Halluzinationen gelitten habe. Mrs. Watson sei, als sie den Rundfunkansager als Erben einsetzte, nicht mehr bei klarem Verstand gewesen, und ihre überschwengliche Liebe zu dem Ansager war nur die Stimme konnte, sei der beste Beweis für ihren Geisteszustand. Das Gericht hat sich die Entscheidung dieses Falles vorbehalten.

*

Bereits seit 86 Jahren existiert in Amerika ein „Bund der Nomaden der Vereinigten Staaten", der als staatlich anerkannte Vereinigung eine Mitgliederzahl von nahezu einmalhunderttausend Personen aufweisen soll. Wie ernst es dem Bund mit seinen Zielen ist, geht schon daraus hervor, daß er sich zu einem Kampf gegen die Errichtung von Autostraßen entschlossen hat, weil diese Straßen den Nomaden ihre Lebensgrundlage entziehen würden. Gegründet wurde diese Organisation von einem Mr. Jeff Davis, der seit langem in den USA unter dem Titel „Kaiser des Vagabunden" bekannt ist. Nun hat sich gegen diesen allgemein geachteten Herrn, der die Interessen aller Wohnwagenbesitzer und ambulanten Gewerbetreibenden, ja, sogar einiger nomadisierenden Indianerstämme vertritt, eine Revolte erhoben. Davis befindet sich nämlich schon längere Zeit in Hollywood, um bei einem, das Tramp-, Nomaden- und Wanderleben behandelndem Film beratend mitzuwirken. Der Film ist nun fertig, aber dem Kaiser der Vagabunden gefiel es in der Filmstadt so gut, daß er die Absicht geäußert hat, sich für dauernd hier niederzulassen. Das ruft den Protest seiner wandernden „Untertanen" hervor, die ihm das Ultimatum stellten, entweder Nomade zu bleiben oder als Bundesoberhaupt zurückzutreten. Mr. Davis wird sich also entscheiden müssen, ob er wieder seine „Residenz auf Rädern", einen recht komfortablen Wohnwagen, beziehen wird.

*

Mr. Thomas Payne, seines Zeichens Reisender, tat sich etwas darauf zugute, nicht abergläubisch zu sein. Er bestand stets darauf, im Hotel, im Zimmer Nummer 13 zu wohnen. Bei seinem jüngsten Aufenthalt in London will er jedoch von den Dreizehn nichts mehr wissen, denn er macht sie verantwortlich für eine wahrhaft groteske Serie von Unglücksfällen, die ihm an einem einzigen Tage zustieß. Zunächst war er mit der Untergrundbahn nach dem Westen gefahren, um einen Kunden zu besuchen. Da wird ein Passagier ohnmächtig und sinkt Mr. Payne in die Arme, der sich sofort um ihn bemüht. Das Unglück ist nicht groß, aber Payne war bei dieser Gelegenheit über sein Ziel hinausgefahren und mußte wieder umkehren. Als er seine Besorgungen endlich erreicht und mit der Menschenmenge die Treppen zum Ausgang hinaufsteigt, erleidet ausgerechnet vor ihm eine sehr korpulente Dame einen Ohnmachtsanfall. Sie stürzt auf ihn und rollt mit ihm zusammen die Treppen hinunter. Man muß Mr. Payne mit Verstauchungen und Hautabschürfungen ins nächste Hospital bringen. Am Nachmittag wird er entlassen und begibt sich nun vorsichtigerweise zu Fuß auf seinen Geschäftsweg. Da prallen unmittelbar vor ihm an einer Straßenkreuzung zwei Autos ineinander. Vor Schreck darüber wird Payne, dessen Nervenzustand sehr gelitten hat, diesmal selbst ohnmächtig und wird zum zweitenmal an diesem Tage ins Hospital transportiert. Bald kommt er wieder zu sich. Aber die Geschichte ist ihm zu unheimlich. Er bittet die Nacht im Hospital verbringen zu dürfen und verständigt telefonisch die Hoteldirektion, man möge sofort seine Koffer aus dem Zimmer 13 entfernen und in einen anderen Raum bringen lassen, damit ihm die böse Dreizehn, die er bisher stets verspottete, nichts mehr anhaben kann.

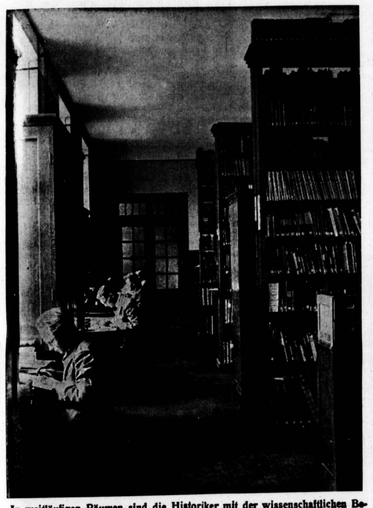
*

Eine abenteuerliche Wette haben kürzlich die beiden Engländern Sutton und Milbanke in London ausgetragen. Der letztere hatte die Behauptung aufgestellt, daß es unmöglich wäre, einen Golfball von der Tower-Brücke in der Nähe von Piccadilly auf eine Entfernung von 3¼ km in weniger als 1200 Schlägen zu treiben, in jedem Falle würde der Golfspieler dabei von den Polizisten angehalten werden. Mr. Sutton behauptete das Gegenteil, und so kam es zu einer Wette, die jetzt ausgetragen worden ist. Milbanke war so unvorsichtig gewesen, die Bedingungen der Wette nicht vorher genau festzulegen, so daß Sutton alle Vorteile für sich herausfischen konnte. Er wählte zunächst die Zeit von Sonntagabend, wenn die Straßen der City, die Themsufer und das vornehme St. James-Viertel fast menschenleer sind. Dann spielte er immer so, daß er den Ball auf der Straße dicht am Abzugskanal längs des Bürgersteiges hielt, und es gelang ihm, den Ball immer in Schlägen von 40 m weiterzutreiben. Zur großen Ueberraschung Milbankes interessierten sich die seltenen Fußgänger kaum für das merkwürdige Golfspiel inmitten der Stadt. Ja ein Polizist hielt sogar ein vereinzeltes Auto auf, als der Spieler einmal die Straße mit seinem Ball überqueren mußte. Es benötigte 1¾ Stunde bis Sutton, der das Golfspiel genau nach den Regeln ausführte, die 3½ km zurückgelegt hatte, wobei er 142 Schläge machen mußte. Angesichts dieser Leistung streckte sein Gegner die Waffen und machte gar nicht erst den Versuch, noch mehr zu leisten, sondern er zahlte die fünf Pfund, um die sie gewettet hatten.

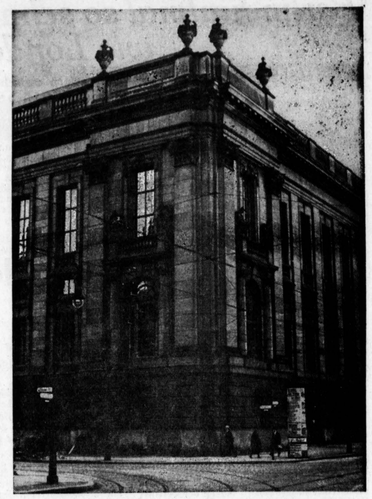
Xaver Xanten

Das gewaltigste deutsche Geschichtswerk

Monumenta Germaniae Historica



In weitläufigen Räumen sind die Historiker mit der wissenschaftlichen Bearbeitung der mittelalterlichen Dokumente beschäftigt



In diesem Gebäude, einem Seitenflügel der Staatsbibliothek, ist das gewaltigste deutsche Geschichtswerk, „Monumenta Germaniae Historica" untergebracht.

In einem Seitenflügel der Staatsbibliothek in Berlin ist das größte deutsche Geschichtswerk untergebracht. Unter dem Namen „Monumenta Germaniae Historica" — Denkmäler deutscher Geschichte — gibt die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ein einzigartiges Sammelwerk heraus, das der Veröffentlichung aller mittelalterlichen Urkunden zur Geschichte der deutschen Könige und Kaiser enthält.

Bisher sind bereits 150 Bände erschienen, doch ist noch keineswegs die Aufgabe beendet und es werden noch eine ganze Reihe weiterer Bände hinzukommen, bis der auf beabsichtende 1000jährige Zeitraum von 500 bis 1500 n. Chr. urkundlich erfaßt sein wird.

Eine Zahl von Gelehrten und wissenschaftlichen Hilfsarbeitern — Historiker und Urkundensachverständige — sind mit den oft schwierigen Aufgaben betraut. Die Echtheit der Originalurkunden, die den verschiedensten Archiven und Sammlungen entlehnt werden, muß erst festgestellt werden und nicht selten ist es, daß erst durch Schriftvergleiche Urkunden als Fälschungen entlarvt werden. Auch die Ungenauigkeiten, die durch das Abschreiben von Geschichtswerken im Mittelalter entstanden sind, verursachen heute der Geschichtsforschung viel Kopfzerbrechen.

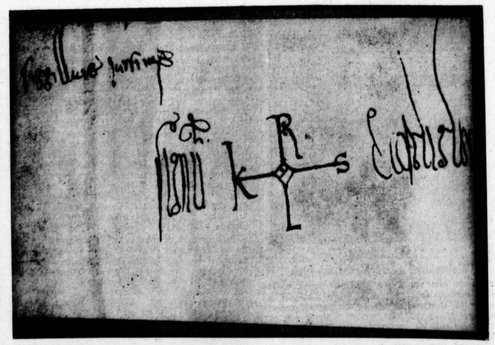
Eines der vielen interessanten Dokumente, das im Institut bearbeitet wird

Die Gründung dieses groß angelegten Geschichtswerkes geht zurück auf den preußischen Staatsmann Freiherr vom Stein. In der Sturm- und Dranperiode hatte man das Mittelalter wieder entdeckt, das Interesse wendete sich den Bauwerken und Denkmälern des Mittelalters zu. Wenige Jahre nach den Befreiungskriegen entschloß sich Freiherr v. Stein zur Gründung der großartigen Urkundensammlung. Zu dem kleinen Kreis von Beratern, die ihm bei der Gründung zur Seite standen, gehörte auch der preußische Staatsmann und Gelehrte Berthold Friedrich Niebuhr. Seine damals erscheinende Römische Geschichte ist zwar heute ihrem Inhalt nach überholt, doch die darin angewendete Methode der Geschichtsforschung, vor allem der kritischen Prüfung der Quellen, ist zur Grundlage aller späteren Geschichtsforschung geworden und wurde auch bei der Veröffentlichung der „Monumenta" angewendet.

Dieses größte Geschichtswerk Deutschlands, das beim Erscheinen seiner ersten Bände außerordentliches Aufsehen erregte und Interesse und Unterstützung vieler Gelehrter und Fürsten fand, ist heute die wichtigste Quelle aller Geschichtsforschung des deutschen Mittelalters.

Dr. Hans Franz

Geschichtsschreiber einst und jetzt. So arbeitet der moderne „Geschichtsschreiber", Pergament und Pinsel seines Kollegen vor 800 Jahren ersetzen Photocopien und Schreibmaschine. Photos (5): Dr. Hans Franz.



Die Unterschrift Karls des Großen. Der Urkundenschreiber zeichnete ein kunstvolles Monogramm, in dessen inneres Viereck der Kaiser nur die beiden Striche zeichnete. Hierdurch wurde das Dokument rechtskräftig.

Berlin fünfmal so schnell wie London

Ein interessanter Wettbewerb zwischen zwei Millionenstädten — Die Reichshauptstadt blieb Sieger

Die Londoner Stadtverwaltung ist seit langem bemüht, eins der dringendsten Verkehrsprobleme der Millionenstadt zu lösen und eine breite Durchgangsstraße zu schaffen, mit deren Hilfe man die Stadt auch in verkehrsreichen Zeiten möglichst schnell durchqueren kann. Man findet mit diesem Plan beim Verkehrsministerium jedoch nicht das nötige Entgegenkommen, und so hat man in diesen Tagen zum Beweis für die Notwendigkeit der Neuanlage ein interessantes Experiment in Form eines **Wettbewerbs zwischen Berlin und London** aufgetragen, bei dem die deutsche Reichshauptstadt als überlegene Siegerin hervorging.

„In Berlin ist man fünfmal so schnell als in London!" Mit dieser Feststellung kennzeichnet die Londoner Presse den Wettlauf zwischen den zwei Millionenstädten. Gleichzeitig durchquerte je ein Kraftfahrer mit seinem Wagen Berlin und London, wobei jeweils eine Strecke von **acht Kilometer** zurückzulegen war. Der Berliner Kraftfahrer startete am Schloßplatz Unter den Linden, um über die neue Ost-West-Achse den am Ende des Kaiserdamms gelegenen Adolf-Hitler-Platz zu erreichen. Er bewältigte die ganze Strecke, die geradewegs durch das Herz der Reichshauptstadt führt, in **7¾ Minuten**, wobei er nur zweimal einen ganz kurzen Aufenthalt erlebte, im übrigen aber mit einer Geschwindigkeit von 60 Stundenkilometern seinem Ziel zustrebte.

„Nicht einen Augenblick mußte ich auf der breiten zweibahnigen Charlottenburger Chaussee die Fahrt verlangsamen, ohne durch das angeschlagene Tempo auch nur im mindesten den Verkehr zu gefährden", schreibt der Berliner Kraftfahrer, ein englischer Journalist, in seinem Bericht. „Trotz des starken Verkehrs war es geradezu ein Genuß, in gleichmäßiger Fahrt die kerzengerade Strecke über Bismarckstraße und Kaiserdamm bis zum Adolf-Hitler-Platz zurückzulegen. Ich startete um 15 Uhr 90 und hatte mein Ziel 90 Sekunden vor 16 Uhr 8 erreicht."

Wie aber ging es dem Londoner Kollegen dieses Kraftfahrers? Auch er startete um 15 Uhr 90 zu seiner Fahrt quer durch London. Er begann am Buckinghampalast, dem Wohnsitz des englischen Königs, und führte acht Kilometer weit nach Osten, und zwar über Knightsbridge am Rande des Hydeparks entlang, durch Kensington Road und Hammersmith Road in die King Street, an deren Ende am Young's Corner das Ziel lag. Auch diese Strecke verläuft verhältnismäßig geradlinig. Aber der Fahrer brauchte, so sehr er sich auch bemühte, schnell vorwärts zu kommen, genau **98¾ Minuten**, um die acht Kilometer zu bewältigen. Dabei war er gezwungen, insgesamt 11 mal zu stoppen und konnte nur eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 16 Kilometern pro Stunde erzielen. Nicht weniger als 80 Fußgängerüberwege und ein volles Dutzend Verkehrspolizisten hatte er zu passieren.

„Das ist ein Triumph, den Berlin keine zweite Millionenstadt nachmacht", so schließt eine Londoner Morgenzeitung ihren Bericht über dieses Experiment und fügt hinzu: „Es gibt zu denken, daß die Londoner fünfmal so langsam sind als die Berliner". Nun, wenn man diesen Versuch gemacht hätte, ehe die großzügige nationalsozialistische Verkehrspolitik der Reichshauptstadt ein neues Gesicht gab, hätte man vermutlich in Berlin ebenfalls eine halbe Stunde für die Bewältigung der acht Kilometer langen Ost-West-Strecke gebraucht. Man erkennt hier schon, wie sich Berlin dank der weitblickenden Umgestaltungspläne des Führers mit Riesenschritten vorwärtsentwickelt und zum Vorbild aller europäischen Millionenstädte wird.

Der galoppierende Medizinschrank

Als deutscher Landapotheker im brasilianischen Hochland — Tagesritt zu einem Patienten

Unser Bericht schildert einen Tag aus dem Leben eines deutschen Apothekers, der im „Campo", im Hochland Brasiliens, seit Jahren zum Segen der Eingeborenen in arbeitsreicher Pflichterfüllung wirkt.

In unserer Gegend gibt es weit und breit keinen Arzt. Da muß ich denn alles selbst machen. Groß ist mein Wirkungsfeld in dem Kolonisationsgebiet am Fuße des Gebirges, der „Serra", unabsehbar sind die Strecken, die ich stets auf kampfenden Pferde durchjage. So bin ich zu der merkwürdigen Bezeichnung gekommen, die mir die Eingeborenen beigelegt haben: „galoppierender Medizinschrank". Keine freie Minute läßt einem der Arbeitstag hier, der verantwortungsvoll und aufreibend ist.

In aller Frühe soll es losgehen, denn schon gestern kam ein Brasilianer und wollte mich holen. Ich stehe gerade vom Kaffeetisch auf, da kommt ein alter Mann. Ein Eingeborener und ein Wasserfüchtiger werden auf morgen früh bestellt. Mein Junge holt das Pferd und ich packe die Sachen. Endlich um 8 Uhr bin ich fertig. Jetzt geht es schnell vorwärts. Unterwegs treffe ich drei Mann, die zu mir wollen. Einer von ihnen ist **geisteskrank** und ich soll ihn kurieren. Ich untersuche den Burschen an Ort und Stelle und bestelle ihn dann auf morgen früh zu mir. Weiter geht's, alle Augenblicke durch einen kleinen Bach. Links und rechts Mais- und Tabakfelder. Ich scharfem Trabe läuft das Tier dahin. Ich habe es eilig, denn am Nachmittag will einer kommen, dem ich die Krampfadern behandle, und weiter eine Frau, deren offenen Beinschaden ich heilen will. So muß ich spätestens um 5 Uhr wieder zu Hause sein. Fast lautlos galoppiert das Pferd auf dem Grasspfad, ich erreiche die letzten Felder und lasse somit die Kultur der Ebene hinter mir. Ich springe vom Pferde, und in einer Stunde ist der Ausritt bewältigt. In Serpentinen schlängelt sich der Weg bergan, über Steine und umgestürzte Baumstämme hinweg. So langsam kommt man in Schweiß und die Pferde nicht minder. Man sieht wenig Spuren menschlicher Arbeit, aber Wald, fast nur Wald, unermeßlich. Aasgeier fliegen hoch über dem Tiefland unter uns dahin. Hier und da blitzt ein Sonnenstrahl durch das dunstige Gewölk. Frisch ist der Wind hier oben, und trocken und leicht die Luft.

Doch es gibt keinen Aufenthalt, denn ich muß mit jeder Minute rechnen. Hier ist die Vegetation wesentlich anders. Sie besteht aus Farnen, Knüppelholz und harten, grauen Gräsern. Um 11 Uhr bin ich bei dem Viehzüchter Bernardo. Ich esse schnell Mittag, während mein Führer mir ein frisches Pferd satteln. Eine halbe Stunde später lege ich wieder dahin, zwei kleinen Bergkuppen entgegen, die am Horizont sichtbar werden. Um 1 Uhr bin ich am Ziel. Der Alte hat kein Fieber, betrachtlich erhöhten Puls, ist mager wie ein Skelett, kann nichts essen und ist schwach zum Sterben. Ich gebe ihm schnell eine Spritze fürs Herz, Pantagon gegen Schmerzen, Wismut gegen das Magengeschwür. In einer halben Stunde gebt es in derselben Gangart zurück. Bei Bernardo hatte ich wieder meinen Schimmel, trinke einen starken Chimaroco (starker Mate) und reite dann weiter.

Am Spätnachmittag war ich endlich wieder im Hause, nachdem ich 60 Kilometer zurückgelegt hatte. Die beiden Hunden warteten schon drei Stunden. So mache ich die beiden Behandlungen und erledigte noch einige Sachen, die am anderen Tag abgeholt werden sollten. Abends war dann Singen vom Männerchor. Von 23 bis 23.30 Uhr hörten wir deutsche Nachrichten und Volkslänge, und dann wurde es auch Zeit zum Schlafengehen. Das ist so ungefähr ein Tag aus dem Leben eines Landapothekers im Hochland Brasiliens.

Drei glorreiche Greisinnen

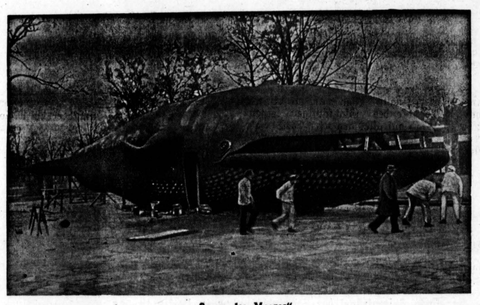
Ein Kleeblatt, das der Tod trennte — Die Hundertachtjährige mit dem Frontkämpferkreuz

Von **drei alten Damen**, die den Ruhm für sich in Anspruch nehmen konnten, die drei ältesten Einwohner Frankreichs zu sein, ist nun, da der Tod kurz nacheinander zwei hinwegraffte, nur noch eine einzige übriggeblieben. Ein Kleeblatt unzertrennlicher Freundinnen, die man in ganz Frankreich kannte, verlor zwei rühmreiche Blätter. Nicht umsonst hat man die Greisinnen, die in regem Briefwechsel miteinander standen, die „Drei glorreichen Alten" genannt. Besaß doch jede von ihnen eine der höchsten Auszeichnungen, die das Land zu vergeben hat, nämlich das Band der Ehrenlegion, die Militärmedaille und das Frontkämpferkreuz.

Vor wenigen Wochen ist Madame de **Sainte-Opportune**, die älteste Französin, kurz vor ihrem 109. Geburtstag gestorben. Sie schloß in ihrem Schloß Saint-Quentin, umgeben von ihren Urenkeln und Großneffen, die Augen, nachdem sie bis zum letzten Tage die Buchführung ihrer Güter selbst gehandhabt hatte. Ihre Koketterie war sprichwörtlich — nie betrat sie ihren Salon, ohne sich gepudert und parfümiert zu haben. Im letzten Brief, den sie an ihre 105jährige Freundin, Madame Duclassan, schrieb, heißt es: „Liebe Freundin, Ihre Besorgnis um mich rührt mich. Sie haben recht — in diesem Winter begann ich die Last meiner Jahre zum ersten Mal deutlich zu fühlen. Ja, man wird älter . . . Aber auch Sie sollten sich etwas mehr in Acht nehmen. In unseren Jahren sind Erkältungskapriolen gefährlich . . ." Madame de Saint-Opportune **verdankt das Kreuz der Ehrenlegion einer Rolle, die sie im Kriege von 1870 spielte.** Die deutschen Militärbehörden hatten einigen Dörfern in der Nachbarschaft ihres Schlosses eine Geldbuße auferlegt. Daraufhin begab sich die Schloßherrin zum Großherzog von Mecklenburg und bat um Gnade für die betroffenen Bauern. Dieser, gerührt durch ihre Vorstellungen, erließ den Bauern die Abgabe. Seitdem hat Madame de Saint-Opportune nie aufgehört, die Großmut und Ritterlichkeit der Deutschen zu rühmen.

Ihr Tod erschütterte die jüngste der drei greisen Freundinnen, die 107jährige Madame Joucla so sehr, daß sie erkrankte und gleichfalls die Augen schloß. Madame Joucla war die einzige Frau Frankreichs, die die Militärmedaille, eine Auszeichnung, die nur an Soldaten für besondere Tapferkeit vor dem Feind verliehen wird, besaß. Auch Madame Joucla Auszeichnung datiert in den Krieg von 1870 zurück. Sie heiratete 1858 einen Musiker der Kapelle des ersten Pionierregiments von Metz und diente diesem Regiment 25 Jahre lang als Marketenderin. 1870 wurde sie ob ihrer Tapferkeit und ihrer Fürsorge für Verwundete im stärksten feindlichen Feuer im Tagesbefehl der Armee namentlich erwähnt. Nachträglich verlieh man ihr dann die vielbegehrte Medaille Militaire an einem gelben Band mit grünen Rändern.

Nun ist nur noch die 108jährige Madame Ducaffou, nunmehr der älteste Einwohner Frankreichs, übriggeblieben. Ihr Vater war Quartiermeister bei der Kriegsmarine und befand sich auf jenem Schiff, das einst die sterblichen Ueberreste Napoleons von St. Helena nach Paris brachte. In ihrer Jugend galt sie als große Schönheit, und im Krieg von 1870 geschah es, daß sie sich **als Mann verkleidet** in die Armee einreihen ließ. Erst nachdem sie an der Front längst ihre Feuerprobe bestanden hatte, merkte man ihren patriotischen Betrug und schickte sie als Schwester in ein Lazarett. Man verlieh ihr jedoch im Jahre 1916 eingedenk ihres heldenhaften Geistes das Frontkämpferkreuz.



„Segen des Meeres"
Die große Ausstellung „Segen des Meeres" wurde durch Reichsminister Darré eröffnet. — Unser Bild zeigt einen 30 m langen Wallfisch, der naturgetreu abgebildet wurde. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Der Hausdiener als Krebsforscher

Die Praktiken eines Heiratsschwindlers — Leontine weinte bitterlich

Heiratsschwindler und Kurpfuscher — diese beiden Bezeichnungen blieben übrig von der ganzen Herrlichkeit, die ein abenteuerlicher Pariser **Hausdiener** um sich entfaltete. Er ernannte sich selbst zum Oberstabsarzt bei der königlich belgischen Luftwaffe, erhob sich in den Adelsstand und hielt in einem großen Pariser Hospital **Gastvorlesungen** über die moderne Krebsforschung, ohne jemals eine höhere Schule besucht zu haben.

Nun steht dieser erfolgreiche Hochstapler unter seinem bürgerlichen Namen Lucien **Rivet** vor Gericht. Es stellte sich auch heraus, daß er bereits dreimal wegen Heiratsschwindel vorbestraft war. Das hinderte ihn jedoch nicht, eine blitzblanke, ordensgeschmückte Paradeuniform anzulegen und unter dem Namen Lucien de **Wilhm**, Capitaine-medicin der kgl. belgischen Luftwaffe, in vornehmen Pariser Hotels abzusteigen. In einem solchen machte er die Bekanntschaft der Madmoiselle Leontine A., Tochter des Direktors einer amerikanischen Bank in Paris. Das junge Mädchen war von dem vornehmen Aristokraten, dessen Siegelring ein interessantes Adelswappen schmückte, entzückt. Der Offizier gestand Leontine, daß er aus der Armee ausscheiden wolle, da er in erster Linie Arzt und Wissenschaftler sei und ein Mittel entdeckt habe, um den **Krebs** zu heilen. Davon wolle jedoch seine Familie, deren Tradition eine Offizierslaufbahn vorschreibe, nichts wissen, und weigere sich, ihm die notwendigen Mittel zu geben.

Das Bankdirektorstöchterlein schätzte sich glücklich, einen so bedeutenden Gelehrten 500 000 Francs vorstrecken zu dürfen, zumal sich die beiden einig geworden waren, im März zu heiraten. „Sämtliche Kameraden meines Verlobten werden zur Trauung kommen und ihren Degen über uns halten, wenn wir die Kirche verlassen", versicherte Lucien der glückstrahlenden Leontine. Aber der Vater des jungen Mädchen war etwas vorsichtiger. In aller Stille ließ er ohne Leontines Wissen Erkundigungen über den Oberstabsarzt der belgischen Luftwaffe einziehen, und das Ergebnis der Recherchen war geradezu **niederschmetternd**.

Ahnungslos saß Leontine mit glühenden Wangen unter den zahlreichen Zuhörern, die sich zu den Gastvorlesungen einfanden, die de Wilhm in einem bekannten Pariser Hospital über Krebsforschungen hielt. Eine Schar von Fachleuten, Assistenzärzten, Studenten, Studentinnen, Praktikanten und Schwestern lauschten den Ausführungen des belgischen Forschers, der mit wohlklingender Stimme seinen Vortrag hielt. Mitten aus einer derartigen Vorlesung heraus wurde der Vortragende zum größten Erstaunen seiner Zuhörer **verhaftet**. Leontine weinte bitterlich und rief, es müsse sich hier um eine Verwechslung handeln. Aber es war durchaus keine Verwechslung. Man hatte den ehemaligen Hausdiener und mehrfach vorbestraften Heiratsschwindler Lucien Rivet zur Strecke gebracht.

Das Gericht wunderte sich nicht weiter, daß Lucien Leontines Herz erobern konnte und noch nebenbei die Herzen dreier anderer wohlhabender Frauen, die in der Provinz leben und sich mit ihm als verlobt betrachteten. Daß aber ein sachverständiges Auditorium seinen Ausführungen über die Krebsforschung lauschte, ohne Verdacht zu schöpfen, erschien reichlich merkwürdig. Die als Zeugen vernommenen Zuhörer versicherten jedoch, daß der Schwindler ihnen bei seinen bisherigen Vorlesungen zwar nur Dinge, die schon allgemein bekannt waren, gesagt hatte, daß seine Ausführungen jedoch eine gründliche **Vertrautheit** mit dem Gebiet der Krebsforschung verraten hatten.

755,11 Stundenkilometer
Weltrekord einer Messerschmitt:

Nachdem erst vor kurzer Zeit der absolute Geschwindigkeitsweltrekord von einem Heinkel-Flugzeug für Deutschland mit 746,66 km/Std. erobert wurde, gelang es jetzt einem Jagdeinsitzer der Messerschmitt-AG. unter dem 24jährigen Piloten Wendel, die Geschwindigkeit auf 755,11 km/Std. zu steigern. Dieser Weltrekord ist ein weiterer Beweis für die führende Stellung, die Deutschland heute in der Luftfahrt einnimmt.

(Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Braunschweiger Allgem. Anzeiger)

Roman von Hans von Hülsen

Renata **verbrach**, es auszurichten, zweifelte aber, ob die Eltern ein Angebot annehmen würden, das ihn doch wohl zu sehr belastete. Verlockend sei es natürlich!

„Also, ich bitte, mein gnädiges Fräulein, machen Sie sich selber zu meinem Fürsprecher, ich bin überzeugt, ich kann keinen besseren finden. — Ich versichere Ihnen, es ist der reinste Egoismus von mir — Pardon für meine Offenheit, aber es ist wirklich langweilig, allein die Kilometer zu fressen —, ich habe es auf der Reise hierher erfahren. Jedenfalls wäre es unbedingt viel reizvoller, wenn ich Sie neben mir am Steuer hätte —"

Als Renata hinaufgegangen war, sagte der Baron:

„Sie kommen wie ein Deus ex machina! Gerade heute hat Signora Tudesco durch meine Vermittlung mit einem Unternehmer in Rifa wegen eines Autos verhandelt — aber er war ihr wohl zu teuer. Ich glaub's schon, die Herrschaften müssen sich wohl etwas einrichten, so eine Oberstenpension ist nichts Uebervältigendes. — Wenn Sie Glück haben, nimmt man Sie beim Wort!"

„Soll mich nur freuen!"

„Mich weniger, Verehrtester! Denn dann stehen mir mit einem Male vier Zimmer leer — mitten in der Saison!"

„Meins reservieren Sie mir, Baron. Ich komme wieder. Nur für drei, vier, fünf Tage — wenn überhaupt. — Das Mädel ist verteufelt apart!"

„Ja, ja, ja! Aber — rühr' mich nicht an!"

Ottenrieth erwiderte nichts. Verstimmt ging er bald hinauf. Ihm war, als ob der zynische Gedanke des Glatzköpfigen einen Schmutzspritzer auf alles geworfen hätte, was sein Herz erfüllte — mit Glück und Unruhe zugleich.

Gewissensforschung. Das Mondgesicht.

Am nächsten Tage war der kleine Ort um die malerische Bucht völlig verändert.

Als Ottenrieth, für seine Verhältnisse früh, nämlich um neun Uhr, erwachte, hörte er ein starkes, gleichmäßiges Rauschen. Er sprang aus dem Bett, stieß die Fensterläden auf und sah die Welt in Silbergrau.

Gewaltiger Regen stürzte hernieder, seit den Nachtstunden schon, zum ersten Male in vielen Hochsommerwochen. Die schier verdorrten Terrassen der Wein- und Olivengärten tranken gierig die unablässig sich ergießende Flut. Das Ende des Sees nach Süden hin verschwamm im Gestaltlosen. Riesigen Wattebäuschen gleich hing weißes Gewölk an den Felswänden, langsam dahinsegelnd. Donner grollte, bald fern, bald nah. Zwei Gewitter waren zusammengetroffen, zogen hierhin und dorthin und fanden aus dem tiefen Kessel zwischen Rocchetta und Monte Baldo nicht hinaus. Auf den Steinplatten der Uferpromenade sprangen die großen Regentropfen wie auf einer Trampoline. Der Lungolago vor den kleinen Kaffees, Photo- und Andenkenhandlungen war ausgestorben, selten nur, daß ein Italiener mit dem landesüblichen Regenschirm sich zeigte. Von den Fremden war nichts zu sehen, die Barken, auf denen sie sich sonst um diese Stunde in Schoren vergnügten, lagen mit zusammengerollten Segeln im kleinen Hafenbecken, über dessen Steinmole der Gischt des erregten Sees in weißen Fetzen geflogen kam.

Schönes Schauspiel! — Aber langweiliger Tag!

Ottenrieth kleidete sich gemächlich an — nichts hatte heute Eile — und ging in das Frühstückszimmer hinunter, wo er sich allein fand, da alle übrigen Gäste schon gefrühstückt hatten.

Er empfing von Wien nachgesendete Post und las sie zerstreut; seine Gedanken waren ganz bei dem, was ihm, worten das Schicksal gnädig war, bevorstand, eine tagelange Autofahrt an der Seite der schönen Renata Tudesco.

Der Baron, nach seiner Weise müßig umherschlendernd, setzte sich eine Weile zu ihm und tröstete ihn über das Wetter: Es sei nichts von Bedeutung, das Barometer stehe gut, es werden bald vorübergehen, man kenne das hierzulande — und für die Gärten und die ganze Vegetation sei es ja direkt eine Wohltat. — Ottenrieth nickt zu alledem, es interessierte ihn durchaus nicht, seine Gedanken waren ganz mit dem einen Gegenstand beschäftigt.

Zum Frühstück erschienen die Tudescos nicht im Speisesaal, wo man heute, des Wetters wegen, essen mußte. Dem Obersten, so erklärte Leutstetten am mehreren Tischen, ging es nicht gut, er hatte sich auf dem Zimmer servieren lassen, und Frau und Tochter leisteten ihm Gesellschaft.

Ottenrieth war enttäuscht. Der Tag erschien ihm nun noch grauer und langweiliger. Hatte er nicht erst vorhin auf die Gunst des Schicksals gehofft? Wenn er Pech hatte, bekam er heute Renata überhaupt nicht zu Gesicht.

Er hielt sich nach Tisch in der Halle auf, blätterte gelangweilt in den Zeitschriften und Prospekten, die dort auslagen, überlegte, was er mit sich beginnen sollte. Solch ein Tag legte einen vollkommen lahm. Er hatte ein paar Bücher im Koffer. Er konnte auch Briefe schreiben. Aber damit waren die Möglichkeiten bereits erschöpft.

Ohne zu wissen, wie er darauf verfallen war, fand er sich eine halbe Stunde später drüben an seinem Schreibtisch damit beschäftigt, skizzenhaft aufzuzeichnen, was ihm von der Orgelmusik in der kleinen Dorfkirche zu Sant Ambrogio noch in Erinnerung geblieben war. Zu seinem Erstaunen war es mehr, als er gewußt und geglaubt. Befaß — so fragte er sich — sein Herz, in dem die Liebe wie Wellenspiel auf und nieder wogte, die magische Kraft, Töne wieder aus dem Nichts zu rufen, die sagten, was er brennend empfand?

In das monotone Silbergrau der Landschaft hinausträumend, summte er die Melodien vor sich hin, die ihm durch den Kopf gingen. Und zugleich griffelte er immer wieder darüber nach, was für ein merkwürdiger Mensch dieser blinde Deutsche sein mochte, der sich dort oben auf dem dunklen Orgelchor eine ganze große Welt von Schönheit zusammenphantasierte. Wahrhaftig, er mußte ihm einmal aufluchen. Wenn er von der Riviera zurück wäre. Jetzt konnte er nicht fort. — Renatas wegen.

Renata. Immer wieder schossen seine Gedanken, gleich Eisenfeilspänen, um diesen einen Pol zusammen.

Wien selbst am ging es ihm! Er hatte über den vielen mehr oder minder leichtsinnigen Liebeleien, die das Leben in Wien einem erfolgreichen Musiker unablässig zutrieb, sicher vergessen, daß es Ernsteres gab, als das flüchtig verbrausende Abenteuer. Nun ihn — seit Jünglingsjahren zum ersten Male — die Liebe anrührte, erschrak er.

Wahrhaftig, er liebte Renata! Er hatte sie gleich in dem Augenblick geliebt, da er sie drunten im abendlichen Garten gesehen, und sein rascher Aufbruch nach der Mahlzeit, was war es anderes gewesen als eine scheue Flucht vor einem überstarken Gefühl, das er nicht hatte wahrhaben wollen?

Tage waren seitdem vergangen, lässige, glückliche, sommerhelle Ferientage für alle anderen — aber seines Schiffes Bord hatten sie mit immer schwerer Fracht beladen, daß es langsam durch die Stunden zog.

Wie jeder Liebende, der über die prickelnde Brandung hinaus ist und sich dem tiefen Wasser anvertraut, trifft er sich, ob er vor der Geliebten bestände. Aus jener seltsamen Stunde in dem kleinen Kirchlein, in der die fremde Musik ihn mit einem ganzen Wogenschwall von Selbstvorwürfen und Selbstanklagen überspült und die Schlacken von ihm abgewaschen hatte, war etwas in seiner Seele zurückgeblieben: das neue Ich jetzt, das ruhmorte in ihm wie junger Wein, der sich klären will, und hieß ihn fragen, wie es um ihn bestellt sei.

Wie war es um ihn bestellt?

„Ja, er konnte sich nicht beklagen. Er war das, was man einen erfolgreichen, einen berühmten Mann nannte. Der „Heldlane Engel" lief über viele Bühnen, in Oesterreich, im Reich, in der Schweiz und neuerdings selbst in Amerika. In der Tasche trug er einen Brief seines Agenten, der den Abschluß von Verträgen für Frankreich und Holland meldete. Um seine neue Arbeit „Diana von der Donau" hatten mehrere große Theater einen erbitterten Wettlauf gemacht, bis er schließlich für Wien entschieden hatte: die gleichzeitige Uraufführung sollte in Budapest stattfinden. Auch gab es eine beträchtliche Anzahl Tanz- und Konzertstücke von ihm, die viel gespielt wurden.

Das alles hatte er zuweg gebracht nach jahrelangem Ringen um Erfolg und Anerkennung, nachdem die künstlerisch wertvolleren Arbeiten, an die er seine Jugend gewendet („verschwendet", dacht er), sich nirgends hatten durchsetzen können. Er hatte einen Namen, die Tantiemen flossen ihm reichlich zu, er besaß ein Bankkonto, eine elegante Wohnung nahe dem Prateistern in Wien und den großen Steyr, der unten in der Garage stand.

Aber mag das nicht alles wie Spreu, so leicht, vor der Schönheit dieses Mädchens? Vor dem unergründlichen Ernst in ihren Augen? Vor ihrer dunklen Stimme?

Eine Ahnung davon beschlich ihn, daß es für sie blutwenig bedeuten könnte, ein erfolgreicher Operettenkomponist zu sein — daß ihre Seele nach anderen, höheren Dingen dürstete.

Ja, Herrgott noch mal! Auch seine Seele hatte nach diesen Dingen gehungert und gedürstet. Durch lange Jahre, in denen er sich inbrünstig um sie gemüht. Auch sein Ehrgeiz hatte in reinerer Flamme gebrannt. Für ihn hatte er tausend Mißerfolge, tausend Demütigungen hingenommen, damals, als der hohe Begriff von der Kunst noch sein ganzes inneres Leben erfüllte, als er noch wähnte, in jugendlicher Vermessenheit, es den großen Meistern gleichtun zu können und der Welt ein Werk zu schenken, das sie reich machte.

Ja, Herrgott noch mal, war es denn seine Schuld, daß die Welt von ihm nichts hatte wissen wollen? Und durfte man es ihm vorwerfen, daß er, nach so vielen Niederlagen und Enttäuschungen, auf die Stimmen hörte, die ihm zuflüsterten: Nimm die Welt nicht zu ernst, sie ist es nicht wert. Mütze deine leichten Gaben, auch sie hat die Natur dir geschenkt, damit du sie gebrauchst. Unterhalte die Leute, wenn sie sich in ihres Herzens Hartnäckigkeit deinen weinen, hohen Willen nicht unterwerfen wollen!

Er sprang auf und lief erregt im Zimmer umher.

Und wenn — wenn er geirrt hatte? Wenn das Teufelsstimmen waren? Noch war es nicht zu spät. Was war denn zu spät für einen Fünfunddreißigjährigen? — — Noch fühlte er die alten Kräfte in sich. Der Dienst der heiteren Muse hatte sie nicht vernichtet — brennend hatte er das gefühlt, als er in dem Gefühl des Dorfkirchleins drohen über dem See saß und sein Herz weit dem Großen geöffnet hielt. das jubelnd und klagend zu ihm herniederschwebte. — Nein, noch war es nicht zu spät! Jetzt, da die Welt seinen Namen kannte, da Agenten, Verleger, Theaterdirektoren, Leiter großer Musikvereinigungen auf ihn aufmerksam geworden waren — jetzt konnte er noch einmal um die große Kunst werben, für die er eine ganze Jugend lang geglüht! Vielleicht würde ihm jetzt gelingen, was dem Namenlosen so bitter oft mißlungen war: die Herzensträgen mit sich zu reißen im Weltsprung! — Und wieder erklommen und wogten um sein Ohr die Orgelmelodien.

Der Nachmittag war vergangen über solcher Grübelei, die ihm die Stirn gerötet hatte. Früh dunkelte es an diesem grauen Tag, der sich nicht aufhellen wollte. Schon war die Stunde des Nachtmahles nicht mehr fern. Er stieg über die breite Treppe in die Halle hinunter, wo die Lampen an den Wänden brannten. Er fühlte sich zugleich zerschlagen und erfrischt, als hätte er eine hohe Meereswoge über sich zusammenstürzen lassen. Wohin wirft sie mich? fragte er sich.

Die Familie Tudesco fehlte wiederum bei Tisch — mit Bedauern sah er das. Und doch konnte dieses Bedauern dem beglückenden Gefühl nichts anhaben, daß der graue Regentag für ihn kein verlorener gewesen war.

Als er nach dem Essen, barbäuptig, eine Zigarette zwischen den Lippen, allein ein Weilchen unter dem gewölbten Haustor stand und dem Regen zusah, der aus allen Dachtraufen auf den steinernen Uferkai niederstürzte, war plötzlich — so plötzlich, daß er zusammenfuhr — Renata neben ihm.

„Mama und Papa lassen Ihnen danken, Herr Ottenrieth für Ihr freundliches Anerbieten. Aber es wird einstweilen mit unserer Abreise nichts werden."

Sein Herz schlug schnell vor freudigem Schreck.

„Der Herr Oberst. häre ich, hat zu leiden? Das tut mir leid."

„Ja, er hat seinen schlechten Tag. Das ist immer so bei solchem Wetter. Dann schmerzen seine alten Wunden —. Sie sehen ja, wie der Krieg ihn mitgenommen hat. Er war früher ein stattlicher Mann. Aber ich — ich habe ihn nur so gekannt, wie er jetzt ist."

„Ihre verehrte Frau Mutter muß viel durchgemacht haben?

Statt zu antworten, sagte Renata:

„Sie ist eine starke Frau. Ich bewundere sie sehr. Ich möchte einmal sein wie sie."

„Um Gottes willen", rief er schnell, „wünschen Sie sich das nicht. Sie sind da-

Napoleon und der Tilsiter Kirchturm

Eine bauliche Sehenswürdigkeit sollte nach Paris verschleppt werden — Wie die Memelbrücke der drohenden Sprengung entging

Ein Orkan der Begeisterung durchbrauste die alte Ordensstadt Tilsit, als der Marschtritt der deutschen Truppen auf den Straßen erdröhnte, um über die längst hitzerich gewordene Königin-Luisebrücke, durch deren Mitte sich kurz zuvor noch die Reichsgrenze zog, in das befreite Memelland einzuziehen. Tilsit, mit seinen 58 000 Einwohnern die dritt-größte Stadt Ostpreußens, hatte besonderen Grund, freudig erregt über dieses geschichtliche Ereignis zu sein, denn 20 Jahre lang war dieser lebhafte Handelsort von seinem fruchtbaren Hinterland jenseits der Memel abgeschnitten und hatte unter diesem Mißstand wirtschaftlich sehr zu leiden.

Als die Soldaten mit klingendem Spiel über die 400 Meter lange Memelbrücke marschierten, hatte wohl niemand von ihnen eine Ahnung davon, daß das erst im Jahre 1907 errichtete imposante Bauwerk vor 95 Jahren nur ein Haar von den Deutschen selbst zerstört worden wäre. Schon war als sich im August 1914 die Russen gegen Tilsit im Anmarsch befanden, der Befehl gegeben worden, die Brücke aus strategischen Gründen zu sprengen, als es dem Oberbürgermeister der Stadt im letzten Augenblick noch gelang, das Generalkommando von den ungeheuren Folgen, die diese Maßnahme für Tilsit und das ganze Land nach sich ziehen würde, zu überzeugen, so daß die Vernichtung unterblieb. Wohl hatten die Russen nun ein leichtes Spiel, in die Stadt einzudringen, aber nur 17 Tage lang vermochten sie Tilsit in ihrem Besitz zu behalten, denn ein tüchtiger Vorstoß der Deutschen genügte, um sie in eiliger Flucht wieder über die Memel zu treiben.

Vor wenig mehr als 190 Jahren hatte die Tilsiter Bevölkerung schon einmal um ein berühmtes Bauwerk inmitten ihrer Stadt. Es war die um 1600 erbaute Deutschordenskirche, dessen auf **acht Kugeln** ruhender Turmbau derart die Bewunderung Napoleons erregte, daß er die Beschimmung traf, den ganzen Turm abzubrechen und ihn als Sehenswürdigkeit nach Paris zu bringen. Daraus wurde aber nichts, da nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens im Juli 1807 die Stadt für neutral erklärt und in drei Gebiete einaufteilt wurde. Die Deutschordenskirche befand sich im russischen Teil und wurde so dem Zugriff des bahaierischen Korsen entzogen. Noch heute werden den Besuchern Tilsits die Häuser gezeigt, in denen Napoleon I. und Alexander I. von Rußland 1807 abgestiegen waren, um König Friedrich Wilhelm III., der mit Königin Luise das „Luisenhaus" an der Schloßmühlenstraße bewohnte, den für Preußen so demütigenden Frieden zu diktieren.

Tilsit, das allmählich um eine 1998 erbaute Ordensburg erstand, blieb bis ins 19. Jahrhundert hinein „Zilte", so genannt nach dem Tilsiter Tilsete, das an der Stelle, wo sich heute die Luisenbrücke über den Strom um ein Haar von den Deutschen selbst zerstört worden wäre. Schon war, als sich im August 1914 die Russen gegen Tilsit im Anmarsch befanden, der Befehl gegeben worden, die Brücke aus strategischen Gründen zu sprengen, als es dem Oberbürgermeister der Stadt im letzten Augenblick noch gelang, das Generalkommando von den ungeheuren Folgen, die diese Maßnahme für Tilsit und das ganze Land nach sich ziehen würde, zu überzeugen, so daß die Vernichtung unterblieb. Wohl hatten die Russen nun ein leichtes Spiel, in die Stadt einzudringen, aber nur 17 Tage lang vermochten sie Tilsit in ihrem Besitz zu behalten, denn ein tüchtiger Vorstoß der Deutschen genügte, um sie in eiliger Flucht wieder über die Memel zu treiben.

Vor wenig mehr als 190 Jahren bangte die Tilsiter Bevölkerung schon einmal um ein berühmtes Bauwerk inmitten ihrer Stadt. Es war die um 1600 erbaute Deutschordenskirche, dessen auf **acht Kugeln** ruhender Turmbau derart die Bewunderung Napoleons erregte, daß er die Beschimmung traf, den ganzen Turm abzubrechen und ihn als Sehenswürdigkeit nach Paris zu bringen. Daraus wurde aber nichts, da nach dem Abschluß des Tilsiter Friedens im Juli 1807 die Stadt für neutral erklärt und in drei Gebiete einaufteilt wurde. Die Deutschordenskirche befand sich im russischen Teil und wurde so dem Zugriff des bahaierischen Korsen entzogen. Noch heute werden den Besuchern Tilsits die Häuser gezeigt, in denen Napoleon I. und Alexander I. von Rußland 1807 abgestiegen waren, um König Friedrich Wilhelm III., der mit Königin Luise das „Luisenhaus" an der Schloßmühlenstraße bewohnte, den für Preußen so demütigenden Frieden zu diktieren.

Tilsit, das allmählich um eine 1998 erbaute Ordensburg erstand, blieb bis ins 19. Jahrhundert hinein „Zilte", so genannt nach dem Tilsiter Tilsete, das an der Stelle, wo sich heute die Luisenbrücke über den Strom um ein Haar von den Deutschen selbst zerstört worden wäre. Schon war, als sich im August 1914 die Russen gegen Tilsit im Anmarsch befanden, der Befehl gegeben worden, die Brücke aus strategischen Gründen zu sprengen, als es dem Oberbürgermeister der Stadt im letzten Augenblick noch gelang, das Generalkommando von den ungeheuren Folgen, die diese Maßnahme für Tilsit und das ganze Land nach sich ziehen würde, zu überzeugen, so daß die Vernichtung unterblieb. Wohl hatten die Russen nun ein leichtes Spiel, in die Stadt einzudringen, aber nur 17 Tage lang vermochten sie Tilsit in ihrem Besitz zu behalten,

für gemacht, daß Ihnen das Leben das Beste und Schönste schenkt — und nicht Jammer und Leid. Ich wünsche es Ihnen jedenfalls von Herzen", setzte er leise hinzu.

„Was ist das Beste?" fragte sie zurück, und in ihren Augen war plötzlich ein ganz merkwürdiger Ausdruck von Grübelei, der ihm gar nicht zu ihr zu passen schien — der auch ganz unitalienisch war, eher dem Norden angehörig: „Was ist das Beste? Freude, Heiterkeit. Sorglosigkeit, leichter Sinn? Wohl sowas. Ich denke mir, das Beste im Leben ist die Kraft in uns, die das Schwere liebt, das Dunkle, das Leid — weil es sie stählt."

„Wie kommen Sie zu solch düsterer Philosophie in Ihren herrlich jungen Jahren?"

Aber sie konnte nicht antworten, denn in diesem Augenblick fuhr am Portal, das Wasser wie ein Sprenawagen nach beiden Seiten spritzend, ein Mietsauto vor, dem ein junger Mann, in grauen Gabardinemantel hastig entstieg.

Renata sah ihn und machte eine schnelle Bewegung, als wollte sie ins Haus flüchten. Ottenrieth bemerkte es mit Erstaunen. Was war das?

Der Jüngling hatte dem Chauffeur bereits einen Geldschein hingeworfen, sprang, von Regen triefend, auf die Schwelle und ergriff Renata bei beiden Händen.

„Meh — da bin ich! Was sagst du nun?"

„Um des Himmels willen — Fritz!"

Im Gefühl, überflüssig zu sein, hatte sich Ottenrieth diskret in den Hintergrund des Vorbogens zurückgezogen.

„Was sagst du nun?" hörte er den jungen Mann sagen, dessen rundes, gutmütiges Gesicht im Schein der Lampe strahlte wie über einen gelungenen Knabenstreich. „Ganz ohne Urlaub bin ich hier. Die Tante glaubt mich in Innsbruck — da hatte ich was zu tun —, und da habe ich einfach diesen Abstecher gemacht."

„Ja — ab warum kommst du bloß?"

„Meh — weil ich dich unbedingt mal wiedersehen mußte! Und — weil du mir geschrieben hast, daß dieser Kerl in eurer Pension ist, dieser Schürzenjäger, dieser —"

„Was fällt dir denn ein?" rief Renata schnell. Es war deutlich, daß sie ihm das Wort ganz kurz abschneiden wollte. „Willst du mich kontrollieren?"

„Schützen, Meh, schützen will ich dich!"

„Du lieber Gott! Vor wem denn? Das ist ja eine riesenmäßige Dummheit von dir!"

„Wieso?"

„Was soll ich denn hier mit dir anfangen? Du weißt doch, daß ich mit den Eltern hier bin."

„Ja. Was schadet denn das?"

„— die doch keine Ahnung von dir haben —"

Ottenrieth wurde es ganz sonderbar zumute. So als ob ihn etwas am Hals würgte. Was spielte denn das? Hatte dieses schöne, ernste Mädchen denn in Wien einen Liebhaber, der ihm aus Eifersucht nachgereist war? Undenkbar! Und war dieses runde Mondgesicht von einem Menschen gar der eifersüchtige Liebhaber? Noch viel undenkbarer!

Er konnte sich das alles nicht erklären. Und da es ihm unschicklich schien, hier länger den Lauscher zu machen, wandte er sich und ging in die Halle, das Herz voller Unruhe.

Renata bemerkte sein Verschwinden, ohne es zu sehen. Sie war ihm dankbar für seinen Takt. So konnte sie nun mit dem kopflosen Jungen offen reden.

„Paß mal auf, Fritz. Ich hätte nicht gedacht, daß du noch so wenig trocken hinter deinen Brotkrüstchen hervor bist. Stände ich nicht ganz zufällig hier unten, du hättest mich in Teufels Küche gebracht. Was sollen die Eltern denken, daß mir hier plötzlich ein Zeitand nachgereist kommt, den sie gar nicht kennen, von dem sie nicht die leiseste Ahnung haben?"

„So sag's ihnen doch!" rief Fritz Armbruster. „Sag's ihnen doch! Oder ich sag's ihnen selbst, daß ich dich lieb habe, daß ich nicht ohne dich sein kann, daß ich dich hier nicht dulden kann, wo dieser Overettenfatzke wildert, daß ich dich zur Frau haben will —"

„Nun sei gescheit — ja?" sante Renata streng, und eine Wolke des Unmutes verfinsterte ihre Gesicht. „Nimm nun, bitte, Vernunft an, Fritz. Daß du mich liebst, schön, das weiß ich, obaleich ich es nie gealaubt hätte, daß es sich einmal so hirnverbrannt äußern würde. Aber das übrige sind alles Einbildungen, das mit Ottenrieth und das mit dem Heiraten ebenso. Ich habe Ottenrieth, wenn du es wissen willst, in der ganzen Zeit zweimal ganz flüchtig gesprochen — übrigens stand er hier neben mir, und du hättest die leicht etwas Schönes an den Hals geredet —"

„Siehst du — siehst du!" ereiferte er sich. „Wie recht man Argwohn hatte. Er stand hier neben dir —"

„Jawohl, das tat er. Ich bin doch wohl keine Köchin, die abends mit ihrem Schatz im Hausflur steht? Das ist ja beleidigend, du!"

„Nehlein, sei gut", bat er und gab seine Sache schon verloren.

Sie schüttelte den Kopf, in dem die Augen zürnten.

„Ich werde gut sein, Fritz. Aber nur unter der einen Bedingung, daß du genau so schnell wieder verschwindest, wie du gekommen bist. Das muß ich absolut von dir verlangen. Oder wir sind geschiedene Leute. Es ist ganz ausgeschlossen, daß wir hier zusammen gesehen werden. Ich jedenfalls komme nicht mehr herunter, ehe ich nicht sicher bin, daß du abgereist bist. Suche dir irgendein Hotelzimmer, und fahre morgen mit dem ersten Zug. Jetzt muß ich hinauf. Auf Wiedersehen, Fritz — in Wien!"

Sie reichte ihm die Hand, und da er sie, trotzig, nicht nahm, wandte sie sich um und ging davon.

Fritz Armbruster blieb unter der Torwölbung stehen. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Er hatte sich das Wiedersehen so ganz anders vorgestellt. Niemals hatte sie so mit ihm gesprochen, niemals, solange er sie kannte! Es mußte jemand dahintersteden — und wer konnte es nur sein? Kein anderer als dieser — dieser — Tanzmusikfatzke!

Endlich nahm der sein Köfferchen auf, stellte den Mantelkragen hoch und verfügte sich ins „Benaco" nebenan.

Um zehn Uhr ließ der Regen nach — Ottenrieth stellte es mit Genugtuung fest. Durch das offene Fenster sah er, daß am Himmel schon Sterne flimmerten. Morgen würde es schön sein.

Er ging hinüber ins Kaffeehaus Jdl, zum Schwarzen.

Der kleine Raum war leer. Die Kellnerin saß mit einer Handarbeit am Rundfunk.

Nach einer Weile kam auch das Mondgesicht herein, setzte sich in eine Ecke, bestellte eine Melange, paffte eine Zigarette nach der anderen, starrte stumpfsinnig vor sich hin. Einmal hob er den Kopf und bemerkte den Blick Ottenrieths. Aber er erkannte ihn nicht.

Drittes Kapitel

Beim Blinden

Am nächsten Tage, nach ziemlich unruhig verbrachter Nacht, faßte Ottenrieth, um auf gründlich andere Gedanken zu kommen, den Entschluß zu einer Fahrt nach Sant Ambrogio.

Er sah, während er sich rasierte, den jungen Mann im Gabardinemantel, dessen Gegenwart sich so unvermutet in seine Träume gedrängt hatte, aufgeregt den Uferkai entlanglaufend und immer wieder nach der „Casa Rossa" hinüberblickend.

Was mochten die beiden gestern noch miteinander besprochen haben, nachdem er selber gegangen war? Er hätte etwas darum gegeben, wenn er es gewußt hätte. Dieser „Fritz", dessen Namen er nicht kannte, war ihm unheimlich, obgleich er innerlich immer noch den Gedanken wegscheuchte, zwischen ihm und Renata könnte irgendeine ernste, seine heimliche Liebe bedrohende Verbindung bestehen.

Wahrscheinlich war der Junge — so suchte er sich zu beruhigen — ein Musikstudent aus Wien, der dem schönen Mädchen nachlief — und weiter nichts. Aber auch das blieb ja noch beunruhigend genug.

War es klug, sich zu entfernen, während der andere hier saß? Es war vielleicht dumm. Aber ganz unerträglich wäre es gewesen, mit anzusehen, wenn die beiden etwa zusammen spazierengingen oder wenn der Junge etwa gar mit Renata und ihren Eltern an einem Tisch säße. Sie hatte zwar gesagt, das hätte er noch aufgekonnt, daß die Eltern keine Ahnung von dem Jüngling hätten — aber konnte der nicht doch Mittel und Wege finden, sich ihnen vorzustellen? Er selber, Ottenrieth, hätte in der gleichen Situation sicher Mittel und Wege gefunden.

Auf alle Fälle wollte er erst am Nachmittag nach Sant Ambrogio fahren und bis dahin aufpassen, was sich möglicherweise zwischen den beiden ereignete.

Doch es ereignete sich gar nichts. Weder konnte er, immer wieder vom Fenster aus den Lungolago mit den Blicken absuchend, feststellen, daß sie sich trafen, noch erschien der junge Mann irgendwann in der „Casa Rossa". Er ging ein paarmal, wie wenn er wartete, die Promenade entlang — dann war er nicht mehr zu sehen. Zum Frühstück erschien er nicht, aber auch Renata und ihre Eltern speisten wiederum auf dem Zimmer. Eine vorsichtige Frage an das Zimmermädchen ergab, daß gestern überhaupt keine neuen Gäste angekommen waren. Also wohnte das Mondgesicht nicht in der „Casa Rossa".

Stundenlang saß Ottenrieth nach dem Mittagessen im Vorgarten des Kaffeehauses, die Straße unablässig im Auge. Endlich sah er den Fremden mit seinem Köfferchen vor dem Hotel „Benaco" in ein Auto steigen, das den Weg nach der neuen Autostraße entlang rollte. Also reiste er ab.

Aber wurde die Angelegenheit durch diese rasche Abreise nicht nur noch verworrener und undurchsichtiger? Ottenrieth kam es so vor.

Er holte seinen Wagen aus der Garage, rief dem Baron zu, daß man ihn zum Abendbrot nicht erwarten möge, und fuhr in der Richtung nach Malcesine davon, zur Linken immer die trimmerreichen, mit Olivenpflanzungen bestandenen Hänge des Monte Baldo, zur Rechten den glitzernden Spiegel des Sees, auf dem heute wieder die weißen Segel wie Möwen trieben.

Die Sonne stand schon tief, als er in dem kleinen Dorf ankam. Lang und schmal lag der Schatten der hohen Zypressen über der Straße. Am Ufer wurden mit Gevolter Steine in ein großes, dickbauchiges Boot verladen. Der Schiffer winkte ihm vertraulich zu, er konnte ihn dem Ansehen nach von Torbole her.

Auch der graubaarige Albergewirt erkannte ihn sogleich wieder. Es kam nicht oft vor, daß hier ein großer Wagen hielt, die meisten sagten durch den Ort, nach Torri und Garda zu.

Ottenrieth setzte sich in den Garten am See, bestellte ein Viertel Roten und verfuchte, den Wirt ein wenig auszuholen. Aber das erwies sich als schwierig, denn der Wirt verstand nicht das winzigste Brödlein Deutsch. Man mußte seine Zuflucht zur Zeichensprache nehmen. Die Finger auf der rohen Tischplatte spielen lassen wie auf einer Klaviatur, auf das Kirchlein deuten, das weiß durch das Gezweig der Oelbäume schimmerte, und „musica" sagen und „tedesco".

„Ah, äh!" rief der Wirt mit lebhaften Gebärden, stolz, daß er verstanden hatte. „Il maestro tedesco! Si si, signore, espisco bene, Sor Francesco — grande artista tedesco — va bene, va bene —"

Und sobald Ottenrieth seinen Wein getrunken, begleitete er ihn persönlich, hemdärmelig, wie er war, zum Pfarrhaus und ging voran, Hochwürden das Begehren des Fremden zu melden.

Der Pfarrer, der sich in seinem prächtigen Garten zu schaffen machte, stutzte. Noch nie in all den Jahren hatte ein Mensch aus Deutschland nach dem Freund gefragt. Was bedeutete es? — Er stieg in Bartolds weiße Stube hinauf und erzählte ihm, unten sei jemand, der ihn besuchen wolle — ein Landsmann, ein Deutscher.

Franz Bartold hob den grauen Kopf vom Harmonium, über den er einer Klangverbindung nachgeträumt hatte.

„Landsmann, sagst du? Wie sonderbar! Wie lang ist es her, daß ich von der Heimat hörte! Laß mich ihn im Garten sprechen."

Maiselli ging wieder hinab und suchte den Fremden auf, der unter den Kühlen, steingewölbten Arkaden wartete. Es hatte im Laufe der langen Jahre so viel an deutschen Brocken gelernt, daß er ihn begrüßen und durch das Speisezimmer geleiten und ein wenig unterhalten konnte, bis Bartold käme.

Zwischen den Bäumen und Büschen des mauerumhegten Gärtleins hing noch die Wärme des Tages, der langsam mit tiefblauen Schatten über den See zur Ruhe ging.

Auf seinen Stock gestützt kam der Blinde mit sicheren Schritten vom Hause her — er brauchte sich nicht vorwärts zu tasten, jeder Stein auf dem Weg war ihm in diesen siebzehn Jahren vertraut geworden.

Ottenrieth horchte auf, als eine dunkle, klangvolle Stimme ihn anredete — eine Stimme, die selber wie ein Orgelton klang.

Er nannte seinen Namen, sagte, wie er neulich ganz durch Zufall in die Vorstriche von Sant Ambrogio gekommen sei und in der Dunkelheit, im Gestühl verborgen, dem Spiel der Orgel gelauscht habe, und wie es seitdem ihm keine Ruhe lasse, bis er dem Meister, der das Instrument so herrlich spielte, die Hand habe drücken können.

Mit einer erschrocken abwehrenden Gebärde hob Bartold den Arm.

„Um Gottes willen, nennen Sie mich nicht Meister", sagte er langsam, und fast erschrak er, wie ungewohnt ihm das Sprechen in seiner Muttersprache war. „Ich fühle mich weit wie die Sterne von aller Meisterschaft entfernt."

„Aber, mein verehrter Herr", fuhr Ottenrieth fort, „allzuviel Bescheidenheit ist vom Uebel! Ich bin ja neulich leider erst spät gekommen, ich habe nur einen Teil ihrer Kompolition gehört. Aber was ich da gehört habe, nein, wirklich, dessen braucht sich ein Meister nicht zu schämen. Das war wohl der Schlußsatz einer Fuge, wenn ich recht verstanden habe?"

Die einfache Antwort lautete: „Ja, das sei eine Fuge gewesen."

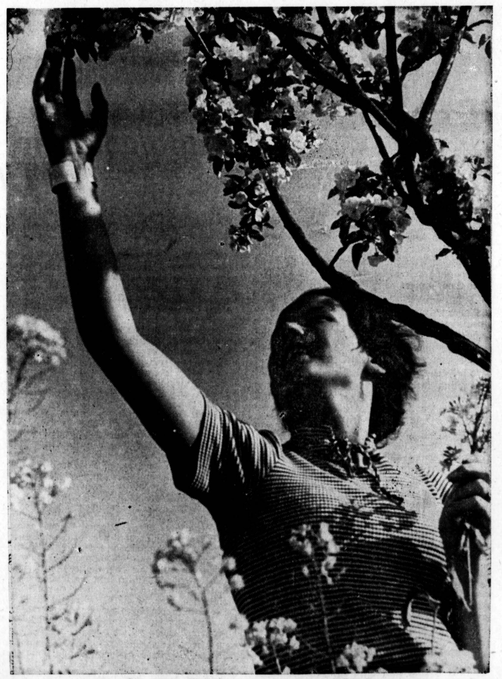
„Und — haben Sie das so ganz aus sich selbst? Ich meine, sind Sie Autodidakt? Um so größer dann Ihr Verdienst!"

Bartold schüttelte den grauen Kopf, in dem die Augen tief eingesunken lagen.

„Keine Rede von Verdienst. Wirklich nicht. Wenn etwas daran ist — wenn etwas darin zum Menschenherzen spricht, dann ist das Gnade und Gottesgeschenk. Und ich bin auch gar kein Autodidakt —"

„Ich dachte es mir. Wer so etwas hervorbringen kann, der muß gewisse Dinge studiert haben. Gewisse rein technische Dinge, möchte ich sagen."

(Fortl. folgt.)



Tausend Blüten und ein roter Mund (Mauritius-Verlag)

Welt der Frau

Bei den Türken zu Gast

Ein Bericht von D. G. Schumacher

Im großen ganzen ist der Türke als Bewohner einer wärmeren Zone zu vegetarischer Kost geneigt. Er ist gern roh Gurken und Salatblätter mit Salz. Die Artischocke ist ein beliebtes Gemüse. An Verbreitung gleich ist ihr der Padischan, eine bläuliche Gurkenfrucht, neben ihr ein kleiner länglicher Kürbis, der Kabak, der gern mit Sahne genossen oder mit Fleischfüllung geschmort wird.

Im Betrieb der feineren türkischen Küche arbeiten sich noch immer viele altsüberische Züge. In vornehmeren Häusern liegen die sehr großen Küchenräume im Keller und es schalten darin nicht Frauen, sondern öfter noch feste Männer. Der Herd ist wie eine Bank, und Nudelbretter, Kochgeschirr und Holzgerät haben Größen, als handele es sich um die Bereitung einer Mahlzeit für Riesen! Altmodisch und Ariciocratisch sind aus Persien

Der Kaffee wird nicht durch Zubereitung in der Küche „entwürdigt", sondern in einer besonderen Kaffeeküche — fertig gebrüht. Am sicheldienen Haushalt verfügt die türkische Frau die Küchenarbeit, wobei ihr wohl ein griechisches Mädchen oder ein Negerin hilft.

Die Einkäufe macht ihr Gatte,

denn er will es aus sittlichen Gründen der Frau noch immer nicht zumuten, mit fremden Männern auf den Gassen zu feilschen. Jenem Amt aus geht er noch einmal zum Markt und kommt mit Gemüse, Fleisch, Eiern und Reis beladen heim. Man zuft auch die durch die Gassen ziehenden Händler vor das Haus, wo dann gehandelt und ausgesucht wird. Die Türkin kann als praktische und reinliche Hausfrau gelten; sie weiß in engen Wohnverhältnissen ihre Küche nicht bloß sauber zu halten, sondern auch gute Speisen sparsam herzustellen.

Was man früher von der vielseitigen und nahrhaften türkischen Küche kannte, war eigentlich nur der Pillaf, den die Bulgaren auch haben und „Ploff" nennen und von dem es zahlreiche Arten gibt. Bei der feinsten Sorte wird der Reis in seinem Oel gedünstet. Am volkstümlichsten ist der Pillaf von Hammelfleisch, mit Schalotten oder Tomaten gedünstet. Ein weiteres volkstümliches Gericht ist „Kebab" — am Spieß gerötete Fleischwürfelchen. Die mit geschmorten Gurken gereicht werden; daneben, ähnlich, das Schaschlik, das von den kaukasischen Ländern her auch in der russischen Küche allgemein bekannt wurde.

Der Bratspieß, klein und groß, spielt in der morgenländischen Küche eine wesentliche Rolle. Geflügel, Hammel, Kalbskopf, Lämmerklein werden an ihm geröstet! Weitere türkische Speisen wären Dolma: gehacktes, mit Zitronensaft oder anderen Gewürzen verfeinertes Fleisch, in Weinblätter gewickelt und in Oel gesotten; Börek, ein fettes, süßes Backwerk, das je nach der Form verschiedene Namen hat — z. B. „Damenfinger". Daneben ist man im türkischen Hause Milchsuppe mit Knoblauch, die in Oel gesotteten kleinen Fischchen. „Tschirosk" genannt, oder auch einen aus zermahlenem Hühnerfleisch, Ei und Milch gekochten Brei — „Kapama" — das Essen der Wöchnerinnen genannt. Borree, Zwiebeln, Salatblätter, Oliven werden zwischen diesen Gängen gemacht. Die Wahl der Oliven erfordert Kennerschaft und feines Unterscheidungsvermögen.

Schweinefleisch noch wie vor wenig gefragt.

Alle scharf durchgefetzten Reformen Kemal-Mo-Türks haben des Türken alten Abscheu vor dem Schweinefleisch nicht beseitigen können. Auch Rind- und Großviehfleisch vermeidet er nicht, da er nur „meiges" Fleisch ißen mag. An Feiertagen kommt der Lammbraten oder wenigstens ein Lamm-Kebab auf den Tisch, dazu wohl Artischocken, Eierfrüchte (Padischan), Kartoffeln und Tomaten, alles in Oel gesotten. Sehr große Zwiebeln werden mit feinem Hackfleisch gefüllt und geschmort. Scharfgewürzten Salat setzt die türkische Küche (ein dort meist von Männern ausgeübtes Amt) aus vielerlei Gemüsen zusammen. Eine Süßspeise wird aus Sirup, Grütze, Mandeln und Pistazien gekocht. Die Herstellung von Zuckerwerk ist zu mannigfaltig beim Türken, als daß es im Rahmen meiner kleinen Aufzählung behandelt werden könnte.

Unser „türkisches Konfekt" ist entweder eine ärmliche Nachahmung oder eingeführte billigste Sorte; das echte ist unvergleichlich und wird nach verschiedensten Blumenbüten oder nach den Jusänden von allerlei Nüssen und Fruchtsäften unterschieden und benannt.

Am Ende des Mahles erscheint die uralte, normadisch-türkische Grundnahrung, der Kaimak (saurer Rahm) oder Yoghurt (beim Türken „Kaurt" ausgesprochen), der, seiner wirnigenden, erfrischenden und regelnden Wirkung zufolge auch bei uns längst volksümlich wurde. Der Rahm wird zum Beispiel in einer an Neuenfort erinnernden Art hergestellt; süßer Weißkäse wird zum Kuchenbacken verwendet. Das mannigfaltige, meist abstokende Meeresgetier, wie es in anderen südlichen Ländern Volksnahrung darstellt, ist auch dem türkischen Türken ein Greuel, das er gern dem Levantiner überläßt.

Nach alledem ist also die türkische Küche eine fette und süße, bei der dem Mitteleuropäer das Vertrauen geistiger Verdauungsbefähigung verwundert erscheint; an dessen Stelle tritt ja dort aber der reichlich genossene starke Kaffee, der, nach türkischem Geschmack, einen dicken Schaum zeigen muß, wie er durch das Einfüllen des hochgeschwungenen Messingkännchens in die Tassen erreicht wird, „ab faimal!" ruft anerkennend der Türke angesichts solchen Kaffees.

Was Männer vergessen – und Frauen behalten …

Von Dr. Eva Wendorff

Welchem Ehemann wäre es nicht schon passiert, daß er eines Tages beim Nachhausekommen Blumen auf dem Eßtisch findet, ein gewähltes Essen als sonst, vielleicht gar ein Fläschchen Wein, — dazu aber als wenig passenden Kontrast ein vorwurfsvolles Gesicht der Ehelebten. Und fragt er vielleicht gar, was denn heute eigentlich los ist, so stellt sich unfehlbar heraus, es der Hochzeitstag ist, den er wieder einmal vergessen hat. Genau so vergessen, wie er im vorigen Jahr sogar den Geburtstag der Gattin vergaß. Und selbst an die Geburtstage der Kinder muß er immer am Tage vorher erinnert werden, sonst denkt er bestimmt nicht daran, ihnen etwas mitzubringen. Und gar die Geburtstage der Schwiegereltern, Brüder oder Schwägerinnen fallen ihm niemals rechtzeitig ein. Es soll ja wirklich vorgekommen sein, daß die Frau, die den Gatten an die Wiederkehr des Verlobungstages erinnern wollte, vom 8. September 1936 zu sprechen begann. „Weißt Du noch?" hieß es da erwartungsvoll. Der Mann aber erwiderte nach kurzem Ueberlegen: „8. September 1936? Das war doch der Tag, an dem Hertha Tennis-Borussia 5:1 geschlagen hat?" Natürlich gab es Empörung und Tränen auf Seiten der Frau!

Aber ist dieses Verhalten des Mannes nur etwas Unbedingt ein Zeichen von Herzlosigkeit? Gewiß nicht. — denn dann müßte die Herzlosigkeit in der Männerwelt ganz ungeheuer verbreitet sein! Aber es liegt eben dem Manne im allgemeinen nicht, sich Familiengedenktage zu merken, seine Gedanken sind im wesentlichen durch den Beruf ausgefüllt, daneben nimmt oft der Sport noch einen besonderen Raum ein. Beim Manne ist der Familiensinn etwas selbstverständlich Vorhandenes, das keiner besonderen Betonung bedarf. Die Frau dagegen ist für gewöhnlich mit ihrem ganzen Denken auf das Familienleben gerichtet, ihr ganzes Handeln wird mit ausschließlich durch die Vorsorge und Fürsorge für die Familie bestimmt und alles, was damit in Zusammenhang steht, prägt sich ihr unfehlbar ein, — während es Männer gibt, die sich über den Unterschied zwischen einem „Vetter" und einem „Neffen" nicht klar sind, und die beim besten Willen nicht angeben können, was eigentlich eine „Großnichte" ist.

Wie bei den Daten und Zusammenhängen des Familienlebens, so bestehen auch bei den Vorgängen des täglichen Lebens in der Merkfähigkeit von Mann und Frau auffallende Unterschiede. Der eine beobachtet und behält Dinge, die dem andern überhaupt nicht auffallen und umgekehrt. Kommt z. B. das Gespräch auf eine bestimmte Dame, die man neulich in der Gesellschaft bei T getroffen hat, beide Ehegatten wissen den Namen der Betreffenden nicht und suchen sich nun auf andere Weise über die Persönlichkeit zu verständigen. „Weißt Du, die in dem roten Taftkleid, mit den dunkelblauen Wildlederschuhen und dem roten Abäschen!" so sucht die Frau sich dem Manne verständlich zu machen. Aber der sinnt vergebens, ein rotes Kleid ist ihm nicht aufgefallen. „Meinst du vielleicht die Elegante mit den dünnen Beinen?" Aber darüber weiß nun die Frau wieder nichts. „Sie trug eine silberne Abendtasche!" suchte sie die Sache näher zu erläutern. Aber der Mann zuckt nur die Achseln. Die meisten Männer haben zwar einen guten Blick und gutes Gedächtnis für die Gesamterscheinung einer Frau, sie wissen sehr wohl, ob sie schön oder unschön, ob sie elegant oder nachlässig gekleidet ist, — aber für die Einzelheiten der Kleidung haben sie keinen Sinn und auch kein Gedächtnis. Und zwar deshalb, weil sie sich im Gegensatz zur Frau nicht für Mode und am wenigsten für die modischen Kleinigkeiten interessieren.

Auch, wenn es gilt, einen Menschen wieder zu erkennen, ist die Frau oft besser dazu imstande als der Mann, weil sie sich alle Einzelheiten der Kleidung der Gesichtszüge einprägt, während der Mann immer nur das Gesamtbild vor Augen hat. Gilt es dagegen, sich eine Oertlichkeit zu merken, einen Weg wiederzufinden, so ist hierbei der Mann fast immer der Frau weit überlegen, die meisten Männer haben einen guten Ortssinn, die Frauen dagegen haben selten eine persönliche Beziehung zu einer Oertlichkeit und merken sich infolgedessen schwer derselben.

Ganz allgemein kann man sagen, daß Männer alles das leicht behalten, was sie objektiv interessiert, daß Frauen dagegen sich das merken, was ihr Gefühlsleben irgendwie anspricht. Eben den, eine geistig wirklich nicht unbedeutende Frau, sagt einmal, sie habe immer „alles das vergessen, was sie nicht liebte." Und nicht nur in ihrem Auffassen, auch im Denken und Urteilen ist bekanntlich die Frau viel mehr von ihrem persönlichen Gefühl bestimmt als der Mann. „Männer richten nach Gründen, das Weibes Urteil ist seine Liebe", heißt es bei Schiller. Der Mann dagegen ist objektiver eingestellt; er behält zwar auch besser, was ihn interessiert, aber es interessieren ihn viele Dinge, die nicht das Gerinaste mit dem Gefühlsleben zu tun haben. Es wäre nun verfehlt, zu sagen, daß die eine Art der Auffassung wertvoller. die andere minderwertig sei; für Mann und Frau bestehen eben zwei verschiedene Aspekte des Lebens, die sich harmonisch ergänzen, und in deren Zusammenwirken erst die Vollständigkeit der Weltbetrachtung liegt.

Vereister Spargel!

Ja, gibt es denn das?

Haben Sie schon einmal von vereistem Gemüse gehört? Nein, Konserven meine ich nicht! Sie haben schon richtig gelesen: Vereistes Gemüse! Frische Erdbeeren, frischer Spargel, frische Sauerkirschen — Sie können sie jetzt überall in den großen Delikatessengeschäften haben. Sie sind weder unerschwinglich, noch viel teurer als Konserven und werden Ihnen in Pappbeuteln und Zellglastüten geliefert.

Die Reichsstelle für Wirtschaftsausbau, die organisatorisch dem Reichswirtschaftsministerium untersteht, hat im Frühjahr des vergangenen Jahres drei große deutsche Werke mit der Konservierung von frischem Obst und Gemüse auf dem Wege des Schnellgefrierens beauftragt und in diesem Winter konnten die Hausfrauen erstmalig das vereiste Gemüse, die vereisten Früchte ausprobieren. Es ist ein voller Erfolg geworden!

Die ersten Versuche sind schon vor Jahren im Kältetechnischen Institut in Karlsruhe angestellt worden. Heute arbeiten die drei deutschen Werke folgendermaßen:

Der Spargel zum Beispiel — Sie können auch beliebig anderes Gemüse oder Früchte nehmen — kommt frisch gestochen in die Fabrik. Hier wird er geschält, in gleichmäßige Längen geschnitten und dann eine Minute in kochendes Wasser getaucht, so, wie Konserven auch sonst behandelt werden. Nun aber beginnt der Einfrierungsprozeß. Die Spargelstangen werden in flache, rechteckige Blechbehälter gepackt und in einen Trockenfühlraum geschafft, wo sie eine Stunde bleiben. Die lebendigen Spargelzellen sind bei der mörderischen Kälte von minus dreißig Grad getötet worden und sind keiner Veränderung mehr fähig, wenn sie unter dieser Temperatur gehalten werden.

Der Spargel verläßt steinhart gefroren den Kühlraum und wird in Zellglastüten verpackt; ein Kilogramm entspricht dem Inhalt einer Kilogrammkonservendose — jeweils in einer Zellglastüte. Die Tüte wird mit Hilfe eines heißen Bügeleisens luftdicht geschlossen und dann in einen Pappkarton getan. Der ganze Arbeitsgang dauert nur wenige Minuten.

Wenn der Spargel darf nur kurze Zeit in einem erwärmten Raum lagern In den verkaufsfertigen Packungen bleibt er im Kühlraum liegen, und auch in den Geschäften wird er im Kühlschrank aufbewahrt, bis dann eine Hausfrau kommt, sich ein Kilo erfteht und ihn zu Haus im gefrorenen Zustand in kochendes Salzwasser legt. Die Kochdauer ist bei Stangenspargel je nach Stärke 5 bis 12 Minuten. Und Sie haben dann jetzt im April köstlichen frischen Spargel auf dem Tisch. Wird er nicht gefroren gekocht, bleibt der Spargel nach dem Auftauen 8 bis 12 Stunden gebrauchsfähig.

Ebenso geht es mit den Erdbeeren, Himbeeren, Sauerkirschen, Apfelmus oder Erbsen. Beim Obst, das durchschnittlich 2 bis 3 Stunden zum Auftauen braucht, schüttelt man am besten den Inhalt des Zellglasbeutels gleich in die Servierschüssel, bestreut die Früchte mit Zucker und hat dann die frischen Früchte zum Auftragen da. Eine genaue Anweisung wegen der Auftauzeit wird allen Packungen mitgegeben.

Nach den Erfahrungen, die man bis jetzt gemacht hat, kann man von einer bedeutenden Qualitätsverbesserung sprechen. Wesentlich ist weiter bei dem vereisten Gemüse oder den vereisten Früchten, daß wie Blech für Konservenbüchsen sparen, das noch immer in Deutschland eingeführt werden muß. Die Früchte können keinen Wiechgeschmack annehmen, anfallende Erntelöcherschüsse können schnellstens aufgefangen werden.

Glauben Sie aber bitte nicht, daß nur die sogenannten reichen Leute sich das leisten können. Ein Pfd. vereifte Erdbeeren kostet 1.20 RM — und Sie haben frische Früchte auf dem Tisch.

ATA zaubert Sonnenschein auf Metall, Holz, Glas und Stein.
ATA säubert Dir behende Treppen, Böden, Becken, Wände!

Inge und Fritz
wollen heiraten

„Das beste ist", hatte die Mutter gesagt, „ihr erkundigt Euch einfach auf dem Standesamt, welche Papiere Ihr braucht. Sonst kann es Euch noch wie Trude ergehen, deren Hochzeit fast hätte im letzten Augenblick verschoben werden müssen, weil ein wichtiges Papier fehlte." So machte man sich denn auf den Weg, um sich an Ort und Stelle über die Voraussetzungen für die Eheschließung im nationalsozialistischen Deutschland zu unterrichten. Es war doch ein etwas beklommenes Gefühl, als man die breite Treppe hinaufging, die man in kurzem im feierlichen Hochzeitsstaat wieder zu betreten hoffte. Als man dann aber vor dem freundlichen Beamten stand, wurde man bald warm und trug nun seine Fragen frisch vor. Man hatte doch so viel von Gesundheitsexamina gehört, die heute vor der Eheschließung verlangt würden. „So muß man sich also wohl zuerst ärztlich untersuchen lassen?" — „Nein, da sind Sie im Irrtum", berichtigte der Beamte, „das ärztliche Gesundheitszeugnis, das allerdings alle beibringen müssen, die ein Ehestandsdarlehen beantragen wollen, wird im übrigen noch nicht in allen Fällen verlangt, sondern im allgemeinen nur, wenn der Verdacht auf Erbkrankheiten in der Familie vorliegt, wie ein Sonderbefund ergeben kann, über die der Verlobten wahrheitsgemäße Auskunft geben müssen. In einem solchen Falle muß ich als Standesbeamter allerdings ein ärztliches Ehetauglichkeitszeugnis des Gesundheitsamtes verlangen, denn nachdem man einmal die große Gefahr der Rassenverschlechterung für den Bestand unseres Volkes erkannt hat, ist es eine Pflicht der Selbsterhaltung für unsern Staat, daß man die Weitergabe einer unaesunden Erbmasse, wie sie die Nachkommen von Epileptikern, Geisteskranken, Tauben, Blinden usw. leicht haben können, mit allen Mitteln verhindert. Allerdings muß man bei Gebrechen wie Taubheit, Blindheit, Mißbildungen u. dergl. stets den Unterschied machen, ob sie angeboren oder ererbt sind, da sich allein ererbte Gebrechen weiter vererben und erworbene somit kein Ehehindernis sind.

Ebenso darf niemand einen etwaigen jüdischen oder sonstigen fremdrassigen Einschlag in seiner Familie verschweigen", fuhr der Beamte ernst fort. „Die Ehe könnte sonst eines Tages für nichtig erklärt und der schuldige Teil noch obendrein in Strafe genommen werden, denn in diesem Punkte geht unser heutiger Staat streng vor. Im übrigen werden Sie so wissen", wandte sich der Beamte an Fritz mit einem Blick auf seine Uniform, „daß SS-Mann ebenso wie die Angehörigen von Wehrmacht und Arbeitsdienst eine dienstliche Heiratserlaubnis vorlegen müssen, die, soviel ich weiß, bei der SS. auch von der Bescheinigung abhängig ist, daß Ihre Braut eine der Bedingungen des Deutschen Frauenwerks durchgemacht hat." Hier konnte Inge ihren Fritz beruhigen, die Bescheinigung trug sie bereits seit langem in der Tasche; auch sonst war sie recht unterrichtet geworden, denn alle die vorgenannten Ehehinderungsgründe trafen auf sie beide nicht zu. „Aber nun hätte ich noch gern gewußt", meinte sie, welche Urkunden Sie von uns verlangen und wie sich überhaupt die Angelegenheit hier auf dem Standesamt entwickelt, denn schließlich gibt es ja doch wohl noch ein Aufgebot, das öffentlich ausgehängt wird?" Freundlich lächelnd bejahte das der Beamte. „vorerst aber", fuhr er fort, „sind Ihre Geburtsurkunden sowie die Geburtsurkunden der beiderseitigen Eltern, ferner die Aufenthaltsscheine aus den Wohnsitzgemeinden des letzten halben Jahres mit dem Vermerk der Staatsangehörigkeit von Ihnen und Ihrem Verlobten zu erbringen. Diese Papiere werden Sie beide sich ja leicht beschaffen können, da bei Ihnen die Verhältnisse ja ganz einfach liegen und niemand von Ihnen minderjährig, vermündet oder geschieden ist, was die Angelegenheit allerdings sehr erschweren könnte; ferner brauchen Sie die schon erwähnte Beratserlaubnis der SS. für Ihren Verlobten. Nach vierzehntägigem Aushang des Aufgebots hier im Rathaus und unter Umständen noch in den Gemeinden, in denen Sie oder Ihr Verlobter innerhalb der letzten sechs Monate Ihren Wohnsitz hatten, steht dann Ihrer Eheschließung hier auf dem Standesamt, zu der Sie bekanntlich zwei Zeugen mitzubringen haben, nichts mehr im Wege."

Der Film hat seine Moritat

„Die Pfingstorgel"

Aus einem Volksstück der Bühne wurde ein Volksstück des Film[s]

Als im „Theater des Volkes" der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" zu Berlin vor einigen Jahren „Die Pfingstorgel" des niederbayerischen Schriftstellers Alois Johannes Lippl einen Monat lang kostenlos der Berliner Arbeitskameradschaft der DAF. vorgespielt wurde, brachte dieses echte dichterische Volksstück, diese in ein Schauspiel verwandelte altbayerische Moritat von den braven Schustellern und dem höfen Bürgermeister Firngibel täglich Tausende von Berliner Werktätigen ins Theater. Das ehemalige „Große Schauspielhaus" war wirklich ein wahrhaftes Forum der Freude geworden. Viele namhafte, dem Volke durch die Films bestens bekannte Schauspieler setzten sich für diese große Aufgabe ein, und die Lust am Theater und seinem tieferen sinnbildlichen Dasein ward in breite Schichten hineingetragen. So hatte der Film gewissermaßen als ein guter Kamerad seine Mittler hergegeben, um seine Freunde auch dem Theater zu befreunden; denn Sprechbühne und Leinwand sind keine Gegensätze, sondern ergänzen sich zu einer Einheit.

Das beweist sich am Beispiel der „Pfingstorgel" am besten selbst; denn, da aus ihr ein Film geworden ist, den die Lobis unter der Spielleitung von Franz Seitz geadelt hat, wird erst recht deutlich, wie den erhöhten Wirklichkeitssinn des Filmtheaters zu wollen viel Sinnbildhaftes im Gefüge der romantischen Handlung durch Gegenwärtiges zu ersehen war. Will sagen: Der Film in seiner scharfen Verdeutlichung ist ein unerbittlicher Richter über den Grenzraum der Wirklichkeit. Es spricht sich in einer halbdunklen Dekoration ein Ding anders aus als auf der Leinwand. „Das ist eine Versammlung der Schausteller des ganzen Gaues!" sagt der Film und setzt sie beargenau, Mann um Mann des Nachts auf einer großen Wiese. „Das soll darstellen eine große Schausteller-Kumpanei auf einer nächtlichen Wiese" — sagt hingegen das Theater und stellt fünfsechs Mann auf einen grünen Teppich. Hier wird der Verband auf dem Wege über das Auge herausgefordert, dort wecken Laute und Schatten die Phantasie.

Damit haben Sie, geneigter Leser, schon den Inhalt einer kurzweiligen Besprechung mit dem Autor des Films Heinz Pauck, der gemeinsam mit dem Spielleiter Seitz das Drehbuch zur Pfingstorgel verfaßte.

In Staffach ist der Jahrmarkt angekommen,

Sie blasen alles, nur nicht Trübsal

Offensichtlich eine schwierige Verhandlung

Mißtrauen gegen die Musik?

eine bunte Schar von Artisten und Schauspielern und mitten darin der Musikus Kammreiter mit seinen fröhlichen Fiedlern. Im Nachbardorf Rott wird die Dreihundertjahrfeier begangen, und gewiß werden die Rotter in dichten Scharen nach Staffach kommen, um sich „Brummels Riesenweltschau" anzuschauen und die Entfesselungskünstler und Haremsdamen, die Gedankenleserinnen und die Brautversteigerung, die Moritatensänger und was derlei Wunderbarkeiten sind. Aber die Rechnung ist falsch, die Rotter, als Geigshälse weithin im Land verrufen, haben es zuwege gebracht, ihren einzigen Ehrentag abzublasen, und so müssen die fahrenden Leute Boten in die Dörfer senden, um ihre Zuschauer selber herbeizuholen. Mit diesem Auftakt sieht das Geschehen der Pfingstorgel sogleich filmisch aus, in einem großen, die Landschaft voll einfangenden Rahmen entwickelt sich Wille und Tat einer kleinen Gemeinschaft und aus ihnen wieder heraus schält sich das Persönliche, die zarte Liebesfabel der Gertrud Kirnagibel und des Peter Kammreiter. Gertrud ist die Tochter des obersten Geigshalses von Rott, des Mannes, der, als er vom Pfarrer von der Freundschaft zwischen Peter und der Trudl hört, in die apokalyptischen Worte ausbricht: „Eher kommt eine Orgel in die Rotter Kirche, als daß die beiden zusammen kommen". „Aha!" sagt der Pfarrer, den gleichfalls der Film erst in die Fabel einführt, denn an Mittelsmännern darf es im wirklichkeitsnahen Geschehen auf der Leinwand nicht fehlen, wenn also nach Rott eine Orgel kommt, die Ihr Geigshälse noch immer nicht angeschafft habt, so dürfen die ein Paar werden!" Firngibel aber schränkt sich ein: „Wenn — bis Pfingsten eine herkommt!"

Im Bühnenstück schenken die Marktkanten und Artisten den Rottern eine Orgel, so sehr ging sie das Schicksal des jungen Liebespaares an und so herzlich gern wollen sie den Geigshälsen einen Streich spielen. Der Film darf nicht so großzügig sein, eine Orgel kostet soviel Geld, daß die Spielleute es nicht zusammenscharren könnten, zudem in der kurzen Zeit bis Pfingsten, und auch die Lösung des Stücks, die Orgel billig aus einer abgebrannten Kirche in der Nachbarschaft zu ersteben, würde der Mann vor der Leinwand nicht hingehen lassen. Da ist es denn ein Geigshals selber, der Bruder des Mathias Kammreiter, der ein Einsehen hat und dies um so eher, als er ja im Stück wie hier seinen Bruder einst um seinen Anteil an dem bäuerlichen Erbe brachte. Er tut eine gute Summe zu den Pfennigen der braven Schausteller, und als der Pfingstsonntag kommt, steht Zorngibel erschrocken im Nachthemd mit der Zipfelmütze auf dem Fenster und horcht in die Ferne. Da ziehen mit Gesang die Schützen von allen nachbarlichen Gemeinden zur Dreihundertjahrfeier nach Rott ein. Der ganze Kreis feiert den dreihundertsten Geburtstag von Rott, die Pfingstorgel, die Opfergeist und, wenn auch spät erwachter Brudersinn gestiftet haben, ertönt in vollen Bässen.

Für diesen schönen Tag in des Herrgotts Frühling verzißt ein jeder seinen Zorn und seine Enge, und eine frohe Gemeinschaft feiert zugleich das Verlöbnis der jungen Liebesleute.

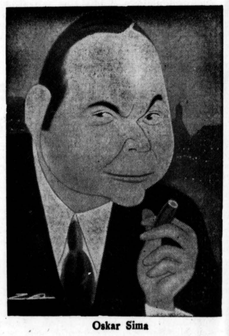
L. L.

Kesser durch Karikatur

Unsere Filmlieblinge, wie sie der Zeichner Nino Za sieht

Paul Wegner als Regisseur

Marianne Hoppe



Oskar Sima

Carl Ludwig Diehl / Erich Zander-K. (4)

Haus, Hof und Garten

Und hier etwas für den Kleingärtner

Es gibt allerlei zu tun

Im Obstgarten läßt sich jetzt übersehen, ob die Frühobstsorten von Spätfrösten verschont geblieben sind, die sich im Vorjahr bis über die Monatsmitte hinaus so verheerend auswirkten und einen kurzen Blütenkranz zerstörten. Als vorbeugende Maßnahme hatte die Landesbauernschaft Rheinland den Winzern der Weinbaugemeinden in diesem Jahre Beihilfen gewährt, die es ihnen ermöglichten, mehrere tausend Heizöfen anzukaufen und damit die besonders frostempfindlichen Rebstöcke zu sichern; in den großen Weinbaugebieten hat sich das gemeinschaftlich angewandte Frostabwehrmittel durch starke Rauchentwicklung (Geländebeizung) bereits bewährt. Andere Maßnahmen, wie Vernebelung, Beregnung, künstliche Luftbewegung, werden noch erprobt und sind nur im Großen anwendbar. Besonders empfindliche Obstsorten pflanzt man in klimatisch gefährdeten Gebieten besser gar nicht an, oder man gibt ihnen einen Standort im Schutze von Gebäulichkeiten usw. Während der Blütezeit und zur Fruchtentwicklung bedürfen die Obstgewächse besonderer Pflege. Bei trockener Witterung muß durchdringend gewässert werden, damit das Wurzelwerk die nötigen Nährstoffe aufnehmen kann und auch die Düngung besser ausgenutzt wird, wenn der Boden zu trocken ist. Der Schädlingsbefall wird immer stärker, und das Zerstörungswerk an den jungen Trieben, Knospen und Blüten ist daher in vollem Gange. Jetzt rächt es sich, wenn die Vorfrühjahrsspritzungen, sog. Winterspritzungen, mit Obstbaumkarbolineum oder gleichwertigen normierten Mitteln unterblieben sind, mit denen viele im Ei- und Puppenzustand befindliche Schädlinge im voraus vernichtet werden konnten. Mit einiger Aufmerksamkeit kann man das ganze Heer der Schädlingswelt mit bloßem Auge oder unter Zuhilfenahme einer Gartenlupe bei ihrer Tätigkeit beobachten: die „Lahmeldenden" grünen Raupen des kleinen Frostspanners, Apfelwickler (Obstmade), Pflaumensägewespe, Gespinstmotte, Kirschblattwespe und andere fressende Insekten (Blattläuse, Blutläuse usw.). Auch Schorf, Schrotschußkrankheit und Mehltau sind zu bekämpfen. Der Spritzkalender zeigt an, wann und mit welchen normierten Mitteln gespritzt, gepinselt oder beräuht werden muß, die dafür angewandten Vorschriften müssen genau innegehalten werden.

Woher kommt das Kälber-Aufblähen?

Das Aufblähen der Absatzkälber ist eine unangenehme Begleiterscheinung bei der Rindviehzucht, jedoch lassen sich die Blähungen vermeiden, wenn man einmal die Kälber nicht zu ergiebig füttert und beim Melken der Kälber darauf achtet, daß die Raufutterbeigaben nicht zu groß sind. Gerade der Uebergang zur Raufutterernährung bringt in vielen Fällen ein Aufblähen des noch schwachen Kälbermagens mit sich. In einigen Fällen scheinen Bakterien die Ursache des Aufblähens zu sein. Hier gebe man 1—3prozentiges warmes Kochsalzwasser in Mengen von 3—6 Liter („Mitteilungen für die Landwirtschaft", Heft 16/1939) und folge gleichfalls für eine Umstellung der Fütterung, Raufutter vor oder nach der Tränke.

Im Gemüsegarten wird das Auspflanzen der herangezogenen verschiedenen Kohlsorten und Wurzelfrüchte fortgesetzt, auch Tomaten, Sellerie und Porree werden gepflanzt. Tomaten liefern bessere Erträge, wenn schon im Herbst mit Stallmist vorgedüngt ist, aber mit guter Kompostdüngung auch noch in zweiter Tracht. Sellerie und Porree sind anspruchsvolle Gemüse für reichliche Düngung (Winterdüngung, flüssige oder Kopfdüngung während der Entwicklung). Neue Aussaaten sämtlicher Kohlsorten können noch stattfinden, ebenfalls von Salaten, Spinat, Karotten, Radies, Rettich. Die erste Aussaat von Busch- und Stangenbohnen beginnt Anfang des Monats; Gurken und Kürbisse werden ab Mitte Mai gelegt. Nach der gemüsearmen Zeit wird Rhabarber als erstes Gartengemüse geerntet und — in verschiedener Zubereitung — freudig begrüßt. Wenn Rhabarberpflanzen nicht gut geraten, so kann das sowohl an der Sorte wie an der Pflanzweise und mangelnder Pflege liegen. Man versuche es mit verbesserten, starkwachsenden Sorten und beachte die Pflanzvorschriften; letztere wird zu flach gepflanzt, so daß die Oberteile abfaulen. Die Sämlinge der Frühjahrsaussaaten werden im Herbst an ihren Standort verpflanzt. Um das Wachstum zu fördern, muß öfter gedüngt werden (Jauche oder Kopfdüngung).

Im Ziergarten werden die empfindlichen Dahlien erst nach überwundener Frostgefahr ausgepflanzt, nachdem sie im Unterbringungsraum bereits zum Ausschießen gebracht worden sind. Sommerblumen werden, den Kulturanweisungen entsprechend, ausgesät. Von den Staudenarten stehen schon viele in Blüte: Anemonen, verschiedene Nelken- und Astersorten, Maiblumen, Schleifenblumen, Schwertlilien, Wicken, Mohn, Flammenblumen, Schilfblumen, Trollblumen. Die Beete werden nach Bedarf gewäffert, durch eine leichte Torfmullbecke bleibt die Feuchtigkeit länger erhalten und der Boden zugleich gelockert.

F. vom Diekhusen

Kleine Winke für den Kleintierzüchter

Die Ställe füllen sich mit der Nachzucht

Der „Wonnemonat" ist der schönste für den Kleintierzüchter. Die Ställe und Ausläufe füllen sich mit der Nachzucht, auf die der Züchter so große Hoffnungen setzt, und das Grünfutter wächst uns jetzt in reichem Maße zu.

Im Hühnerstall werden in der ersten Hälfte des Monats die letzten Glucken gesetzt, allerdings nur zur Erbrütung frühreifer Rassen oder Zwerghühner. Sofern die Hühner freien Auslauf haben, kann etwas eiweißärmer gefüttert werden. Grünfutter kann gar nicht genug verabreicht werden und sollte mehrmals täglich in gehäckseltem Zustand gereicht werden. Auf peinliche Sauberkeit ist bei der Kükenaufzucht unbedingt zu achten. Die Küken müssen von den alten Hühnern getrennt aufwachsen, andernfalls nehmen die jungen Tierchen die Krankheitskeime gleich von den alten Tieren auf. Besonders der Schlafplatz ist sauber zu halten. Für die erste Zeit empfehlen sich sog. „Kückenwindeln", alte Säcke oder Tücher, die abwechselnd ausgewaschen, getrocknet und wieder ersetzt werden. Frisches sauberes Trinkwasser, das mehrmals täglich gereicht werden muß, muß Alt- und Jungtieren stets zur Verfügung stehen. Gelegentlich kann Butter- oder Magermilch gereicht werden, doch ist darauf zu achten, daß die Milch einmal nur in Glas- oder Tongefäßen und zum anderen entweder süß oder sauer, keinesfalls aber leicht angesäuert gegeben wird. Die Mürbrut-Jungtiere erhalten den geschlossenen Futtring. Je wärmer die Witterung wird, um so mehr nimmt das Ungeziefer überhand. Es ist deshalb ständig zu bekämpfen. Die Kückenställe wurden bereits vor der Brutzeit gesäubert und gelatft. Jetzt kommt auch der Legeskall der Althennen an die Reihe. Der Kalkmilchrübe wird eine Kleinigkeit Karbolineum oder Desinfektionsmittel hinzugefügt. Bei den Küken ist auf das Vorhandensein der großen grauen Kückenlaus zu achten. Wir betupfen den Hinterkopf der Küken dagegen mit einem Tropfen Oel.

Hören wir in diesem Monat mit der Hühnerbrut auf, so sehen wir mit der Erbrütung der Entenküken verstärkt ein. Hierfür werden die späten Glucken benutzt. Die Nachfrage nach Bruteiern als auch nach Eintags-, acht Tage alten oder 14 Tage alten Entenküken ist jetzt sehr groß. Den Tuchenten ist ausreichendes Wasser zur Verfügung zu stellen. Ein kleiner Betonstümpel ist leicht gebaut.

Auch im Taubenschlag ist Hochbetrieb. In allen Nestern liegen Eier oder Junge. Auf das Vorhandensein der Speckkäfer ist zu achten. Den Tauben sollte Badewasser zur Verfügung gestellt werden. Der aus Lehm, Sand, gemahlenen Eierschalen, phosphorsaurem Futterkalk und Salz hergestellte Taubenstein befriedigt den Salz- und Mineralbedarf der Tauben. Sollen die alten Tiere gut und pünktlich ihre Jungen aben, so müssen auch wir die Futterzeiten pünktlich einhalten. Die jungen Tauben erhalten den geschlossenen Fußring im Alter von 4—7 Tagen aufgezogen.

Im Kaninchenstall ist nun die Grünfütterung nach einem allmählichen Uebergang eingeführt. Das Heu soll aber auch jetzt keinesfalls fehlen. Die Ställe werden jetzt viel häufiger gesäubert, insbesondere die mit Jungtieren besetzten Ställe sind wöchentlich zu reinigen. Eine zu starke Besetzung der Stallfächer ist auf jeden Fall zu vermeiden. Mit 9—10 Wochen werden die jungen Kaninchen allmählich von der Mutter abgesetzt. Das Absehen soll jedoch nicht plötzlich erfolgen. Die Jungtiere sind auch rechtzeitig nach Geschlechtern zu trennen, was evtl. gleich beim Absehen geschehen kann. Nur in geräumigen, sauberen, hellen Ställen gedeihen die Jungtiere gut. Wir gönnen den Tieren hin und wieder einige Zeit freie Bewegung in kleinen Ausläufen, versehbaren Gehegen oder im Hühnerauslauf und beobachten sie dabei. Je mehr Bewegung die Jungtiere haben, desto geringer ist die Gefahr der Trommelsucht. Ueber alle Zuchtvorgänge wird genau Buch geführt. Man verlasse sich keinesfalls darauf, daß man sich die Daten der Schlupf-, Deck- und Wurftage merken werde. — Auf dem Felde und im Futtergarten gibt es ebenfalls viel Arbeit. Es erfolgt u. a. das Stecken der Kartoffeln und die Aussaat des Maises. Und zwar stecken wir bei einem Reihenabstand von ungefähr 50 Zentimeter alle 30 Zentimeter 2—3 Körner in die Erde. Auch die Würzkräuter wie Wermut, Thymian, Majoran, Salbei, Pfefferminze, Melisse usw. sind zu säen bzw. zu pflanzen.

W. Krebs

Praktische Grünfutteraufbewahrung

Die warme und feuchte Witterung der letzten Zeit hat die Entwicklung der Grünfutterschläge sehr gefördert, so daß bald mit dem Mähen des ersten Grünfutters (Futterroggen, Wickroggen, Futtergras, Futterrübsen) begonnen werden kann. Das erste Grünfutter ist durch seinen hohen Eiweißgehalt besonders wertvoll und muß deshalb bis zur Verfütterung sorgfältig aufbewahrt werden. Sofern eine geräumige Futterkammer vorhanden ist, wird das Grünfutter am besten hierin aufbewahrt.

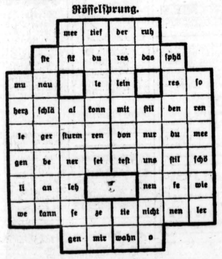
Um ein Erhitzen, das bei jungem Grünfutter leicht eintritt, zu vermeiden, stellt man in der Futterkammer Gerüste auf und hängt auf diese das Grünfutter auf. Sofern im Betriebe genügend Hohlräume vorhanden sind, kann man sie sehr gut für diesen Zweck verwenden. Sind keine Hohlräume vorhanden, so kann man sich aus Durchforstungsstangen schnell und billig einige Gerüste herstellen, die an den Wänden der Futterkammer aufgestellt werden. Wenn man mit dem Grünfuttervagen in die Futterkammer hineinfahren kann, dann kann das Behängen der Gerüste gleich vom Wagen aus erfolgen. Auf diese Weise herrscht in der Futterkammer stets Ordnung. Außerdem wird nicht auf dem Futter herumgetreten, und es bleibt frisch.

Ist keine so große Futterkammer vorhanden, daß das Grünfutter darin gelagert werden kann, dann muß man es vor dem Stall abladen. Auch hier kann man es vor dem Warmwerden dadurch schützen, daß man einige Balken quer vor den Stall legt und über diese Stangen legt. Auf dieses Gerüst wird das Grünfutter gepackt. Durch den ständigen Luftdurchzug wird eine Erhitzung vermieden. Außerdem kann das Regenwasser unter dem Futter ablaufen, so daß das Grünfutter nicht, wie man es so häufig sieht, ganz im Wasser schwimmt.

Wenn man das Naßwerden des Grünfutters durch Tau- oder Regenwasser vermeiden will, empfiehlt es sich, an Stall ein vorspringendes Dach anzubringen, unter dem das Grünfutter dann trocken lagert und auch nicht so schnell welkt, weil es nicht von der Sonne beschienen werden kann. Dieses Vordach hat auch noch den Vorteil, daß man bei Regenwetter das Futter in den Stall bringen kann, ohne dabei von Regen durchnäßt zu werden. Der größte Vorteil einer sorgfältigen Grünfutteraufbewahrung ist aber die Erhaltung des Futterwertes des jungen, eiweißreichen Grünfutters und damit ein verbesserter Fütterungserfolg.

H. Noth, staatl. gepr. Landwirt

Rösselsprung.



Schau aus nach deutschen Orten.

Dorf—Neb, Nadel—Po. Acht Ebro, Handel—Log, Linz—Ziege. Busen—Meer. Elf—Lid, Gurt—Serbe. Lese—Schrei Grat Nein, Besen—Lei, Hitze—De. Gosen—Mil. Halt—Stern.

Aus den vorstehenden je zwei Wörtern sind deutsche Orte zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, verbunden, eine liebe Erinnerung aus der ersten Zeit einer jungen Ehe ergeben.

Rechenaufgabe.

Aus den je einmal zu verwendenden Ziffern 0 1 2 3 4 5 6 7 8 9

sollen zwei Brüche gebildet werden, deren Summe 1 beträgt. Gegeben ist [illegible] aus den noch nicht benutzten sechs Ziffern ist der andere Bruch herzuste[illegible]

Buchstabenversteck.

Alle — Eins — Falle — Genf — Hahn — Hilleb — Inge — Lita — Lineal — Nase — Ole — Sieg.

In dem Namen einer bekannten Basaltgrotte in Schottland sind die vorstehenden Wörter versteckt enthalten. Bis auf die Buchstaben „h" und „l".

die je zweimal in der zu suchenden Grotte sich befinden und dementsprechend auch in obigen Wörtern, ist jeder Buchstabe nur einmal vertreten. Richtig geordnet, ergeben die Anfangsbuchstaben der obigen Wörter den Namen der Grotte.

Ein Buchstabe weniger.

Posten — Haag — Sang — Laut — Born — Lende — Range — Raute — Leck — Wahl — Altai — Tiger — Klette — Leiste — Meier — Rache — Lehe — Weihe.

In jedem der vorstehenden Wörter ist einerlei an welcher Stelle ein Buchstabe zu streichen. Diese Buchstaben ergeben aneinandergereiht, einen astronomischen Wendepunkt.

Anagramm.

Ein Vogel, ein Berg eine turnende Schar — Ein jedes davon ist benannt mit fünf Zeichen: Die Stellung der Zeichen verändert sich zwar. Doch ihre Benennungen bleiben die gleichen. Der Vogel sucht immer im Raube sein Heil; Der Berg ist im Schweizerlande zu finden; Die turnende Schar ist ein kleinerer Teil — Nun suche des Rätsels Sinn zu ergründen

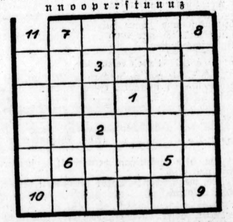
Wechselrätsel.

Scharf ist's und glatt mit B. mit K.
Der Turner ruft es oft mit O.
Mit S im Spiel er gern es sieht.
Mit J in Frankfurt man es sieht.

Labyrinthaufgabe.

Die 36 Buchstaben:

a a a a b e e e e e g g g g g i i i t t l l n n o o o r r s t u u u u



sind in die vorstehende Figur derart einzuordnen, daß sie Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1—2 Römischer Hausgott. 2—3 Aberglaube. 3—4 Kielwasser. 4—5 Schlagin[illegible] Häuptling. 5—6 Gericht in der Speisenfolge. 6—7 Salat- und Gemüsepflanze. 7—8 Stockwerk. 8—9 Festlicher Einmarsch. 9—10 Dachabschluß. 10—11 Gründungsurkunde[illegible]

Zweisilbige Scharade.

Wohl möcht' ich mit der Ersten gern
Zur Ersten ziehn zur Sommerszeit,
Wo von des Flachlands Brodem fern
Die frische Zweite Kraft verleiht.

Doch wenn mich irgendwo im Haus
Das schlimme ganze Wort bedroht,
So weich' ich diesem Feinde aus;
Nicht leiter bringt er raschen Tod.

Rätsel.

In der Einzahl wird sie dich entzücken,
Heiter Wort, es wird durch sie nur glücken;
Ist sie meines Rates nicht gewärtig,
Wird das kleinste Rätselchen nicht fertig;
Haben freilich kann sie schon ein jeder.
Dem Cervantes führte sie die Feder
Durch die Mehrzahl ach, es ist kein Zweifel.
Wird die Frau, ein Engel sonst, zum Teufel
Einzahl kann das Leben hold verklären,
Mehrzahl macht dir Qual wird dich verdriessen —
Läßt das Weibchen oft die Mehrzahl walten,
Wird der Mann die Einzahl nicht behalten.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe: 1. Dg6—a6, Kd5×e4. 2. Da5—e1 matt. a) 1. . . . c7—c6 oder c5. 2. Da5—b3 oder Sd7—f6 matt. b) 1. . . . Sa7 zieht. 2. Da—e6 matt.

Silbenrätsel: 1. Kamelie. 2. Einkäufer, 3. Trak. 4. Nähmaschine. 5. Efendi. 6 Hochbahn. 7. Rendezvous 8 Laubfrosch 9. Ypsilonia. 10. Chinin 11. Hinterhand 12. Atom 13. Rotbremse 14 Dolmetscher 15. Waldwerk — Kein ehrlich Handwerk ein Schandwerk.

Synonym: 1. Mucke. 2. Unkunst. 3 Trift 4. Treppe. 5. Einschnitt. 6 Liebreiz. 7. Woche. 8 Effekt. 9 Einigkeit. 10. Rohr. 11. Freite. 12. Ausstattung. 13 Handbabe. 14. Rumor. 15 Dante. — Mittelmeerfahrt

Zahlenrätsel: Festland

Buchstabenrätsel: Blunder — Flunder

Betonungsrätsel: Modern — modern.

Rätsel: Mutterliebe

Vexierbild: Bild rechts drehen, dann ist Mutti im Vordergrund zwischen Sträuchern und Spielsachen zu sehen.

Eine Silbe vorn' Demeter Einstand, Rakatt Laibach, Ewald Najade. Zitat, Fritsch, Sago. Tarock. Dogger Abdruck. — Der Lenz ist da!

Dreisilbige Scharade: Hausfegen.

„Du siehst ja heute so glücklich aus?“ staunt Erna.

„Ich habe auch allen Grund!“ erwidert Eva. „Die halbe Stadt spricht schon von meiner heimlichen Verlobung.“

*

„Glaubst du, daß ein Mann zwei Frauen auf einmal lieben kann?“

„Gewiß, — bis es eine von ihnen herausbekommt!“

Entschuldigt

„Herr Direktor“, schreit ein hübsches Tippfräulein, „der Buchhalter hat soeben versucht, mich zu küssen.“

„Ich bedauere das“, antwortet der Vielbeschäftigte, „aber schließlich ist unser Unternehmen so groß, daß ich nicht alles selbst erledigen kann. (Cleveland Press.)

Die Verliebten

„Und wo habt ihr eure Flitterwochen verlebt?“

„Ja, Peter, wo waren wir denn eigentlich?“ (Schweizer Illustrierte.)

*

„Daß ihr Männer nie einsehen wollt, daß es das Ziel jeder Frau ist, ihrem Mann so wenig Sorgen zu machen wie nur irgend möglich!“

„Das mag sein!“ antwortete der Ehemann. „Das Unglück ist nur, daß ihr Frauen so schlecht zielen könnt!“ (Humorist.)

„Wissen Sie, ich habe dem Momme einen Floh ins Ohr gesetzt und nun . . .“

„Entschuldigen Sie, aber wo haben Sie den Floh her?“ (Razzle.)

„Zu dumm! Meine Uhr zeigt auf 12. Wenn ich nur wüßte, ob es jetzt Mittag oder Mitternacht ist.“ Zeichnung: Edler (M).

„Was ist ein Kavalier?“

„Ein Kavalier ist ein Mann, der den Geburtstag einer Dame behält und ihr Alter vergißt.“ (Allg. Weatweiser.)

*

„Lieben Sie die Einsamkeit?“

„Ja, wenn ein hübsches Mädchen drin ist.“ (Allg. Weatweiser.)

*

„Na, Wölfchen, wirst du auch jeden Sonntag einen Groschen in die Sparbüchse tun?“

„Sicher!“

„Und auch nicht mit dem Taschenmesser wieder herausbohlen?“

„Nein . . . Aber die Sache mit dem Taschenmesser ist nicht schlecht!“ (Justine Blätter.)

„Liebling, wie gefällt dir mein neuer Hut?“

„Entsetzlich! Wozu hast denn Kirschen obendrauf machen lassen?“

„Ich esse doch Kirschen so furchtbar gern!“

„Nu, ich esse Flundern auch furchtbar gern, aber lasse ich mir die vielleicht auf den Hut machen?“ Zeichnung: Edler (M).

Schrumm ist ein harter Schuldner. Wenn man ihm schreibt, antwortet er nicht. Wenn man ihn mahnen kommt, öffnet er nicht die Tür.

Schneider Schneider war schon fünfmal vergeblich bei Schrumm gewesen. Als er das sechstemal kam, versuchte er eine List. Er klingelte bei Schrumm.

Schrumm schrie von innen:

„Wer ist denn da?“

Schneider Schneider sagte mit verstellter Stimme:

„Der Geldbriefträger, Herr Schrumm!“

„Wieviel bringen Sie denn?“

„Hundert Mark, Herr Schrumm!“

Sagt Schrumm: „Dann tragen Sie das Geld bitte gleich zu meinem Schneider Schneider, der wartet schon so lange darauf, daß er ganz dumm im Kopfe wird und sich manchmal für den Geldbriefträger hält.“

*

Im Frühjahr zeigt der Rummel erstmal seine Pracht.

Auch im Wurstelprater eröffnete Woolworths Weltwunderschau.

Kam ein Neugieriger:

„Wo ist die Dame mit dem Vollbart?“

„Auf einen Sprung nach Hause gegangen — seine Frau ist krank.“

Im Herbst geben die Blumensamenhandlungen schlecht.

Gestern abend kam einer und kaufte Stiefmütterchensamen.

„Nanu! Jetzt Stiefmütterchensamen?“

„Ja“, sagte der Käufer.

„Haben Sie denn überhaupt einen Garten?“

„Nein“, sagte der Käufer.

„Wollen Sie ihn in die Töpfe säen?“

„Nein.“

„Wozu kaufen Sie ihn dann?“

Der Käufer lächelte sanft:

„Schauen Sie, ich lebe das ganze Jahr so bescheiden und gönne mir gar nichts. Und heute will ich mir auch gern einmal etwas Unnötiges kaufen.“

Falsch verstanden

„Sehen Sie mal meine Armmuskeln an, mit denen bin ich imstande, einen fahrenden Zug aufzuhalten.“

„Und ich sage Ihnen, Sie sind ein Schwindler!“

„Nee, das nicht, aber Lokomotivführer.“ (Allg. Weatweiser.)

*

„Du, dein Bräutigam verwechselt ja immer mir und mich.“

„Na, wenn schon! Dafür verwechselt deiner mich und dich.“

*

„Aber, Peter, du darfst doch die Leute nicht mit Schmutz bewerfen!“

„Muß ich da so lange warten, bis ich ein Auto habe?“

Fachmännisch

Zwei Lehrlinge, die sich von der Schule her kennen, treffen sich auf der Straße.

„Mensch, wo hast du denn deine dicke Backe her?“

„Ach, ich bin dem Maschinenkolben zu nahe gekommen!“

„Was du nicht sagst! Nein, weißt du, mein Lieber, das sieht mir doch zu sehr nach Handarbeit aus!“ (Lustige Blätter.)

Reiten erhält Jugend und Gesundheit.
Dies dachte auch der dicke Bumsel.

„Ich bin heute drei Stunden geritten“, erzählte er stolz.

„Wie ist es Ihnen bekommen?“

„Ausgezeichnet!“

„Und dem Pferd?“

*

Ein Konzert wird gegeben.

Der Virtuose betrat das Künstlerzimmer.

„Wie ist mein Konzert besucht?“

Der Manager murrte:

„Bis jetzt können Sie noch jedem leicht einen Gegenbesuch machen!“

Das Hindernis

Max und Olga starben vor dem Schaufenster.

Olga bat: Max, kaufe mir doch dieses Kostüm!“

„W . . . was? Hundertdreißig Mark?“

Meinte Olga: „Früher, da hast du mir immer gesagt, deine Liebe kenne keine Grenzen.“

Knurrte Max: „Tut sie auch nicht! Aber mein Geldbeutel kennt Grenzen!“

„Gib Obacht, Emil, der Fifi geht mit den 200 Pfund schweren Kugeln ab!“ Zeichnung: Radestock (M).

Hasenheils haben heute Hasen.
Der Hase ist vorzüglich.
Hackebeil lobt ihn über den grünen Klee.

„Wer hat ihn zubereitet?“

Frau Hackebeil: „Die vorletzte Köchin hat ihn abgezogen, die letzte Köchin hat ihn gespickt und die neue Köchin hat ihn gebraten.“

Mißverständnis

Richter: „Pieske, Sie sollen den Kläger nach vorausgegangenem Streit ganz fürchterlich verdrängt haben. Da sind Sie aber entschieden zu weit gegangen.“

Pieske: „So, meinen Sie, ich hätte ihm den Buckel durchblauen sollen? Ich dachte, auf dem Hinterviertel spürt er's am besten.“

*

Ingelein ist mit den Eltern auf dem Land zur Sommerfrische. Auf einem Gang durchs Dorf kommen sie an einen Brunnen, aus dem ein müdes Pferd lange und ohne aufzublicken trinkt. Ingelein sieht gespannt zu. Als das Tier noch immer nicht aufhört, kratzt sie leise kopfschüttelnd und warnend:

„Pferdchen, Pferdchen, wie soll das nur heute nacht noch werden?“ (Berl. Ill. Ztg.)

Der Bader

Die Mutter rief: „Heinz, du sollst mal sofort zum Vater kommen!“

„Ja, ja“, sagte Heinz, „ich kann mir schon denken, warum! Er kann wieder mit der neuen Schaltung nicht zurechtkommen!“ (Fliegende Blätter.)

„Ich möchte nur wissen, wer mir wieder Seife in den Schlauch gesteckt hat!“ (Timpul.)

Friedrich ist glücklicher Vater geworden. Als er wieder an seinen Stammtisch kommt, fragen seine Freunde: „Ist es ein Junge?“

„Nein“, antwortet Friedrich.

„Also ein Mädchen!“ rufen die Freunde.

„Ihr habt es erraten!“ freut sich Friedrich.

*

Trafen sich zwei.

„Manu!? Du hier? Ich denke, du wolltest zur Jagd fahren?“

„Wollte ich auch.“

„Und?“

„Bin früh auf der Treppe einem alten Weib begegnet.“

„So abergläubisch?“

„Nein. Aber es war meine Wirtin, der ich die Miete schuldig war, und die mir mein Fahrgeld abnahm.“

„Aber, Adolar, mein Lippenstift ist doch kein Siegellack!“ Zeichnung: Edler (M).

Mißverständnis

„Kann ich den Herrn Chef sprechen?“

„Gewiß! Um was handelt es sich denn?“

„Um einen Klavierauszug!“

„Ah so, bitte, einen Stock höher, dort befindet sich . . . das Transportunternehmen!“ (Fliegende Blätter.)

Anzeigen im „Der 7. Tag“ haben große Werbewirkung!

Auf Kosten der Nerven
so hasten und werken wir im modernen Alltag, der Grad stadtverkehr ist für jeden aufreibend wie nie. Da hilft einzig rechtzeitig für Reserven sorgen. Wohlschmeckend und wirksam:
QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven
Packung M 0.90 – 1.35 – Spar-Packung M 4.– in Apotheken und Drogerien

Nikotin vergiftet d. Körper. Wurde Ihnen schon ab u. zu Übel, Schwindel, Nieh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt 1, 107 Herdw.

Grau! Spezial-Haarfl tonisiert graue Haare u. Bart zu natürl. Nieh. frei. Ch. Schwarz Darmstadt K 107 Herdw.

Billige aber gute Uhren
mit Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 1. Herrenarmbanduhr mit 1.90 geprüft. Metallgehäuse, Antirostwerk, verschraubt, Glas Nr. 1, Versilb. Ovalform 2 versold. Ränder, M. 2.30. Nr. 5. Besser. Werk, flache Form, M. 3.40. Nr. 6. Spezialchronometer, 3 Deckverglaste, M. 4.90, bessere Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, verstellbar, edelvernickelt M. 2.60. Nr. 85. Die für Damen, kleine Form, mit Ripsband M. 4.–. Nr. 99. Die, Goldrahmen, 5 Jahre Gar. für Glas, für Damen, mit Ripsband, M. 6.90. Die kleine, für Herren, viereckige Form, M. 6.90. Nr. 642. Tischuhr, mod. Form, 8-Tage-Werk Eiche, poliert M. 8.–. Nr. 1461. Geschmackvolle Küchenuhr, 1 stündl. Kuckuck, mit M. 2.50. Wecker-uhr, genau geh. M. 1.80. Nickel-koto — 25. Doppelkette vergold. M.–70. Kassel M.–25. Nr. 612. Monogr.-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, verschiedene Monogramme M. 1.–. Nr. 614. Siegelring, Backe Platte M. 1.–. Nr. 2809. Siegelring, mod. Form, M. 1.–. Trauring Doub. M.–60. Double-Ring m. Symb. M.–80. — Alle Ringe, Papierst. eingest. Fers. gra. Maße, abzumess. 1000 Dkr., 10 000 Mark. Katalog mit ca. 700 Bildern gratis!
Fritz Heinecke Braunschweig Abt 9

Deutliche Schrift im Anzeigen-Manuskript hilft Fehler und Verzögerungen vermeiden!

Heiraten
Ehean bahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag R Herne 1, W. Mühlenstr. 7

Bett-Federn Daunen Halbdaunen Anfertigen Daunenfüllungen Daunendecken Daunenkissen Daunenbetten Daunenbetten Daunenbetten

Die rote Blume

Kurzgeschichte von Harro-Heinz Jakobsen

Ilsken war acht Tage in der Stadt, als sie zu ihr sagten, daß draußen auf der Straße ein Mann stünde, schon eine lange Zeit — vielleicht schon zwei Stunden oder noch länger — und unbeweglich zu den Fenstern hinaufstarre. Ilsken solle nachsehen; wahrscheinlich wäre es einer aus dem Dorf, der eine Botschaft für sie hätte, und wenn sie noch etwas mit dem Manne zusammensein wolle, so könne sie es tun, denn es wäre ja Sonntag . . .

Ilsken rannte die Treppen hinunter und sprang über die Straße. Der Mann im Bauernrock ging ihr entgegen.

Das Mädchen strich sich verwirrt die Haare aus der Stirn, als sie ihn erkannte. Sie gab ihm stumm die Hand.

Ach, es war so schwer zu verstehen, daß Peter zu ihr in die Stadt gekommen war. In dem Dorfe hatte er sich nie um sie gekümmert, war ihr eigentlich immer aus dem Wege gegangen . . . Und nun stand er vor ihr in der Straße der großen Stadt . . .

Der Mann drehte an seiner Mütze und würgte an den Worten. „So . . . Hier wohnst du!" brachte er endlich heraus.

Sie nickte und blickte vor sich nieder auf die Steine. Im ersten Augenblick hatte sie gedacht, daß Friedrich oder Hermann sie aufsuchen würden. Die beiden waren am meisten hinter ihr hergewesen. Hermann hatte sogar einmal versucht, den Arm um sie zu legen, als sie allein vom Felde spät heimkamen . . .

Der Mann ihr gegenüber gab sich einen Ruck: „Ja, ich bin gekommen, weil es mir so einfiel und ich lange nicht in der Stadt war . . ."

„Es ist schön hier, nicht wahr?" Ilsken deutete mit den Fingerspitzen auf die Vorgärten.

„Ja", sagte er. Dann schwiegen sie wieder.

„Ich werde gleich wieder gehen müssen", setzte Peter danach von neuem an. „Ich habe ja nun gesehen, wo du wohnst . . ."

„Grüße sie alle!" sagte Ilsken und zupfte an ihrem Kleide.

„Das werde ich tun!" versprach er.

Er zerrte an seiner Mütze und blieb stehen. „Ach", reckte er sich dann. „Ich hätte es fast vergessen . . . Dies fanden sie noch zu Hause."

Er griff in die Tasche und zog eine kleine Schachtel hervor, auf die einige Mäuschen gemalt waren. „Vielleicht kannst du sie hier brauchen", fügte er mit abgewandtem Gesicht hinzu.

Ilsken nahm die Schachtel an sich, dabei wagte sie nicht, Peter anzusehen. Es war erregend, zu denken, daß er in die Schachtel hineingesehen und die rote Papierblume in ihr entdeckt hatte. Auf einem Jahrmarkt war es gewesen, als Peter ihr die Blume zugeworfen. Sie hatte hinter ihm gestanden, als er sie in der Schießbude abschoß. Peter war gleich danach davongerannt, halbtierkopf, als hätte er etwas Böses getan . . .

Die Schachtel hatte immer in ihrer Kammer auf ihrem Bord gestanden . . . Und nun brachte Peter sie ihr in die Stadt.

In ihre Gedanken fielen seine Worte hastig hinein.

„Aber nun ist es wirklich Zeit, daß ich gehe. Ehe ich da bin, wird es dunkel sein . . ."

„Ja", sagte sie, „grüße sie . . . du hast gutes Wetter für deinen Weg . . . der erste schöne Frühlingstag . . . Ich gehe noch bis zur Ecke mit . . . ich bin nämlich heute frei . . ."

Langsam schritten sie nebeneinander her durch die Straße. Sie sagten kein Wort. An der Ecke ging sie nicht von seiner Seite, sie bogen in eine neue Straße ein. Danach kamen sie durch Anlagen.

Sie trafen eine freie Bank. Sie setzen sich. Menschen gingen vorüber, und Kinder spielten in ihrer Nähe, aus der Ferne klang eine Drehorgel . . .

„Nun muß es auch im Dorfe sehr schön sein", sagte sie.

„Die Dornhecken blühen", sagte er, „und die Buche im Pfarrgarten hat wieder ihr rotes Laub . . ."

Von irgendwoher plätscherte ein leises Wasser ein Vogel flog zirpend zum Nest. Unmerklich kamen die Abendschatten . . .

Hin und wieder sagte er, daß er nun gehen müsse, aber sie blieben sitzen und blickten in das matte Grün der Bäume. Leise stieg der Mond auf.

„Die Blume welkt nie", sagte er schwer.

„Nein", sagte sie, „sie ist welk schon ein Jahr bei mir . . ." Unhörbar flatterte eine Fledermaus zwischen den Zweigen hin und her. Aus der Dämmerung schwebte der müde Klang einer Turmuhr heran.

„Bald wird Jahrmarkt sein", sagte er.

„Zum Herbst werde ich wiederkommen", sagte sie.

„Es wäre gut, wenn du das tätest", sagte er. Danach ging er.

Aber er kehrte noch einmal wieder um: „Ich werde niemandem sagen, daß ich hier war . . ."

„Nein", sagte sie, „das braucht niemand zu wissen."

Dann ging er endlich.

Als er später allein durch die Felder trieb, pfiff er leise eine Melodie vor sich hin. Er hatte sie auf dem Jahrmarkt gehört, als er Ilsken die rote Papierblume geschenkt hatte.

Zweikampf im Walde

Kurzgeschichte von Hermann Streich

Dumpf hallten die Schläge durch den Wald. Der Breitnerfranz und der Schweizerjepp waren beim Holzfällen. Das ging Schlag auf Schlag. Und jeder Hieb saß an der richtigen Stelle. Immer tiefer bissen sich die blinkenden Eisen in den dröhnenden Fichtenstamm. Es ging ein Aechzen durch den sterbenden Baum, und dann floß Blut aus der Wunde.

Der Sepp sah es zuerst und hielt inne: „Blut!" Der Breitner ließ die Axt sinken und besah die Stelle, aus der das dunkle Harz floß: „Blut!" Dann sahen sie sich schweigend an: gilt's dir oder gilt's mir? Einer von uns zweien muß daran glauben!

Es kommt nur einmal unter tausend Tannen vor, daß Blut aus dem Holz quillt. Aber dann ist es ein Zeichen, daß ein Mensch sterben muß. Sterben, weil der sterbende Baum sich rächt . . .

Du oder ich? Zwei Augenpaare sahen sich fragend, drohend an. Und heimlich funkelte es in den Blicken von Haß und Eifersucht. Verhalten glomm es weiter, während sie die Arbeit wieder aufnahmen.

„Du — ich" gingen die Schläge, und immer wuchtiger fausten die Aexte ins Holz. Schlag folgte auf Schlag, es war wie ein Zweikampf auf Leben und Tod. Und jeder Hieb traf die ungeschützte Stelle des Gegners. Herzblut troff. Es war nicht Menschenblut, sondern Baumharz. Aber vielleicht rann es darum aus dem alten Stamm so rot, weil die Wut der Schläge nicht dem unschuldigen Holze galt, sondern — dem Herzen des Gegners.

So ging es eine ganze Weile. Keiner sprach ein Wort. Keiner gab nach, obwohl der Schweiß ihnen auf der Stirn stand. Eher schmolzen sie auf der Esse, weil der sterbende Baum sich rächte . . .

Dann kam das Röserl mit dem Korb und brachte das Essen. „Ja seid's ihr denn narrisch!" rief sie schon von weitem. „Ihr schafft's ja wie die Holzfäller!"

Der Franz sah den Sepp an, der Sepp den Franz. Sie ließen die Aexte sinken, aber keiner sprach etwas. Das Röserl war herangekommen und stellte den Korb nieder. Die zwei sagten noch immer nichts.

„Da schaut's an, wie sie die Augen rollen! Ja, seid's denn ganz verruckt, ihr damische Deppen?"

Der Franz sah den Sepp an, der Sepp den Franz: „Depp! Hast es g'hört, das gilt dir!"

„Nein, dir!" — „Nein, dir, sag ich!"

„Nimms z'rück! — „Nochmal sag ichs!"

„Ob's z'ruck nimmst?"

Sie nahmen es nicht zurück. Der Franz nickt und der Sepp nickt. Zähneknirschend sprangen sie einander an. Schweigend rangen sie, wälzten sich keuchend und kämpfend über das Moos. Es war ein hartes Ringen, denn jeder setzte seine besten Kräfte ein, und keiner wollte unterliegen vor den Augen des Mädchens. „Das Röserl muß sehen, daß ich ihn zwing!" dachte der Sepp. Dasselbe dachte der Franz. Aber sie waren gleich stark, und keiner bekam die Oberhand. Alles hatten sie vergessen um sich, jeder sah nur den Gegner.

Sie merkten nicht, wie verzweifelt das Röserl schrie, sie sollten einhalten und kein Unglück anstellen. Sie merkten auch nicht, daß ein Unwetter am Himmel stand und die ersten, schweren Tropfen auf den dunklen Waldboden fielen. „Du oder ich" ging es hin und her. „Du oder ich" brannte es in ihren Augen, loderte es in ihren Herzen.

Der Wind heulte durchs Geäst, und der Regen stürzte bald in Strömen herab, so daß das Röserl sich in den Schutz der großen Tanne flüchten mußte.

Da geschah es, daß der Sepp die Oberhand bekam. Der Franz war verletzt am linken Arm und kam unter ihn zu liegen. Er suchte voller Verzweiflung nach einem Ausweg. Neben sich sah er es blinken. Einen Augenblick zögerte er, dann umklammerte seine Rechte den Axtstiel. „Du oder ich" dachte er und holte aus zum tödlichen Schlag.

In diesem Augenblick gellte ein furchtbarer Schrei durch den Wald. Die Tanne war es, deren verletzter Stamm den Sturmwinde nicht länger standhielt. Sie schrie, weil ihr die Wurzelfasern beim Brechen aus dem Holz gerissen wurden. Sie schrie, weil die Holzaxt erhoben war gegen den Bruder, sie schrie, weil sie Blut forderte, Blut um Blut.

Und jetzt sahen es die beiden rasenden Holzfäller erst, daß sie für Opfer gefunden hatte; nicht den Sepp und nicht den Franz — aber das Röserl.

Ein Liebling der Frauen von dazumal

Anekdote von Peter Scher

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab es in Deutschland einen Romandichter, der damals ebenso berühmt und — besonders von Frauen — gern gelesen war wie später die Marlitt oder in neuerer Zeit Ganghofer. Er hieß Lafontaine und stammte von den Hugenotten ab. Die literarische Fruchtbarkeit unseres Lafontaine war beängstigend groß. Weniger schwärmerische Zeitgenossen, vielleicht aber auch literarische Neidhammel, sagten von ihm, er könne sich nicht auf einen Stuhl setzen, ohne daß seine rechte Hand nicht sogleich automatisch ein Romankapitel in Angriff nähme. Allerdings hatte er auch die Stirnfläche danach. Sie war so beschaffen, daß ihr Inhaber heutzutage in der Elektrischen mindestens zwei Plätze bezahlen müßte — vorausgesetzt, daß sein ungeheuerlicher Bauch ihm das Eindringen in ein solches Verkehrsmittel überhaupt ermöglicht hätte.

Dieser dichtende Kolloß verfaßte Romane, die in ihrer Art nicht weniger dick waren und Titel wie die folgenden trugen: „Die Familienpapiere" oder „Die Gefahren des Umgangs", „Der Hausvater" oder „Das liebt sich!" und „Warum?"

Alle Welt verschlang diese Wälzer mit Wonne, und der Dichter machte so gute Geschäfte, daß er zeitlebens nicht mehr an die Erringung einer schlanken Taille denken konnte; dazu schmeckte es ihm obendrein auch viel zu gut.

Er wohnte in Halle an der Saale, wo damals noch andere kuriose Literaten ihr gemütliches Auskommen hatten, und überschwemmte von da aus, wie gesagt, ganz Deutschland mit seinen vielbändigen Romanen.

Zur selben Zeit lebte ein Journalist namens Gottlieb Merkel, der aus Kurland stammte und nach Absolvierung seiner Studien in Deutschland überall herumschnüffelte, um die persönlichen Verhältnisse der gerade berühmten Dichter und Künstler auszukundschaften und Sensationchen daraus zu machen. Merkel besuchte auch unseren dicken Lafontaine in Halle und „interviewte" ihn mit großer Geschicklichkeit: Wie er denn dichte.

Der gute Lafontaine biß treuherzig auf den Köder an. Er antwortete: „Das Schreiben macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Roman ersinne ich in einer Viertelstunde, und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein paar Druckbogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag."

„Aber die Feile?" warf der mißgeartige Merkel pfiffig ein und stieß in seinem Bericht über die Unterredung wie folgt fort: Nach einigem Stocken gestand er mir, daß er selten zu überfeilen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der Tat gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane. Ich machte ihm mein Kompliment über die Fertheit und Tiefe des Gefühls in seinen Schriften. Seine Frau verschierte mit lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Tränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schilderte ihr die rührende Lage, in welche er soeben seinen liebenden Helden versetzt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Tränen aus und fleht ihn an: „Gib sie ihm doch!" — „Ach", antwortet er schluchzend, „das geht nicht an, ich bin ja noch beim ersten Bande!"

Großstadt-Höfe

Von Christian Morgenstern

Die Amsel schlägt mit hellem Schall.
Vier Wände geben Widerhall,
mit hundert Fenstern blind und stumm,
und hundert Kammern ringsherum.

In hundert Träume dringt die Lust
der liebestrunknen Amselbrust;
durch hundert rote Herzen geht
ein einzig schauernd Lenzgebet.

Erregter eilt des Blutes Gang
beim lebensheißen Nachtgesang.
Ins erste Grau der Morgenluft
steigt geisterfein ein süßer Duft.

Die Sonne strahlt durch Dach und Stein
in hell sie grüßend Blut hinein.
Es ist ein Haus in dieser Nacht
durch Vogelruf zum Blühn erwacht.

Dies nebenbei

Wie aus Belgrad berichtet wird, hat ein Chirurg des Pancevo-Krankenhauses ein prachtvolles Beispiel seiner Opferwilligkeit gegeben. Dr. Ghirisic führte gerade eine schwierige Halsoperation bei einer jungen Frau aus, als er vernahm, daß der Puls der Kranken schnell schwächer wurde. Nur eine sofortige Blutübertragung konnte ihr Leben retten. Man konnte in der Schnelligkeit nicht einen Blutspender von draußen holen, und da der Chirurg wußte, daß seine Assistenten Blutgruppen angehörten, die für die notwendige Transfusion nicht in Frage kamen, und daß er der einzige war, der die Patientin retten konnte, gab er sofort einem der anwesenden Aerzte den Befehl, seine Venen mit denen der Kranken zu verbinden. Mit der Sonde am Arm fuhr er fort, augenscheinlich in vollkommener Ruhe die Operation zu machen, die ihm vollständig gelang. Erst als sie zu Ende war, sank der Arzt völlig erschöpft von der Anstrengung zusammen. Er erklärte, er hätte nur die eine Sorge gehabt, daß ihm die Kraft ausgehen würde, die Operation glücklich zu beenden.

*

Bereits seit drei Jahrhunderten wohnen Spanier in einer Enklave auf französischem Boden. Es sind dies die Bewohner des fast vergessenen Gebietes von Llivia, dem alten Julia Livia. Das Gebiet liegt am Oberlauf des Segre nördlich von dem in jüngster Zeit häufig genannten Bourg-Madame und wird von einer internationalen Straße durchkreuzt. Infolge äußerst spitzfindiger Auslegungen des Pyrenäenvertrages vom Jahre 1659 wurde Llivia eine spanische Enklave. Gemäß diesem Vertrage, der den fünfundzwanzigjährigen Krieg zwischen Spanien und Frankreich beendete, mußten die Dörfer, nicht aber die Städte des fraglichen Gebietes an Frankreich abgetreten werden. Heute ist der Charakter fast aller Gebäude von Llivia ausgesprochen spanisch. Die merkwürdige Lage dieser abgeschlossenen Sprachinsel machte das Fleckchen Erde für lange Zeit zu einem bevorzugten Zufluchtsort von Schmugglern.

*

Bereits im Jahre 1921 wurden in den Vereinigten Staaten kleine Dynamomaschinen gebaut, deren drehende Teile in Wasserstoff liefen. Weil aber das Gas zu schnell entwich, ließ sich das Verfahren praktisch nicht allgemein anwenden. Nach Angaben der Zeitschrift „Science Service" hat man neuerdings mehrere Generatoren in großen Kraftwerken aufgestellt. Sie laufen ebenfalls in wasserstoffgefüllten, dichtverschließbaren Kammern. Die rotierenden Teile laufen sich hierbei nicht leicht heiß, denn die Wasserstofffüllung hat neben ihrer geringeren Dichte noch den Vorteil hoher Wärmeleitfähigkeit. Das Fehlen von Sauerstoff schließt ferner Feuersgefahr und Korrosionsschäden aus.

*

In den Wäldern von Kenia hat Professor George Goodwin vom Naturhistorischen Museum der Vereinigten Staaten eine weiße Giraffe entdeckt. Es war schon vor einem Jahr einmal davon die Rede, daß man eine solche beobachtet habe, aber besonders die Jäger wollten dem Bericht nicht glauben. Jetzt ist es dem Gelehrten aber gelungen, Filmaufnahmen der weißen Giraffe aus nächster Nähe zu machen, nachdem er unermüdlich Nachforschungen nach ihr angestellt hatte. Die weiße Giraffe befindet sich in dem Reservatgebiet, in dem die Eingeborenenbevölkerung lebt. Es handelt sich um ein Männchen, das von einem Weibchen der von den Naturforschern „camelopardalis" genannten Gattung begleitet wird. Das einzigartige Tier hat außer der Farbe keine besonderen Merkmale, sondern zeigt in allen Einzelheiten die Merkmale der genannten Art. Sein völlig weißes Fell weist nur graue Flecken am Kopf und am Hals auf, während am Körper Streifen die weiße Fläche in große rautenförmige Felder teilen.

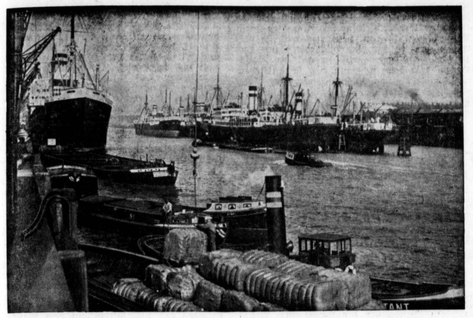
*

Clifford Shepherd, ein ehrenwerter Drogist in Newark in Milwaukee, hat das Pech, gerade ein Doppelgänger eines gewissen Eugen Sullivan zu sein, einem der geschicktesten Fälscher im Staate, und das hat ihm viel Ungemach bereitet. Er hat bereits 25 Monate hinter Gefängnismauern zubringen müssen für ein Verbrechen, daß sein Doppelgänger verübt hatte und das man fälschlicherweise ihm zuschrieb. Erst im Dezember wieder wurde er von neuem verhaftet wegen des Vertriebs von Falschgeld, und es gelang ihm nur mit großer Mühe, den Richtern seine Unschuld zu beweisen. Um dieser leidigen Verwechslung in Zukunft zu entgehen, suchte Shepherd mit Hilfe eines Freundes nach seinem Doppelgänger, und als er ihn endlich fand, beschwor er ihn, ihm eine Erklärung auszustellen, in der er sich als aller der Verbrechen schuldig bekannte, für die der unglückliche Shepherd hatte büßen müssen. Und der menschenfreundliche korrekte Fälscher ließ sich auch erweichen und unterschrieb sein Schuldbekenntnis.

*

Im chemischen Laboratorium der Universität von Colorado in Boulder ist eine Wage konstruiert worden, die 1/1 000 000 g wiegt, sie ist so empfindlich, daß man das Gewicht eines Haares, ja selbst eines Sonnenstrahls darauf feststellen kann. Sie muß ständig in gleichmäßiger Temperatur und in einem bestimmten Feuchtigkeitsgrad der Luft gehalten werden. Auch das Licht muß gleichmäßig von oben herab auf beide Wageschalen fallen, wenn Irrtümer vermieden werden sollen. Um die vollständige Genauigkeit zu erlangen, muß der Chemiker, der sich der Wage bedient, wenigstens eine Stunde davor sitzen, damit keine Ablenkung des Lichts und seiner Körperwärme störend wirkt.

Aus fernen Tagen

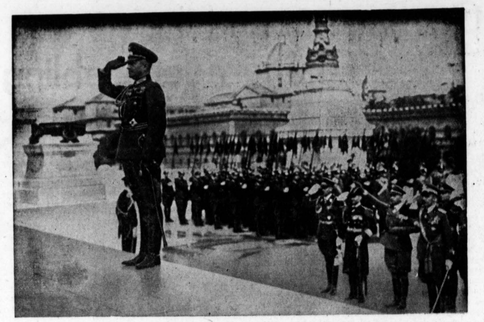


750 Jahre Hamburger Hafen

Der Hamburger Hafen konnte in diesen Tagen auf ein 750jähriges Bestehen zurückblicken. — Eines der lebhaftesten Hafenbecken im Hamburger Hafen ist der Kaiser-Wilhelm-Hafen der Hamburg-Amerika-Linie. Fünf Doppelschuppen von 80 000 qm Gesamtfläche liegen an den Kais. Sie sind von einem 14,2 km langen Schienennetz umgeben, das den Verkehr zwischen dem Hapag-Hafen und dem Hauptgüterbahnhof vermittelt. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Das KdS.-Schiff „Robert Ley" im Hafen von Lissabon

Das Flaggschiff der KdF.-Flotte, „Robert Ley", traf dieser Tage in Lissabon ein, wo den KdF.-Fahrern ein herzlicher Empfang zuteil wurde. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

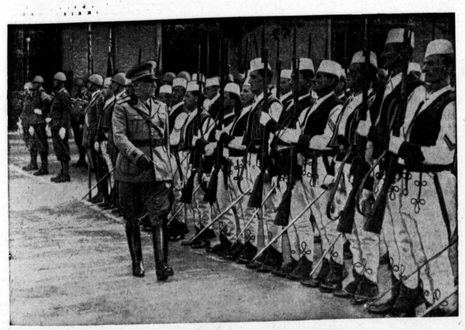


Generaloberst v. Brauchitsch in Italien

Der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, bei der Kranzniederlegung am Grabmal des Unbekannten Soldaten in Rom. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

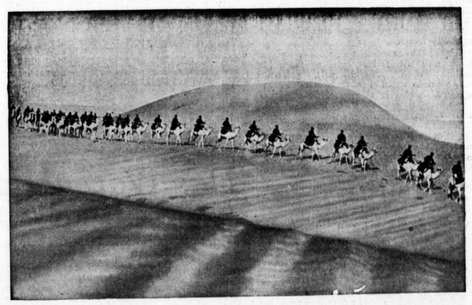
Modenschau in Hoppegarten

Trotz des kühlen und unfreundlichen Wetters war dem sonntäglichen Modetag auf der Rennbahn Hoppegarten ein voller Erfolg beschieden. Die Firmen zeigten durch die hübschen Berliner Vorführdamen die neuesten Frühjahrs- und Sommermodelle. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multipl.-K.)



Mercedes siegte

Der neue 1,5-Liter-Mercedes-Benz-Rennwagen bestand im Kampf um den Großen Preis von Tripolis erfolgreich seine Feuerprobe. Hermann Lang errang für die deutschen Farben den Sieg. Unser Bild zeigt den neuen Wagen auf der berühmten Mellaha-Rundstrecke. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



Die „Meharisten", die Wächter der Wüste

Die „Meharisten" sind die besten Polizeitruppen Aegyptens. Sie sind ausgezeichnet bewaffnet und gut berittten. Auf ihren weißen Kamelen durchstreifen sie die endlose Wüste und sorgen hier für den Schutz gegen räuberische Überfälle. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die albanische Wehrmacht ist jetzt ein Bestandteil des italienischen Heeres

Nach der Eingliederung Albaniens in das römische Imperium sind die albanischen Truppenteile in das Heer Italiens eingereiht worden. Vor General Pariani, der hier die Front abschreitet, fand die feierliche Vereidigung der nach Rom zur Parade gekommenen Abteilungen statt. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Seine schwamm neuen Weltrekord

Bei den Prüfungskämpfen in Solingen-Ohligs erzielte der deutsche Schwimmer Artur Heine (Gladbeck) mit der großartigen Zeit von 7:13 einen neuen Weltrekord im 500-Meter-Brustschwimmen. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Großmama und ihr knatternder Liebling

Deutschlands älteste Autolehrerin — Mit 72 Jahren noch den Führerschein gemacht

Nein, so alt ist Frau Betty Roithner aus Freilassing gerade nicht, wie jener Greis, der vor ein paar Jahren mit 82 Jahren noch die Autofahrerprüfung mit Erfolg bestand, aber schließlich ist der älteste Kraftwagenlenker Deutschlands, Leopold Holle aus Berlin-Rixdorf, ein Mann, und das will immerhin etwas bedeuten. Eine Dame mit 76 Jahren auf dem Rücken ist dagegen ein Mensch, der schon längst im Lehnstuhl sitzen und seinen Enkelkindern Märchen erzählen müßte, eine zarte, gebrechliche Person, die Ruhe und Schonung nötig hat — so denken wir wenigstens. Da kommen wir aber bei der Direktorswitwe Roithner schlecht an, denn ihr Leben begann nicht mit Wiezig, wie man so sagt, sondern eigentlich erst mit 72, denn vor vier Jahren hat sie das Autofahren gelernt, das heute ihre ganze Seligkeit geworden ist.

„Was soll ich sonst den ganzen Tag tun", pflegt die Greisin zu sagen, „ich kann doch nicht immer zu Hause sitzen, wo die Welt einem so viel Schönes bietet!" Spricht's und fährt ihren kleinen Wagen aus der Garage, holt ihre drei Freundinnen ab, von denen auch schon jede über 70 ist, und rund 300 Lebensjahre fahren froh und vergnügt mit Motorengeknatter und Tüh-tüh in den schönen Tag hinein. In Freilassing, dem hübschen Dorf unweit von Salzburg, ist man an die Ausfahrten der vier alten Damen zwar schon längst gewöhnt, aber immer wieder schmunzeln die Leute, wenn Großmama am Steuer sitzt und mit festem, sicherem Griff ihren Wagen durch die verkehrsreichen Straßen lenkt.

Zweifellos ist Frau Betty Roithner die älteste aktive Autofahrerin Deutschlands, aber dieser Ruhm macht ihr nichts aus, im Gegenteil, als sie kürzlich vor das Mikrophon des Münchner Rundfunks treten sollte, um den Hörern etwas über ihren „Lebensabend hinter Pferdestärken" zu erzählen, weigerte sie sich entschieden, soviel Aufhebens von sich zu machen und schlug jedes Interview rundweg ab. „Wegen diesem Kinderspiel von Autofahren muß man doch nicht gleich als die Phantasie des Durchschnittsamerikaners wie Robert Taylor. Das „Wenn ich König wär' . . ." bleibt doch ein alter Lieblingsstramm bei Menschheit, und wenn man auch in den USA. überzeugter Republikaner ist, so würde man doch nicht nein sagen, wenn man die Möglichkeit hätte, mit goldener Krone auf dem Purpurthron zu sitzen und eine Majestät zu sein. Dagegen wollen bezeichnenderweise mit dem Staatsoberhaupt der USA. nur sehr wenige tauschen, denn Präsident Roosevelt erhielt die wenigsten Stimmen. Mag es daran liegen, daß man dem Präsidenten keine übergroßen Sympathien entgegenbringt oder daß man von seiner zeitlich begrenzten Machtfülle nicht so viel hält, wie von einem Königsthron — auf jeden Fall konnte Roosevelt kaum ein Zwanzigstel aller Stimmen auf sich vereinigen, die der Boxweltmeister Louis erhielt.

Weit besser schnitt der populäre Meisterdetektiv Allans ab, in dessen Haut sich besonders die Jugend wohlfühlen würde. Ein aufregendes, abenteuerliches Dasein in stetigem Kampf gegen Gangster und Unterwelt, umweht von Romantik und Gefahren, verspricht seine Reize nicht. Auch Mr. Hoover, der Chef des Sicherheitsdienstes und Kommandant der „G-Men", jener gefürchteten Elite-Polizeitruppe, die die öffentlichen Staatsfeinde jagt, war sehr gefragt im Gegensatz zu Henry Ford, dessen Sorgen im Zeitalter der Wirtschaftskrise niemand übernehmen wollte. „Was nützen die Millionen, wenn man nicht ruhig schlafen kann!" Damit hat man den Automagnaten ab. Auch Oberst Lindbergh endete im Hintertreffen, weil „seine große Zeit schon vorüber sei", und der Zeichner der Micky-Maus wurde ebenso wie der Radiosänger Bing Crosby schon als „etwas überlebt" bezeichnet.

Mit ihrem Wägelchen mitten in den dichtesten Trubel des Verkehrs. „Man braucht ja nur die Augen auf zu machen, dann findet der Wagen schon allein seinen Weg!" ist ihr gewöhnlicher Ausspruch. Und wenn der Motor einmal streiken will, dann sieht sie höchstpersönlich nach, was unter der Blechhaube nicht in Ordnung ist. Kleinigkeiten repariert sie selber, und größere Schäden hat es bisher in ihrer Praxis noch nicht gegeben, denn sie paßt auf ihr Auto auf, wie eine Großmutter auf ihr geliebtes Enkelkind.

Ein Wunsch blieb ihr noch unerfüllt. Sie möchte so gern mit ihrem Wagen auf den Großglockner, aber dazu hat sie denn doch keine rechte Schneid. Sie weiß nicht, ob es ihr knatternder Liebling schafft, und an einem Berg hängen bleiben, nein, das will sie vermeiden, das ist für eine 76jährige Dame doch zu viel. Deshalb wartet sie auf den Volkswagen, mit dem sie dann das Wagnis doch noch probieren will. Denn was sich Frau Roithner einmal vornimmt, davon läßt sie nicht locker, müßte sie schon ein Kind aus den Alpen sein, die harte, zähe Menschen formen . . .

„Wenn Sie aus Ihrer Haut fahren könnten . . ."

Der Boxmeister erhielt die meisten Stimmen — Lieber König sein, als Präsident der Vereinigten Staaten

„Wenn Sie die Möglichkeit hätten, aus Ihrer Haut zu fahren, in welche der folgenden zehn Personen möchten Sie sich dann verwandeln?" Mit dieser Frage wandte sich kürzlich ein großes amerikanisches Sonntagsblatt an seine männlichen Leser, um einmal einen Blick in die Seelen amerikanischer Männer zu tun. Die zehn Personen, unter denen man wählen durfte, waren: Präsident Roosevelt, Robert Taylor, Boxweltmeister Joe Louis, der Radiosänger und Filmstar Bing Crosby, König Georg VI. von Großbritannien, Henry Ford, der Ozeanflieger Lindbergh, der Meisterdetektiv Tom Allans, der Chef des Sicherheitswesens Hoover und Walt Disney, der Erfinder der Micky-Maus.

Um das Ueberraschende des Ergebnisses dieser Umfrage gleich vorwegzunehmen: den Sieg trug der Boxer Joe Louis davon, der die meisten Anhänger fand. Es übte offenbar auf die Phantasie des Durchschnittsamerikaners einen besonderen Reiz aus, die stärksten Fäuste der Welt zu besitzen und jeden Nebenbuhler, Rivalen und Beleidiger in das Reich der Träume zu schicken, ohne befürchten zu müssen, mit gleicher Münze heimbezahlt zu werden. Ist man nicht geradezu unverbesserlich, wenn man ein Weltmeister der Fäuste ist? Besitzt man ein großes amerikanisches Sonntagsblatt an seine männlichen Leser, um einmal einen Blick in die Seelen amerikanischer Männer zu tun. Die zehn Personen, unter denen man wählen durfte, waren: Präsident Roosevelt, Robert Taylor, Boxweltmeister Joe Louis, der Radiosänger und Filmstar Bing Crosby, König Georg VI. von Großbritannien, Henry Ford, der Ozeanflieger Lindbergh, der Meisterdetektiv Tom Allans, der Chef des Sicherheitswesens Hoover und Walt Disney, der Erfinder der Micky-Maus.

Um das Ueberraschende des Ergebnisses dieser Umfrage gleich vorwegzunehmen: den Sieg trug der Boxer Joe Louis davon, der die meisten Anhänger fand. Es übte offenbar auf die Phantasie des Durchschnittsamerikaners einen besonderen Reiz aus, die stärksten Fäuste der Welt zu besitzen und jeden Nebenbuhler, Rivalen und Beleidiger in das Reich der

Die „Radio-Tomaten" von Dahlem

Das Gehirn des deutschen Obstbaues — Ein Besuch in der Versuchs- und Forschungsanstalt für Gartenbau in Berlin-Dahlem

Der alte Lennè, der berühmte Berliner General-Hofgartendirektor, ist der Gründer der Anstalt, die er als „Königliche Gärtner-Lehranstalt" im Jahre 1824 in Wildpark bei Potsdam ins Leben rief. Im Oktober 1908 übersiedelte dann das Institut nach Dahlem, wo es heute nicht nur das Ziel zahlreicher junger Menschen ist, die die höhere Gärtnerlaufbahn ergreifen wollen, sondern auch vieler junger Ausländer aus allen Teilen der Welt. Augenblicklich studieren hier unter anderen Holländer, Bulgaren, Rumänen, Japaner und Chinesen. Es sind etwa hundert Schüler zurzeit eingeschrieben, die, soweit es die deutschen betrifft, die höhere Laufbahn im deutschen Gartenbau ergreifen wollen. Nach dem Studium werden sich dann die meisten dem Erwerbsobstbau in den Baumschulen zuwenden, die über das ganze Reich verstreut sind.

„Unsere Versuchs- und Forschungsanstalt ist, wenn man einen solchen Vergleich machen kann, das Gehirn des deutschen Obstbaues", sagt uns der Gartenoberinspektor Kronberg. „Vor allem dienen unsere festen Versuche dazu, um die Sortenfrage, die Unterlagen, also das Wurzelsystem, und die Ertragsreichhaltigkeit zu prüfen und um eine Auslese des edelsten Obstes treffen zu können." Schon befinden wir uns mitten auf dem Rundgang durch dieses Reich der Obstgärten unter schimmernden Glasdächern oder freiem blauendem Frühlingshimmel. Das sind „Hörsäle", wie man sie jedem Studenten wünschen möchte! Und sie werden auch von den Studenten der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität besucht, deren Professoren sie in diesem naturnahen Rahmen mitunter ihr Kolleg abhalten. — Man schreitet durch ein kleines Paradies am Rande der Millionenstadt, in dem man schon reife Erdbeeren pflücken kann! Die Pfirsiche werden schon im Mai reif sein, und der Treibwein ist im Ausbilden begriffen. Saftig grün lachen uns ganze „Wiesen" Kopfsalat an, der stolz seine Mittagsherrlichkeit zur Schau trägt: „Mein König". Dreißig verschiedene Typen Radieschen werden hier angepflanzt, und die Tomaten, die hier zu Versuchszwecken gezüchtet werden, heißen „Radio".

„Warum ausgerechnet Radiotomaten?" fragen wir. „Weil diese Art zum erstenmal gezogen wurde, als das Radio auftam", lautete die Antwort. Weitere Versuchsbaue von Gemüsen, er erfolgt im Auftrag des Reichsnährstandes, um die Treibhauserträge zu erproben, die für den Bauern am gewinnbringendsten sind. „So was Originelles haben Sie noch nie gesehen!" meinte der Gartenoberinspektor und deutet auf Obstbäume, die auf den ersten Blick hin, platt gedrückt erscheinen, als kämen sie aus einem Herbarium! „Es sind Obstbäume in Formen gezogen", kommentiert er, „wie sie manches Wissens nicht noch ein zweites Mal in der Welt existieren. Uebrigens bestätigten mir unsere ausländischen Studenten und Besucher diese Tatsache." Etwa wie gigantische Kronleuchter muten diese Obstbäume an, deren Knospen wie die Kerzen wirken. Durch den Schnitt wurden sie gewissermaßen in diese absonderliche Form gezwängt, die den Zweck hat, daß man sie jeder Gartengestaltung nutzbringend anpassen kann.

Alle diese mannigfaltigen Erzeugnisse der Versuchs- und Forschungsanstalt für Gartenbau, die Früchte der etwa 1900 Obstbäume und Obst- und Gemüsetreibereien auf den 8000 Quadratmeter Versuchs-Glasflächen erfüllen einen doppelten Zweck: einmal sind sie willkommenes Material für die Studenten zum praktischen Studium am „lebenden Objekt", ein andermal willkommene Nahrung und Leckerbissen für die Berliner, denn alle Produkte des Versuchsanbaus werden der Berliner Bevölkerung zugeführt.

Chronik der Hungerkünstler

Wie lange kann ein Mensch ohne Nahrung leben? — Idealismus erhöht die Widerstandskraft

Wie lange kann ein Mensch leben, ohne Nahrung zu sich zu nehmen? Man hat im Laufe der Zeiten über diese interessante Frage die verschiedensten Erfahrungen gesammelt. Die Aerzte unserer Zeit stehen auf dem Standpunkt, daß man ohne Schaden für den Körper nicht länger als 20 Stunden fasten kann. Ausnahmen mag der Optimismus eine völlige Nahrungslosigkeit natürlich weit länger. Geschichtliche Chroniken und Beispiele aus der Gegenwart wissen von ganz erstaunlichen Hungerkünstlern zu berichten, wobei freilich psychologische Momente eine bemerkenswerte Rolle spielten.

Im Jahre 1581 wurde ein Engländer namens John Scott eingekerkert, weil er gegen das skandalöse Leben Heinrich VIII. gewettert hatte. Zweimal trat der Gefangene in den Hungerstreik, wobei er es einmal 29 Tage und das zweite Mal gar 60 Tage aushielt. Als man ihn daraufhin freiließ, hatte er allerdings den Verstand verloren. Im Kampf um die irische Freiheit erzielte ein Bürgermeister namens Twinen aus County Cork eine schier unglaubliche Leistung. Er verbrachte 78 Tage im Gefängnis ohne jegliche Nahrung und erhielt sich nach seiner Freilassung wieder vollständig. Vor zehn Jahren starb im Gefängnis der englischen Stadt Cardiff der Italiener Succo nach einem 65tägigen Hungerstreik, den er angetreten hatte, um seine Unschuld zu beweisen und gegen das Urteil eines englischen Gerichtes zu protestieren.

Man sieht daraus, wie die Kraft zum Hungern aus Idealismus wachsen kann. Aber auch die Hoffnung vermag dem Menschen eine außerordentliche Widerstandskraft gegen den Hunger zu verleihen. Man denke nur an jene 13 verschütteten Bergarbeiter von Genkirchen, die trotz Ausbruch des Weltkrieges in ihrem Gefängnis unter der Erde zwanzig Tage ohne jegliche Nahrung lebten. Sie hielten das aus, weil sie die ganze Zeit hindurch die dumpfen Geräusche vernahmen, mit denen die Rettungskolonne zu ihnen vorzudringen suchte. Sie alle wurden lebend geborgen, und selbst der Aelteste, der erst nach 20 Tagen befreit werden konnte, kam mit dem Leben davon.

Dagegen beschleunigt die Verzweiflung das Ende. Die 135 Schiffbrüchigen des französischen Seglers „Medusa", die sich auf hoher See auf einem Floß zusammendrängten, gingen schon, da sie keine Hoffnung auf Rettung sahen, nach einer Woche an völliger Erschöpfung zugrunde. Der sonderbarste und unglaublichste Fall von Ausdauer im Hungern steht jedoch in einer alten französischen Chronik verzeichnet. Das Buch heißt „Histoire ecclésiastique du diocèse d'Embrun" und stammt aus dem 18. Jahrhundert. Darin heißt es: „Im April 1760 verlor ein Knabe von 10 Jahren namens Guillaume Gay die Fähigkeit, zu essen und zu trinken infolge einer unbekannten Krankheit, die er durchgemacht hatte. Man fürchtete allgemein, er werde bald sterben. Aber dieser Zustand dauerte volle vier Jahre. Erst dann brachte es der ihn behandelnde Medikus so weit, daß er etwas warme Milch behalten konnte, ohne sie sofort wieder zu erbrechen. Langsam mischte man der Milch dann etwas aufgeweichtes Brot bei, und so gelang es, ihn dann völlig zur Gesundung zu bringen, so daß er später ganz normal heranwuchs . . ."

Menschliche Hungerleistungen bis zu 50 Tagen sind mehrfach verbürgt. Noch weit längere Fastperioden können jedoch Tiere überstehen. Ein Frosch hält es ein Jahr aus, eine Bettwanze sechs Jahre. Ein Hund vermag 60 Tage lang zu fasten, dagegen sterben Vögel schon nach wenigen Tagen. Eine Taube wird niemals den 11. Fasttag überdauern.

Das Warenhaus des Nachtwächters

Die seltsame Leidenschaft des Herrn Guyoux — Diebesbeute in Stellagen und Schaukästen

Seit 40 Jahren war Cyrille Guyoux Nachtwächter in den großen Warenhäusern „Bon Marché" in Paris und genoß den Ruf eines vorbildlichen Angestellten. Niemand äußerte jemals irgendeinen Verdacht gegen den heute 68jährigen, der denkbar bescheiden lebte. Nun hat es sich durch einen Zufall herausgestellt, daß der Nachtwächter nicht nur das riesige Warenhaus, in dem er Dienst tat, systematisch bestohlen hat, sondern daß er unter dem merkwürdigen Wahn litt, selbst einmal ein richtiger Warenhausbesitzer zu sein. Denn er hat alle entwendeten Gegenstände, wohlgeordnet und mit Preisschildern versehen, in einem unbewohnten geräumigen Speicher aufgestellt und seit Jahren angesammelt, ohne auch nur ein einziges Mal den Versuch zu machen, aus seiner Beute Gewinn zu schlagen.

In den letzten Wochen war es einem Kriminalbeamten aufgefallen, daß Guyoux niemals morgens vom Dienst nachhause ging, ohne ein Paket unter dem Arm zu tragen. Schließlich hielt man ihn daraufhin eines Tages an und stellte fest, daß das Paket Gegenstände aus dem Verkaufslager des Warenhauses enthielt. Man inspizierte nun seine Mansardenwohnung, in der man jedoch nichts entdeckte. Um so überraschter war man, als man in einen anschließenden großen Speicher eintrat, hier ein — kleines Warenhaus vorzufinden. In vorbildlicher Ordnung waren hier in selbst gezimmerten Ausbauten, Schaufächern und Stellagen-Waren aller Art untergebracht und geschmackvoll arrangiert.

Es gab da eigene kleine Abteilungen für Herrenartikel, Hemden, Socken und dergleichen, für Stoffe, Damenhüte, Hemdschuhe, und die besondere Leidenschaft des sonderbaren Nachtwächters galt Krawatten, Schirmen und Spazierstöcken, von denen sich eine reichliche Auswahl vorfand. Dabei kam es Guyoux keineswegs auf den Wiederverkauf der Sachen, die er in dreißig langen Jahren während seiner Nachtwache gesammelt hatte, an, vielmehr bereitete es ihm Freude, heimlich in seinem Lager auf und ab zu wandeln und sich als Direktor und Inhaber seines „Betriebes" zu fühlen. Daß seinen Diebstählen nicht gewinnsüchtige Motive zugrundelagen, ging auch daraus hervor, daß an den meisten Gegenständen Preisbezeichnungen, auf hübsche Täfelchen gemalt, prangten. Außerdem stand über dem Eingang ein sauber gezeichnetes Plakat mit der Aufschrift: „Das Betreten der Waren ist verboten. Die Direktion."

Der Clou des geheimen Warenlagers aber war die Schuhabteilung: 400 Paar Schuhe für Herren, Damen und Kinder standen in wohlgeordnet mit Preisschildern auf Auslagetischen. Kein einziges Paar davon war je getragen worden! Viele gehörten einer längst vergangenen Mode an. Man begreift den Wert der gestohlenen Beute auf über eine Viertelmillion Francs. Aber weder ist je einer der entwendeten Gegenstände benutzt worden, noch hat Guyoux irgendetwas verschenkt oder verkauft. Er gestand, seit 30 Jahren niemals vom Dienst nach Hause gegangen zu sein, ohne eine Kleinigkeit mitgenommen zu haben.

Vermutlich wird er, der sich ein „privates Warenhaus" zusammenstahl, mit einer milden Strafe davonkommen, da ja alles dem Warenhaus, das die Diebstähle nie bemerkt hatte, wieder zurückgegeben werden kann, und überdies angenommen werden darf, daß Herr Guyoux, wie seine absonderliche Passion beweist, wohl nicht ganz bei klarem Verstand ist. Unter diesen Umständen hat die Direktion des Warenhauses schon im Hinblick auf die gute Reklame, die die Aufrollung des Falles bildet, ihrerseits von einer Strafanzeige abgesehen.

Wie Carter das ägyptische Königsgrab fand

Der Entdecker Tut-ench-Amuns gestorben

Dieser Tage ist Howard Carter gestorben, der weltberühmte Entdecker des ägyptischen Königsgrabes Tut-ench-Amun. Die Entdeckung erfolgte gemeinsam mit dem Earl of Carnarvon, der bald danach starb. Wir bringen nachstehend mit freundlicher Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus aus dem klassischen „Tut-ench-Amun"-Bericht Carters, in dem er seine Entdeckung schildert, den besonders dramatischen Abschnitt über die Auffindung des Grabes.

Sechs Winter hindurch hatten wir gegraben und Jahr für Jahr eine Miete gezogen; wir hatten monatelang in einem Zug gearbeitet und nichts gefunden. Wie verzweifelt niederdrückend das sein kann, weiß nur ein Ausgräber. Wir waren nahe daran, einzugestehen, daß wir geschlagen waren und machten uns bereit, das Tal zu verlassen und unser Glück anderswo zu versuchen; und nun — wir hatten bei unserem letzten verzweifelten Versuch genau die Hacke angesetzt, als wir eine Entdeckung machten, die unsere kühnsten Träume weit übertraf. Sicherlich ist noch nie in der langen Geschichte von Ausgrabungen so wie hier ein ganzer Grabungswinter in die kurze Spanne von fünf Tagen zusammengedrängt worden.

Ich kam am 28. Oktober 1922 in Luksor an, hatte bis zum 1. November meine Arbeiter angeworben und war bereit, anzufangen. Bei unseren letzten Ausgrabungen waren wir an der Nordseite des Grabes Ramses' VI. stehengeblieben. Man wird sich erinnern, daß in dieser Gegend eine Anzahl einfach gebauter Hütten gefunden, die wahrscheinlich von den Arbeitern benutzt worden sind, die beim Ramsesgrab beschäftigt gewesen waren. Diese Hütten standen ungefähr einen Meter oberhalb des gewachsenen Bodens und bedeckten die ganze Fläche vor dem Ramsesgrab. Sie setzten sich in südlicher Richtung fort und vereinigten sich mit einer ähnlichen Gruppe Hütten an der anderen Seite des Tales. Bis zum Abend des 3. November hatten wir eine für unseres Unternehmungen genügende Anzahl dieser Hütten freigelegt und rissen sie nieder, nachdem wir ihre Grundrisse aufgenommen hatten. Jetzt konnten wir die darunter befindliche ein Meter tiefe Schuttschicht wegräumen.

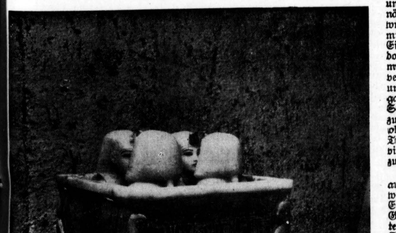
Kaum war ich am nächsten Morgen (4. Nov.) in der Arbeitsstätte angelangt, als eine ungewöhnliche Ruhe, die durch Stillstand der Arbeit verursacht wurde, mir zum Bewußtsein brachte, daß sich etwas Außergewöhnliches ereignet haben mußte. Man begrüßte mich mit der Nachricht, daß unter der ersten Hütte, die man in Angriff genommen hatte, eine in den Felsen gehauene Stufe gefunden worden war. Diese Nachricht schien zu erfreulich zu sein, um ihr Glauben zu schenken; aber nach erneutem, kurzen Nachgraben zeigte sich, daß wir wirklich am Anfang eines Einschnitts standen, der etwa einen Meter unter dem Eingang zum Grab Ramses VI. und ungefähr in gleicher

Anubis auf tempelähnlichem Untersatz („Pylon")

Tiefe mit der jetzigen Talsohle angelegt war. Der Einschnitt glich sehr den im Tal so häufig vorkommenden, in die Tiefe führenden Eingangstreppen, und fast wagte ich zu hoffen, daß wir endlich unser Grab gefunden hätten.

Den ganzen Tag und den ganzen nächsten Morgen wurde die Arbeit mit fieberhafter Eile fortgesetzt; doch erst am Nachmittag des 5. November gelang es uns, die den Eingang überlagernden Schuttmassen fortzuräumen und die oberen Ecken der Treppe an allen vier Seiten freizulegen.

Jetzt war es außer Zweifel, daß wir wirklich den Eingang zu einem Grab vor uns hatten, aber frühere Enttäuschungen ließen noch keine reine Freude aufkommen. Immer noch bestand die niederdrückende Möglichkeit, die nach der Erfahrung, die wir im Tal Thutmosis' III. gemacht hatten, nahe genug lag, daß das Grab unvollendet und unbenutzt sei; wenn es vollendet war, bestand doch die betrübende Wahrscheinlichkeit, daß es in alten Zeiten gänzlich ausgeplündert war. Andererseits war wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß wir ein unberührtes Grab fänden, und mit mühsam unterdrückter Erregung beobachtete ich, wie die abwärts führenden Stufen der Treppe ans Tageslicht kamen. Der Einschnitt war an der Seite eines kleinen Erdhügels angelegt worden. Als die Arbeit fortschritt, wich die Westecke des Einschnittes unter den Abhang des Hügels zurück. Stufe folgte auf Stufe, und bei Sonnenuntergang wurde am Fuß der siebzehn Stufe der obere Teil einer verschlossenen, mit Mörtel bestrichenen und versiegelten Tür sichtbar. Eine versiegelte Tür . . . Es war also wirklich wahr! All die Jahre geduldiger Arbeit sollten nun doch noch belohnt werden! Ich glaubte, mein erstes Gefühl war die Freude, daß mein Glaube an das Tal nicht unberechtigt gewesen war. Mit fieberhaft sich steigernder Erregung untersuchte ich die Siegeleindrücke an der Tür zur Feststellung des Besitzers, konnte aber keinen Namen finden: die einzigen, die zu entziffern waren, bestanden aus dem wohlbekannten Siegel der Königstotenstadt, dem Schakal und den neun Gefangenen. Zweierlei war klar. Erstens bewies die Verwendung des Königssiegels mit Sicherheit, daß das Grab für eine sehr hochstehende Persönlichkeit angelegt war, und da zweitens der versiegelte Eingang von oben durch die



Tiefe mit der jetzigen Talsohle angelegt war. Der Einschnitt glich sehr den im Tal so häufig vorkommenden, in die Tiefe führenden Eingangstreppen, und fast wagte ich zu hoffen, daß wir endlich unser Grab gefunden hätten.

Den ganzen Tag und den ganzen nächsten Morgen wurde die Arbeit mit fieberhafter Eile fortgesetzt; doch erst am Nachmittag des 5. November gelang es uns, die den Eingang überlagernden Schuttmassen fortzuräumen und die oberen Ecken der Treppe an allen vier Seiten freizulegen.

Jetzt war es außer Zweifel, daß wir wirklich den Eingang zu einem Grab vor uns hatten, aber frühere Enttäuschungen ließen noch keine reine Freude aufkommen. Immer noch bestand die niederdrückende Möglichkeit, die nach der Erfahrung, die wir im Tal Thutmosis' III. gemacht hatten, nahe genug lag, daß das Grab unvollendet und unbenutzt sei; wenn es vollendet war, bestand doch die betrübende Wahrscheinlichkeit, daß es in alten Zeiten gänzlich ausgeplündert war. Andererseits war wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß wir ein unberührtes Grab fänden, und mit mühsam unterdrückter Erregung beobachtete ich, wie die abwärts führenden Stufen der Treppe ans Tageslicht kamen. Der Einschnitt war an der Seite eines kleinen Erdhügels angelegt worden. Als die Arbeit fortschritt, wich die Westecke des Einschnittes unter den Abhang des Hügels zurück. Stufe folgte auf Stufe, und bei Sonnenuntergang wurde am Fuß der siebzehn Stufe der obere Teil einer verschlossenen, mit Mörtel bestrichenen und versiegelten Tür sichtbar. Eine versiegelte Tür . . . Es war also wirklich wahr! All die Jahre geduldiger Arbeit sollten nun doch noch belohnt werden! Ich glaubte, mein erstes Gefühl war die Freude, daß mein Glaube an das Tal nicht unberechtigt gewesen war. Mit fieberhaft sich steigernder Erregung untersuchte ich die Siegeleindrücke an der Tür zur Feststellung des Besitzers, konnte aber keinen Namen finden: die einzigen, die zu entziffern waren, bestanden aus dem wohlbekannten Siegel der Königstotenstadt, dem Schakal und den neun Gefangenen. Zweierlei war klar. Erstens bewies die Verwendung des Königssiegels mit Sicherheit, daß das Grab für eine sehr hochstehende Persönlichkeit angelegt war, und da zweitens der versiegelte Eingang von oben durch die

Tut-ench-Amun auf einem schwarzen Leoparden

Etwas gab mir zu denken, und das war die Kleinheit der Oeffnung im Mörtelreich zu den anderen Totengräbern. Die Anlage war sicher die der 18. Dynastie. Konnte es das Grab eines Vornehmen sein, der hier mit der Erlaubnis des Königs bestattet war? War es ein Königsversteck, eine verborgene Stelle, wo ihr eine Mumie mit ihrer Ausrüstung zur Sicherheit gebracht worden war? Oder war es wirklich das Grab des Königs, das zu finden ich so viele Jahre bemannt hatte? Noch einmal untersuchte ich die Siegeleindrücke nach einem Anhaltspunkt, aber an dem bisher freigelegten Teil der Tür waren nur die schon erwähnten Siegel der Königstotenstadt klar zu lesen. Hätte ich gewußt, daß nur einige wenige Zentimeter tiefer ein vollkommen klarer und deutlicher Siegelabdruck Tut-ench-Amuns war, den ich sofort, den zu finden ich am meisten begehrte, ich hätte weiter ausgeräumt, hätte eine bessere Nachtruhe gehabt und mir fast drei Wochen Ungewißheit erspart. Es war jedoch zu spät; und die Dunkelheit schon eingebrochen. Mit einigem Widerstreben verschloß ich die kleine Oeffnung, die ich gemacht hatte, schüttete zum Schutz für die Nacht die Grube wieder zu, wählte die zuverlässigsten unter meinen Arbeitern — sie selbst waren fast ebenso erregt wie ich — um die ganze Nacht hindurch über dem Grab zu wachen undritt bei Mondschein das Tal hinunter heim."

Carter schildert dann, mit welchen Schwierigkeiten er schließlich zum Grabe selbst vordringt, und wie er endlich vor den ungeheuren Schätzen steht, die sich im Innern des Grabes befinden. „Sicher hatte man nie vorher in der ganzen Geschichte von Ausgrabungen so Wunderbares geschaut, wie uns jetzt das Licht unserer elektrischen Lampe enthüllte. Einen ungefähren Begriff davon kann sich der Leser mit Hilfe der Photographien machen; doch diese Aufnahmen wurden erst gemacht, als das Grab geöffnet und elektrisches Licht eingerichtet worden war. Er mag sich vorstellen, wie sie uns erschienen, als wir von unserem Glücksort in dem zugemauerten Eingang auf sie hinabschauten und den Lichtstrahl unserer Lampe — das erste Licht, das seit dreitausend Jahren die Dunkelheit der Kammer durchdrang — von einer Gruppe zur anderen wandern ließen mit dem vergeblichen Versuch, uns den Schatz zu deuten, der vor uns lag. Die Wirkung war verwirrend, überwältigend. Wir hatten uns, glaube ich, nie genau überlegt, was zu sehen wir hoffen konnten; jedenfalls hatten wir uns nie von einem solchen Reichtum träumen lassen, eine ganze Kammer — ein ganzes Museum, so schien es uns — voller Sachen, die teils bekannt, teils von einer Art, wie wir sie noch nie gesehen hatten, in scheinbar endlosem Ueberfluß aufeinandergehäuft waren.

Allmählich wurde das Bild klarer, und wir konnten einzelne Gegenstände unterscheiden. Da fanden zuerst, und gerade gegenüber, wir waren uns ihrer die ganze Zeit bewußt, konnten es aber nicht glauben — drei große vergoldete Bahren, deren Seiten in der Form von Tierungeheuern gestaltet waren, mit merkwürdig abgeflachten Körpern, wie es für die Zwecke nötig war, denen sie dienten, aber mit Köpfen von erstaunlicher Naturtreue. Tiere waren es, die einem zu jeder Zeit unheimlich vorkommen mußten; sie machten aber einen geradezu erschreckenden Eindruck, wie wir sie sahen, als unsere elektrische Lampe gleich einem Blitzlicht, ihre glänzenden goldenen Oberflächen aus der Dunkelheit hervorzauberte, wie ihre Köpfe auf die Wand dahinter ungeheuerlich verzerrte Schatten warfen. Dann erwachten und fesselten mich dann zwei Standbilder unsere Aufmerksamkeit: zwei lebensgroße Statuen eines Königs Schwarz, die sich wie Schildwachen gegenüberstanden, mit goldenem Schurz, goldenen Sandalen, mit Keule und Stab und mit der schirmenden heiligen Schlange an ihrer Stirn. Das waren die Bahrwagenständer, die uns zuerst in die Augen fielen.

Der Alabasterschrein für die Eingeweide, geöffnet

Man sieht auf den Vertiefungen, in denen die Eingeweide bestattet sind, die vier menschenköpfigen Deckel, die das Porträt des Königs zeigen.

Arbeiterhütten aus der 20. Dynastie geschützt gewesen war, bestand genügend Grund zu der Annahme, daß es wenigstens seit jener Zeit nicht wieder betreten worden war. Damit mußte ich mich für den Augenblick begnügen.

Während ich die Siegel untersuchte, bemerkte ich am oberen Ende des Einganges einen schwachen hölzernen Querbalken. Um mich über die Art und Weise, wie der Durchgang abgeschlossen war, zu vergewissern, durch ich ein kleines Guckloch unter diesen Querbalken, gerade groß genug zum Einführen einer elektrischen Lampe. Ich entdeckte, daß der Gang hinter der Tür vom Boden bis zur Decke mit Steinen und Geröll angefüllt war — ein weiterer Beweis für die Sorgfalt, mit der man das Grab geschützt hatte. Es war ein Augenblick, bei dem es einen Ausgraber durchschauern konnte! Allein, abgesehen von meinen eingeborenen Arbeitern, fand ich mich nach Jahren verhältnismäßig unfruchtbarer Arbeit an der Schwelle einer vielleicht großartigen Entdeckung. Alles, buchstäblich alles konnte hinter jenem Gang liegen, und es bedurfte meiner ganzen Selbstüberwindung, um nicht den Türeingang zu erbrechen und auf der Stelle weiterzusuchen.

Farbiges Elfenbeinrelief auf dem Deckel eines Kastens, Tut-ench-Amun und die Königin Anches-en-Amun

(Bilder (4) aus: Carter, „Tut-ench-Amun"

Arbeiterhütten aus der 20. Dynastie geschützt gewesen war, bestand genügend Grund zu der Annahme, daß es wenigstens seit jener Zeit nicht wieder betreten worden war. Damit mußte ich mich für den Augenblick begnügen.

Während ich die Siegel untersuchte, bemerkte ich am oberen Ende des Einganges einen schwachen hölzernen Querbalken. Um mich über die Art und Weise, wie der Durchgang abgeschlossen war, zu vergewissern, durch ich ein kleines Guckloch unter diesen Querbalken, gerade groß genug zum Einführen einer elektrischen Lampe. Ich entdeckte, daß der Gang hinter der Tür vom Boden bis zur Decke mit Steinen und Geröll angefüllt war — ein weiterer Beweis für die Sorgfalt, mit der man das Grab geschützt hatte. Es war ein Augenblick, bei dem es einen Ausgraber durchschauern konnte! Allein, abgesehen von meinen eingeborenen Arbeitern, fand ich mich nach Jahren verhältnismäßig unfruchtbarer Arbeit an der Schwelle einer vielleicht großartigen Entdeckung. Alles, buchstäblich alles konnte hinter jenem Gang liegen, und es bedurfte meiner ganzen Selbstüberwindung, um nicht den Türeingang zu erbrechen und auf der Stelle weiterzusuchen.

Der kritische Augenblick

Tatsachenbericht von Ulrich von Uechtritz

800 Gulden für ein Lebenswerk

3. FORTSETZUNG

Die lange Fensterfront im Hause des Wiener Hofagenten Ignaz Sonnleithner am Bauernmarkt in Gundelhof ist in strahlendes Licht getaucht.

„Der Sonnleithner, ja — ja, der Sonnleithner kann sich's leisten!"

Vor der Tür sind ein paar Neugierige stehengeblieben.

„Ob man von der Kammermusik heute etwas hören wird? Der Opernsänger Vogel soll auch kommen! — Die Nacht ist warm; — ob sie die Fenster offenlassen . . . ob man ihn singen hören wird?"

Aber da kommen schon die ersten Wagen der Gäste über das Holperpflaster und halten vor dem Haus.

„Und ob ich ihn kenne . . .!"

In eine Wiener Frühjahrsmenuerakt des Jahres 1818 fluten durch die offenen Fenster Beethovensche Akkorde und weiche Zauberklänge Mozartscher Musik. Die musikalischen Abende im Hause des kunstsinnigen Hofagenten Sonnleithner sind berühmt. Viele Künstler: Maler, Schriftsteller und Musiker, ja auch Diplomaten, Mitglieder der Hofgesellschaft und künstlerisch interessierter Müßiggänger füllen die gastlichen und vornehmen Räume.

Der Höhepunkt des heutigen Abends, dem alles schon gespannt entgegensieht, ist der bekannte Opernsänger Michael Vogel.

Was er wohl singen wird?

Lautlose Stille. — Der Sänger verbeugt sich:

„Zunächst ein paar Lieder von einem gewissen Franz Schubert!"

Wer ist Franz Schubert?

Auch der Hausherr macht ein verwundertes Gesicht: „Kennen Sie den, Herr von Schober?"

Der Herr im braunen Frack, der neben ihm steht, macht ein pfiffiges Gesicht: „Den Franzl Schubert? . . . und ob ich ihn kenn', den Franzl; aber erst hören Sie ihn sich einmal an, Herr Sonnleithner!"

Tosender Beifall. — Gilt er den innigen Tönen, die die Sinne umschmeicheln wie ein Frühlingswind, der Blütenduft auf seinem Rücken trägt — oder dem Sänger? — Vielleicht beiden.

„. . . und nun will ich Ihnen sagen, Herr Sonnleithner, wer der Franzl ist: ein lieber Freund von mir, ein armer Kerl und ein Genie im Werden. Der Vogel kennt ihn auch und singt ihn gern, weil soviel Herz in seinen Liedern ist. Von Haus aus ist er Schulmeister, aber nur gezwungen, weil's sein Vater will, der auch den Stecken in der Schule schwingt. Und jetzt, — jetzt sitzt er Sommerfrischler irgendwo in Ungarn auf einem Schloß und unterrichtet neunzackige Grafensöhnen im Klavierspiel. — Ein Jammer ist's um ihn. Im Inspektorhaus hat man ihn eingemietet, den Franzl, — zwei Gulden für die Stunde und freies Essen aus der Gesindeküche. — Als ob es eine Schande wär', nur Minister und kein Graf zu sein!"

Liebe im Schloß

Ob dem Klavierlehrer Franz Schubert, der auf Schloß Zelesz in Ungarn die beiden Komtessen Esterhazy im Klavierspiel unterrichtet, die Ohren geklungen haben an diesem Abend? Ach nein, — sein geistiges Ohr hört andere Töne, wenn er am Abend im kleinen Stübchen des Inspektorhauses über seinen Notenblättern sitzt und komponiert.

Am Tage ist er viel im Schloß — vielleicht zuviel —, Komtesse Karoline, die siebenzehnjährige, ältere der beiden Schülerinnen, versteht es beinahe jeden Tag, ein neues Anliegen zu haben: ein Buch, ein Notenmanuskript, das er erklären soll. So geben sie oft stundenlang im Park spazieren, und irgendein ganz leise nur auf Moll gestimmter Akkord schwingt zwischen beiden. Aber der junge Musiker erkennt die Grenzen, die ihn von der Tochter des Grafen Esterhazy trennen; und trotzdem steigt in seinem Herzen eine Neigung auf.

Einmal fragt ihn Karoline: „Herr Schubert, ich höre, Künstler widmen manchmal eins ihrer Werke einer Frau? . . . — Ein zartes Rot loht plötzlich über ihr Gesicht, dann fährt sie fort: „Warum haben Sie mir noch nicht eine einzige Ihrer Kompositionen zugeeignet?"

Auch Schubert wird ein wenig rot: „Wozu, Komtesse, Ihnen ist ohnehin alles gewidmet!"

Eine „fröhliche" Familie

Das war ein kurzes Sommerglück, durchsetzt mit Demütigungen.

Der Winter sieht ihn wieder in Wien und läßt eine neue Hoffnung aufblühen. Er erhält den Auftrag, die Musik zu einem Stück „Die Zauberharfe", das im Theater an der Wien aufgeführt werden soll, zu schreiben. Aber, oh weh! — das Honorar von 500 Gulden kommt wegen Zahlungsunfähigkeit des Theaters niemals in seine Hände; — ein harter Schlag.

Die Jahre essen. In einem Sommer ist er noch einmal auf Schloß Zelesz. Im Winter ist die gräfliche Familie zuweilen in Wien, so kann auch dort der Unterricht gelegentlich fortgesetzt werden.

Es ist ein ewiges Darben und Rechnen. Mit dem Vater hat sich Franz Schubert überworfen, da er sich weigert, in den Schulmeisterberuf zurückzukehren. Bei den Verlegern hat er mit seinen Kompositionen wenig Glück; man bleibt dem Neuling gegenüber zurückhaltend und vorsichtig. Trotzdem ist er von einer ausgelassenen Heiterkeit, die im Bewußtsein seines Könnens wurzelt.

Er wohnt in Wien bei seinem Freunde, dem Dichter Mayrhofer, denn der hat ein Klavier, das Schubert nicht besitzt. Der Abend sieht ihn meistens in einem Kreis von jungen Künstlern im Gasthaus „Zur ungarischen Krone". Der Maler Moritz von Schwind gehört auch zu dem Freundeskreis. Oft auch ist Schubert bei der Familie Fröhlich, die ihren Namen ganz besonders zu Recht trägt. — Hier herrschen die berühmten vier Schwestern Fröhlich: Die „Kathi", die man die „ewige Braut" Grillparzers nennt, — die Barbara, die Pinsel und Palette schwingt, die Josepha, Sopranistin an der Wiener Oper, und Anna, die die Sangeskunst höheren Töchtern lehrt. Täglich sind Gäste in dem „fröhlichen" Hause, in dem man besonders Musik pflegt.

Und dort ist's, wo der Hofagent Sonnleithner das erstemal Franz Schubert trifft.

„Sind Sie der Schubert, von dem Michael Vogel öfters Lieder singt, und der die Musik zur „Zauberharfe" schrieb? — ein schlechtes Stück, nur die Musik war gut!"

Sonnleithner läßt den jungen Musiker nun nicht mehr aus den Fingern. Er erkennt seine Begabung und nimmt sich vor, seine Kunst tatkräftig zu unterstützen.

Da ist die Verlagsfirma Cappi & Diabelli. Hier gelingt es ihm — man gibt dort auf das Wort des Hofagenten —, die Lieder Schuberts auf Subskription herauszugeben.

Der Erfolg der Hefte ist überraschend. Obwohl der Verlag mit der Hälfte am Gewinn beteiligt ist, bittet Schubert, nach Deckung seiner Schulden, noch ein kleiner Ueberschuß — Sonnleithners wohldurchdachter Plan, den jungen Komponisten auf diese Weise in seinem Schaffen einigermaßen unabhängig zu machen, ist auf dem besten Wege, zu gelingen.

„Bist' verliebt, Franzl?"

Franz Schubert geht in Wien den Graben entlang, wie stets ein wenig vornübergeneigt und in Gedanken versunken. — Da hört er plötzlich neben sich eine helle Mädchenstimme:

„Grüß Gott, Herr Schubert. . . . ach wie freu' ich mich! Wir sind den Winter über wieder hier in Wien; . . . Ich hab' sie alle schon, die Lieder, die von Ihnen jetzt herausgekommen sind . . .!"

„Komtesse! — Ich habe viel an Sie gedacht, Komtesse Karoline!" Ein helles, freudiges Blinken kommt aus seinen Augen.

Jetzt treffen sie sich oft; nur daß die erste Wiedersehensfreude einer gewissen Hoffnungslosigkeit Platz gemacht hat. — Den Freunden sagt er nichts davon.

Nur die Kathi Fröhlich hat eine Wandlung in Schuberts Wesen bemerkt.

„Bist' verliebt, Franzl!" sagt sie ihm eines Tages auf den Kopf zu.

Er will auffahren.

„Sei stad, Franzl — ist ja gut so, . . . frei' mich drüber; . . . ein Künstler braucht so was, was auch von innen rüttelt. Wünsch' dir Glück . . . nur Kopf hoch, Franzl . . . Kopf hoch!"

Aber es ist nicht nur die hoffnungslose Liebe zu der jungen Aristokratin, die ihm Kummer macht, auch geschäftlich fühlt er sich bedrückt. Vor kurzem hat er bemerkt, daß die Abrechnungen des Musikverlegers nicht ganz stimmen, daß man ihn übervorteilt, selbst bei dem geringen Teil, der auf ihn entfällt. — Sein Leben scheint verdammt zu sein, zum Hungern und zum Darben.

Und wieder einmal geht er durch stille, abgelegene Straßen mit der Komtesse.

Da faßt sie plötzlich seine Hand; „Herr Schubert, Sie wissen, wie stolz mein Vater ist, und doch hab' ich das Gefühl, — wir sind noch beide jung und haben Zeit, — daß man dem unsinnigen Vorurteil der Eltern etwas abtrotzen könnte. Ziehen Sie sich einmal sehr gut an, und machen Sie Besuch bei uns . . .!"

Auf einer einsamen Bank gibt er dem Mädchen den ersten Kuß.

Nun aber ist plötzlich alle Niedergeschlagenheit wie durch einen Zauber aus seinem Innern verwohnt.

Bis spät in die Nacht hinein sitzt er über seinen Notenblättern, in die er, komponierend, seine Liebe tropfen läßt.

Am nächsten Abend spielt er das Lied im Hause Fröhlich vor.

„Ich gratuliere, Franzl . . . um deine Liebe steht es gut, ich hör's aus deinen Tönen!" — sagt die Kathi und blickt ihn schelmisch an.

Ueber's Ohr gehauen

Franz Schubert geht zum Schneider.

„Ich möchte einen langen, braunen Rock, breiten Aufschlägen und eine graue Hose bestem Tuch . . . nehmen Sie Maß, Meist

In wenigen Tagen muß eine neue Abrechnung des Verlegers kommen; dann wird den Schneider bezahlen können. — Und dann im neuen Staat, der Besuch beim Grafen, dem ihm heimlich bangt.

Aber die Abrechnung läßt auf sich warten. So geht er selbst zu Cappi & Diabelli hin.

Man läßt ihn warten.

Dann kommt ein Buchhalter: „Der läßt sagen, es wäre letztlich nichts verkauft, und Vorschuß gibt er nicht!"

Schubert wird blaß. Zorn und Angst steigt in ihm auf.

„Ich will den Chef selbst sprechen!"

Herr Diabelli ist ein skrupelloser, schlauer Mann. Der Stand der Dinge zeigt: mit dem jungen Komponisten kann man Geld machen!

„Sie wünschen?" — — Mit kalter Miene weist er Schubert einen Stuhl.

„Es tut mir leid, junger Mann, ich . . . grundsätzlich keine Vorschüsse; aber da fällt mir ein . . . weil Sie's sind! Ich will Ihnen einen anderen Vorschlag machen: Ich bin bereit, Ihnen sofort 900 Gulden bar auf den Tisch zu zahlen, wenn Sie mir das alleinige Eigentumsrecht an den 18 Heften, die ich Ihnen drucke, übereignen . . . Weiß Gott, Herr Schubert . . . nur weil Sie's sind . . . und weil ich Mitleid habe mit einem jungen und begabten Künstler!" Seine Stimme ist auf einmal in einen süßlichen, schmeichelnden Ton übergegangen. Dabei denkt er im stillen daran — wohlweislich, ohne was von zu sagen —, daß der „Erlkönig" allein schon fast 2000 Gulden einbrachte. —

Nervös rückt Schubert auf dem Stuhle hin und her: Ein Spottgeld für fast sein ganzes bisheriges Lebenswerk! — Und doch — Gulden auf einem Brett sind viel, viel für ihn. — Dann denkt er an den Schneider, der gestern schon den Jungen schickte, den Rest fertig; — und an Karoline, an den denkt er und — kann schließlich er

Er sieht es nicht, wie Diabelli sich verg die Hände reibt, als er zur Tür hinaus. ahnt's noch nicht, daß dieser einzige schw Augenblick nicht nur die Arbeit dieser Jahre gestohlen hat, sondern ihm auch den Zukunft öffnen wollte. Jetzt fühlt er nur harten Gulden in der Tasche.

(Forts. folgt)

Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

In der Sprechstunde eines Arztes aus Neapel erscheint eine hübsche und elegante junge Dame, die über Magenbeschwerden klagte. Sie wollte sich einmal gründlich untersuchen lassen, erklärte sie, und der Arzt begann sein Werk. Aber dann stürzte plötzlich ein Paar aus dem Wartezimmer herein, der sich als Gatte der baldenthleideten Dame ausgab, und begann einen furchtbaren Krach zu schlagen, seine Gemahlin mit Vorwürfen überschüttend, daß sie sich in diesem Zustand einem männlichen Wesen zeigte. Der Arzt ist betroffen von diesem peinlichen Auftritt und bittet, im Interesse der übrigen wartenden Patienten, seinen Skandal herauszubeschwören. Während der entrüstete Ehemann dem Doktor in längeren Ausführungen erklärt, daß er ihn in seiner Ehre verletzt habe, hat sich die schlauköpfige Frau angezogen und ist durch eine Seitentür verschwunden. Der Arzt atmet auf, als sich endlich auch der eifersüchtige Ehemann empfiehlt. Ja hat merkt er, daß er während der erregten Szene bestohlen wurde. Wertvolle Instrumente, die Brieftasche, die sich im Nebenraum befand, seine goldene Uhr und verschiedene Schmuckstücke sind verschwunden. Mit diesem Trick ist das Gaunerpaar, Anna Avitabile und ihr Freund Alberto Ferrari, durch ganz Italien gereist, bis nun die Polizei seinem Treiben ein Ende bereiten konnte. Die beiden arbeiteten immer nach demselben System und nützten jeweils die Erregung des mit so schweren Vorwürfen überschütteten Arztes aus, um zu stehlen.

*

Man weiß, daß das Verhältnis zwischen der dornlosen kleinen Maus und dem weiblichen Geschlecht nicht eben das beste ist, ein besonders ernsten Beitrag zu diesem Kapitel der Naturgeschichte bildet ein Prozeß, der dieser Tage in London stattfand. Dabei handelte es sich um vorliegenden Fall nicht um eine lebendige, sondern nur um eine tote Maus, die, als sie sich noch des irdischen Daseins freute, durch irgend einen unseligen Zufall in das Futter eines Pelzmantels geriet und daselbst jämmerlich erstickte. Gerade diesen Pelzmantel erwarb im Dezember vorigen Jahres in einem Londoner Geschäft Miß Alice Thistle, die nach einigen Wochen die erschütternde Festtellung machte, daß ihr kostbarer Mantel einen geradezu unerträglichen Geruch verbreitete. Niemand konnte sich diesen höllischen Geruch erklären, bis ein Sachverständiger das Kleidungsstück der empörten Dame in die Hand bekam und aus seinem Futter eine bereits in Verwesung übergegangene tote Maus zutage förderte. Miß Thistle erlitt daraufhin einen schweren Nervenschock, da der Gestank, wochenlang mit einer toten Maus am Leibe herumgelaufen zu sein, in ihr nachträglich die schlimmsten Vorstellungen hervorrief. Sie verklagte die einer längeren Sanatoriumsbehandlung unterziehen und hat nun das Pelzgeschäft auf 2000 Mark Schadenersatz verklagt und die Rücknahme des Pelzmantels gefordert. Das Gericht nahm jedoch das „Mäuse-Drama" nicht ganz so tragisch und billigte Miß Thistle nur ein Pfund Schadenersatz zu.

*

Unlängst fand in Mohin, einem Städtchen unweit der belgisch-französischen Grenze, ein Wettkwerb der Pfeifenraucher statt, bei dem jeder Teilnehmer die Siegespalme zu erlangen trachtete, der seine Pfeife mit zwei Gramm Tabak am längsten brennend erhalten konnte. Als Sieger ging aus dieser seltsamen Konkurrenz ein bäuerlicher Rat, einen Kokurs zu suchen. „Wenn Sie die Suppe nicht mehr verlassen, die Stadt nicht mehr gäh und sich in den Trubel der Menschen stürzen, sondern auf den Tisch bringen, wird auch Ihr Ehel wieder friedlich und glücklich werden", pfleg zu den scheidungslustigen Eheleuten zu sag die sich über Brutalitäten ihrer Männer schweren. Richter Collins verschert, er habe vielen Fällen Erfolge erzielt, in denen es gelang, die Ehegatten zum Versuch eines „kurzes Fortgeschrittene" zu bewegen und dann noch einmal zu versuchen, mit ihren Männern zusammenzuleben, ehe sie sich endgültig zur Scheidung entschlossen. „Das Gift Ehe liegt so häufig in der Bratpfanne, Herzensprobleme sind oft nichts anderes Küchenprobleme", so sagt Mr. Collins, der als 80jähriger eigentlich wissen müßte . . .

Xaver Xanto

*

Patrick Collins, Vorsitzender des Sta bungsgerichtes der englischen Stadt Middl sitz ein Gegner von Ehescheidungen. Er wie er selbst sagt, ein höchst originelles S gefunden, um drückig gewordene Ehen wie zusammenzuleimen. Er gibt nämlich jed Frau, die sich scheiden lassen will, erst ein bäterlichen Rat, einen Kokurs zu

„Wollen Sie mit mir wetten, daß ich hundert Jahre alt werde?" Diese seltsame Aufforderung richtet Mr. A. Sharpe, ein Londoner Chemiker, seit Monaten an jeden Interessenten. Er ist bereit, sein gesamtes Vermögen in Höhe von 10.000 Pfund aufs Spiel zu setzen, so fest ist er davon überzeugt, das biblische Alter zu erreichen. „Ich behaupte sogar, daß ich 130 Jahre alt werde, aber wetten möchte ich darauf nicht", pflegte Sharpe zu sagen, der seit Jahren Versuche mit Tierdrüsen als Verjüngungsmittel macht. In der Tat sieht der heute 85jährige kaum älter als ein 35jähriger aus, und es gibt eine ganze Reihe von Leuten, die vorsichtig genug sind, auf vorgeschlagene Wette nicht einzugehen. Ein Londons größte Versicherungsgesellschaft hat abgelehnt, einen Vertrag einzugehen, nach d sie gegen eine einmalige Eingabläung von Pfund am 100. Geburtstag Mr. Sharpes un der Voraussetzung, daß er ihn auch wir erlebt, 5000 Pfund auszahlen müßte. merhin fanden sich wenigstens eine Reihe Privatleuten bereit, gegen Sharpes Behau tung beträchtliche Summen zu wetten. So Familie, wenn der Chemiker tatsächlich einer längeren Sanatoriumsbehandlung unt ziehen und hat nun das Pelzgeschäft auf 2000 Mark Schadenersatz verklagt und die Rücknahme des Pelzmantels gefordert. Das Gericht nahm jedoch das „Mäuse-Drama" nicht ganz so tragisch und billigte Miß Thistle nur ein Pfund Schadenersatz zu.

4

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

„Ja. Das muß wohl sein. Und das habe ich auch getan. Vor unendlich langer Zeit — wenigstens kommt es mir vor wie eine unendlich lange Zeit —, da habe ich Musik studiert. Aber", fügte er hinzu, und Ottenrieth war es, als geisterte dabei ein kleines Lächeln über sein derbknochiges Gesicht, „das habe ich alles vergessen —"

„Vergessen?"

Immer noch stand auf dem Antlitz dieses Lächeln, das aus den Tiefen der Seele zu kommen schien.

„Ja, vergessen", sagte die dunkle Stimme, und es klang fast geheimnisvoll. „Mein ganzes Leben von damals habe ich vergessen. Es hat nicht Stich gehalten — wenn Sie mich recht verstehen wollen. Vor allem, was nachher kam, hat nicht Stich gehalten. — Sie sind Musiker?" fragte Bartold plötzlich.

Jählings schoß es Ottenrieth durch den Kopf, daß er sich vor diesem bescheidenen Musiker mit dem Beethovengesicht unnötigerlich als Komponist des „Gelblauen Engels" zu erkennen gehen könnte; gleich einem Vorhang rollte große Scham zwischen ihnen beiden herunter; und geläufig, wie in der Auskunftsstunde in Torbole, sagte er:

„Nein — ja und nein, wie man es nehmen will. Herr Bartold! Eigentlich bin ich Industrieller, aber mein besseres Ich, meine unsterbliche Seele — wenn ich so sagen darf, die darf ich vielleicht einen Musiker nennen. Und darum war es mir eine so besondere Freude, Ihrer Musik lauschen zu können. Das sind keine Phrasen, es war mir eine Offenbarung! Und ich bin heute gekommen, weil ich hoffe, es wird mir beschieden sein, das Ganze zu hören — die ganze Fuge, wenn Sie mir die Freude machen wollen."

Bartold sagte: „Wenn es Ihnen wirklich Freude macht, dann kommen Sie heute abend in die Kirche, so um neun Uhr, dann spiele ich noch einmal das Ganze. Wissen Sie", fügte er unmittelbar hinzu: „Ich spiele es eigentlich mehr meinetwillen, weil es mir immer noch nicht genügt, weil ich noch immer daran arbeite — so vieles wird einem erst klar, wenn man immer wieder das Ganze hört."

Der alte Pfarrer Maiselli hatte dieser Unterhaltung im Schatten eines uralten Oelbaumes wenigstens sprungweise folgen können. Er sagte sehr schnell etwas auf Italienisch zu seinem Freund, und als die falteneiche Stirn nickte, wandte er sich an den Besucher mit der Frage, ob er ihnen beiden wohl die Freude bereiten wolle, mit ihnen ein bescheidenes Nachtmahl zu verzehren, bevor man hinaufgehe zur Kirche?

Mit Vergnügen nahm Ottenrieth an. Die Stimmung des kleinen Pfarrgartens und seiner Bewohner hatte ihn schon bezaubert: die stillen Kräfte, die von dem blinden Musiker ausgingen, hatten ihn eingefangen, so wie ein großes Gestirn in seinem lautlosen Kreisen kleine Sterne einfängt.

Sie saßen unter dem Nebendach beim milden Schein des Windlichtes. Eine alte Schaffnerin trug weißes Brot und Schinken, Käse und einen Krug voll Wein auf.

Sie sprachen allerlei von Musik — die kleinen Ereignisse des Tages und der Zeit sanken schwer auf den Grund und wurden nicht erwähnt. Was hätte es auch für einen Sinn gehabt, von ihnen zu sprechen vor einem Mann, der seit nahezu zwei Jahrzehnten in selbstgewählter Einsamkeit in diesem weltfernen Dörfchen am Gardasee lebte?

Bartold erzählte mit oftmals stockender Stimme dies und das aus seinen Wanderungen, denen die Mobilmachung im August 1914 ein Ende bereitet hatte, er sprach mit knappen, oft dunklen Andeutungen vom Krieg, von dem Schicksal, das ihm zuteil geworden war, von der gütigen Fügung, die ihm im Lazarett zu Brescia den Pfarrer, seinen Freund, hatte treffen lassen.

Ottenrieth berichtete von seinen Studien in Wien (er habe sie neben seinen Geschäften und nur aus Neigung betrieben, sagte er — und ganz neu und gewissermaßen heilig stieg in ihm, während er so erzählte, sein Jugendleben auf, das noch nichts von englischen Walzern und Operettenschlagern gewußt, das noch in reinem Feuer des Kunstdienstes gelebt hatte), und später eingen sie dann hinauf in das kleine Kirchlein, und auf dem Chor flackerten wieder zwei Kerzen im Luftzug, und die Orgel sprach mit Engelszungen, daß der Lauschende drunten im Gestühl aus einer Verzückung in die andere geriet.

Aber während die Töne wogend, rauschend, anstürmend, verebbend und wiederum anstürmend sein Ohr umspülten, sah er vor sich ein schönes Mädchengesicht mit kühn gewölbten Brauen und dunklen, sprechenden Augen — und sein Herz, in Liebe aufbrechend, trieb auf den Wogen und Strudeln der Musik wie ein starkes, seetüchtiges Fahrzeug.

Als er mit verzauberten Sinnen, die äußerste Kraft seines Motors entfesselnd, die nachtdunkle Uferstraße entlangraste und nach Hause kam, trat ihm der Baron entgegen, der in der Halle mit einem Rudel bunt gefiederter Frauen Schnäpse getrunken hatte.

„Schönen Gruß von Fräulein Rübmichnichtan — die Todesco sind heute abend abgereist."

Liebesgeschichte

„Was meinst du, Francesco? Ob er Wort hält und wiederkommt?"

Der alte Pfarrer Maselli sagt so, aus langem Sinnen heraus.

Sie saßen in der Dunkelheit in Frau Bartolds Stübchen, um die späte Abendstunde. Der Blinde hielt die Hände über den schwarzweißen Tasten des kleinen Harmoniums und phantasierte leise darauf, dann und wann einen Akkord greifend, ein Register ziehend.

„Ich weiß nicht", sagte er, ohne den Kopf zu heben und spielte ruhig weiter.

Es war am Abend nach Ottenrieths endgültiger Abreise von Sant Ambrogio, an einem der letzten Augusttage. Zum ersten Male seit vier Tagen waren die beiden wieder so allein, wie sie durch fast zwei Jahrzehnte immer gewesen.

Ja, wie viele Tage hatte Ottenrieth in Sant Ambrogio verbracht. Und dann war er, ohne Rivieraimmel, unmittelbar nach Wien zurückgefahren.

Nachdem er die Nachricht von der plötzlichen Abfahrt Renatas und ihrer Eltern empfangen, war ihm die „Casa Rossa" und baumes wenigstens sprungweise folgen können. Er sagte sehr schnell etwas auf Italienisch zu seinem Freund, und als die falteneiche Stirn nickte, wandte er sich an den Besucher mit der Frage, ob er ihnen beiden wohl die Freude bereiten wolle, mit ihnen ein bescheidenes Nachtmahl zu verzehren, bevor man hinaufgehe zur Kirche?

Mit Vergnügen nahm Ottenrieth an. Die Stimmung des kleinen Pfarrgartens und seiner Bewohner hatte ihn schon bezaubert: die stillen Kräfte, die von dem blinden Musiker ausgingen, hatten ihn eingefangen, so wie ein großes Gestirn in seinem lautlosen Kreisen kleine Sterne einfängt.

Sie saßen unter dem Nebendach beim milden Schein des Windlichtes. Eine alte Schaffnerin trug weißes Brot und Schinken, Käse und einen Krug voll Wein auf.

Sie sprachen allerlei von Musik — die kleinen Ereignisse des Tages und der Zeit sanken schwer auf den Grund und wurden nicht erwähnt. Was hätte es auch für einen Sinn gehabt, von ihnen zu sprechen vor einem Mann, der seit nahezu zwei Jahrzehnten in selbstgewählter Einsamkeit in diesem weltfernen Dörfchen am Gardasee lebte?

Bartold erzählte mit oftmals stockender Stimme dies und das aus seinen Wanderungen, denen die Mobilmachung im August 1914 ein Ende bereitet hatte, er sprach mit knappen, oft dunklen Andeutungen vom Krieg, von dem Schicksal, das ihm zuteil geworden war, von der gütigen Fügung, die ihm im Lazarett zu Brescia den Pfarrer, seinen Freund, hatte treffen lassen.

Ottenrieth berichtete von seinen Studien in Wien (er habe sie neben seinen Geschäften und nur aus Neigung betrieben, sagte er — und ganz neu und gewissermaßen heilig stieg in ihm, während er so erzählte, sein Jugendleben auf, das noch nichts von englischen Walzern und Operettenschlagern gewußt, das noch in reinem Feuer des Kunstdienstes gelebt hatte), und später gingen sie dann hinauf in das kleine Kirchlein, und auf dem Chor flackerten wieder zwei

Und von nun an war Ottenrieth täglich viele Stunden lang im Pfarrhause. Saß bei dem blinden Bartold, ließ sich von ihm auf dem Harmonium vorspielen oder vertiefte sich mit ihm in musikalische Fragen — ganz vergessend, daß er sich ja unseligerweise auch hier als einen Industriellen ausgegeben hatte. („Bin ich nicht eigentlich ein Industrieller?" fragte er sich mit einem Anflug von Selbstironie, indem er an seine Operetten dachte.) Und Abend für Abend lauschte er im Kirchengestühl dem Orgelspiel, das ihn wie ein Zauberspruch an diesen Ort bannte.

„Ich glaube ganz bestimmt, er kommt wieder", sagte der alte Pfarrer durch die Dunkelheit, als das Harmonium einmal schwieg. „Er war ja ganz wie besessen von seiner Musik, Francesco! Mich hat es so froh gemacht, daß einmal auch außer mir noch jemand war, dem du etwas geben konntest mit deiner Gottesgabe. Denn im Herzen tuts mir oft weh, daß sie hier so einsam blüht wie eine seltene Blume auf den Bergen im Gestein, wohin in Jahren keines Wanderers Fuß kommt. Warst du nicht auch froh?"

„Ja — schon", antwortete Bartold, ein wenig zögernd, wie es dem Freund schien. „Gewiß freute es mich, Obgleich ich ja bei meiner Musik nie an Zuhörer gedacht habe, sondern nur daran, das auszudrücken und darzustellen, was sich in mir regt und ans Licht will. Sieh, Freund, du weißt es ja, daß ich die Musik als etwas ansehe, was dem Gebet verwandt ist. Dem Gespräch des Herzens mit Gott. Und denkt der Beter an ein Publikum oder an Beifall?"

„Gewiß nicht. Aber ich meine, die Musik ist eine priesterliche Kunst. Und einem Menschen etwas zu geben — und du hast diesem Menschen etwas gegeben. Francesco, das weiß ich wohl, das sah ich an seinem Gesicht, wenn er dir lauschte! Das muß doch auch Freude machen und mit Dank erfüllen. Und darum hoffe ich, er macht sein Wort wahr und kommt wieder."

Bartold schwieg eine Weile, während er eine kleine Melodie unter seinen Fingern entließ.

„Aber mir war es doch immer so fremd, wenn er hier in der Stube saß", sagte er dann. „Ich fühlte immer, es war ein fremdes Etwas in unsere alte Gemeinschaft eingetreten. Denn sieh, auch wenn du recht hast, auch wenn ich ihm wirklich etwas gegeben habe mit meinem Spiel, das eine habe ich doch immerfort gespürt, daß er ein ganz anderer Mensch ist als ich und du. Ein weltlicher Mensch möchte ich sagen, und es soll kein Vorwurf für ihn sein. Er lebt ja in der Welt und mit ihr und für sie. — Mir war es immer ein wenig leid um unsere stillen Abende, die seine Gegenwart zerstörte. Und darum wünsche ich beinahe, er käme nicht wieder."

„Dürfen wir so eigensüchtig denken, Freund?"

„Ich weiß, ich weiß. Aber — schau, ich bin doch hier in den langen Jahren zu einer Art Einsiedler geworden — wahrhaftig, manchmal komme ich mir vor wie ein Mönch, der seinen Frieden in einem kontemplativen Leben gefunden hat. Und diesen Frieden, den störte er mir!"

„Warum? Ich fand, er war sehr rücksichtsvoll, er drängte sich niemals auf."

„Nein, das tat er nicht. Aber ich habe doch in jeder Sekunde gefühlt, daß er von da drüben kommt. Vom anderen Ufer! Von dem Ufer, das ich verließ, als ich in den ewig schwarzen Nachen stieg. Als er mich nach all dem Schrecklichen hierher trug und ans Land setzte. Und er, der Fremde, der nachte so vieles mit, was mich erregte — was mich an das Einst erinnerte, das ich längst abgetan gewähnt! Sieh, er rührte eben so viele Dinge in mir auf, die längst weggelacht waren, die ich längst vergessen gealaubt — vergessen und überwunden —"

Bartold schwieg. Aber seine Finger lockten aus den Tasten Töne, die klangen dem alten Pfarrer vor, als setzten sie die Worte des Freundes auf ihre Weise fort. Er begriff, daß der andere in Musik, seiner wahren Muttersprache, von etwas redete, was ihm auf der Seele lag — was dieser Mensch vom anderen Ufer in ihm lebendig gemacht haben mochte.

„Spiel dir vom Herzen, was dich drückt", sagte er leise.

Das kleine Instrument verstummte. Durch die Dunkelheit kam Bartolds Stimme — schwer, gepreßt, tastend wie Blindenschrift.

„Du errätst mich, Giuseppe, wie du mich immer erraten hast. — Vom Herzen spielen! Sieh, es hat mich nie gedrückt bisher. Schon lange Zeit hat es mich nicht mehr gedrückt. Es war, als wäre es rein vergessen. Als wäre von alledem nur ein Häufchen Asche da. Oder ein Häufchen Noten, die ich nie aufgeschrieben, die nur in meinem Kopf leben. Aber der Fremde, der hat in der Asche herumgestochert und das Flämmlein wieder aufgeweckt. Verstehst du?"

„Dunkel redest du, wie noch nie", sagte Maselli.

„Dunkel. Ja. So dunkle, Giuseppe, wie es heute in mir ist. Ach, ich wünschte, er käme nie, nie wieder! — Glaube mir, Freund — ich übertreibe nicht —, es ging mir immer durch und durch, wenn er hier mir sein Tun vor mir sprach. Wenn er plötzlich Dinge — Orte — Namen nannte, die mir einmal viel bedeutet haben. So viel, daß ich damals glaubte, sie wären der ganze Inhalt meines Lebens — damals, als ich noch selber am anderen Ufer war und nichts von dem schwarzen Fährmann ahnte — als das Leben noch licht vor mir aufgeschlagen war wie ein großes Buch, das ich unablässig studieren mußte! — Und

Er zeigte der Regierung die Kehrseite

Der „Gipfelpunkt der Welt" ist gestorben —
Ein König mit sonderbaren Privilegien

Aus Surakarta auf der Insel Java wird der Tod Königs Paku Buwonos gemeldet, des eingeborenen Herrschers über eine niederländische Residentschaft Surakarta. Die Uebersetzung des königlichen Namens lautet „Gipfelpunkt der Welt", und der Monarch führte den offiziellen Titel „Susuhunan von Surakarta." Seine Untertanen pflegten den javanischen König auch „heiligen Anbeter" oder „übernatürliche Kraft" zu nennen. Freilich war es mit der Regierungsgewalt des „Gipfelpunktes der Welt" nicht so weit her, wie es sein Name besagt. Surakarta besitzt zwar eine gewisse Autonomie, doch ist sie in weitem Maße von den niederländischen Behörden abhängig und untersteht der Kontrolle des holländischen Generalgouverneurs.

Immerhin hat König Paku Buwonos gewisse imantsfabre Rechte, die er mit ängstlicher Sorgfalt wahrte. Das sonderbarste dieser „königlichen Privilegien" war wohl das, daß er im Gegensatz des niederländischen Generalgouverneurs seine Staatskarosse stets so verlassen durfte, daß er beim Aussteigen den Vertretern der holländischen Regierung zuerst seine — Kehrseite darbot. Dieses Vorrecht besitzt sonst kein eingeborener Regent in ganz Java. Ferner durfte niemand, auch der höchste niederländische Regierungsvertreter nicht, das alte Schloß von Surakarta, in dem der König residierte, ohne Erlaubnis betreten. In diesem eigenartigen Märchenpalast pflegte der farbige Monarch seine Gäste mit echt orientalischer Pracht zu empfangen. Selbst der belgische König, der dem Susuhunan von Surakarta einmal einen Besuch abstattete, mußte sich der strengen Hofetikette, die hier herrscht, unterwerfen.

Wie es bei vielen eingeborenen Königen der Brauch ist, pflegte man auch über Paku Buwono bei seinen Ausgängen einen farbigen Schirm zu halten. Die königlichen Schirmträger entstammen den vornehmsten Familien des Landes. Im übrigen trug der Herrscher mit Vorliebe eine mit vielen Orden geschmückte Paradeuniform. Surakarta, ein reich bewässertes, fruchtbares, gebirgiges Land, wird seit Generationen von derselben Königsfamilie regiert. Allerdings hat der nunmehr verstorbene Susuhunan unter dem Druck der Verhältnisse den größten Teil seiner Regierungsrechte gegen ein angemessenes Jahresgehalt an Holland abgetreten, so daß der „Gipfelpunkt der Welt" in den letzten Jahren eigentlich nur noch eine Repräsentationsfigur war. Seine Politik von der niederländischen Beamten streng überwacht wurde. Es ist bemerkenswert, daß in Surakarta der Eisenbahnverkehr nur zu gewissen Stunden des Tages auf Anordnung des Königs, da die häufigen gefährlichen Bodenerschütterungen seine ständige Benutzung des Schmalspur-Schienenstranges erlauben.

Die Hauptstadt Surakarta zählt mehr als 100 000 Einwohner und ist mit ihren bunten Gemisch von Eingeborenen- und Europäerhäusern, von Fürstenpalästen, Regierungsgebäuden, Forts und Warenhäusern eine sehr interessante Stadt, die im Wirtschaftsleben der Insel eine große Rolle spielt. Die Bevölkerung besteht aus Malaien von recht unterschiedlichem Aussehen. Da findet man die stattlichen Sundaleten neben den zierlichen Japanern, die Vertreter einer alten, einheimischen Kultur sind. Hinzu gesellen sich außerdem Europäern noch viele Araber und Araber, aus derem Lager die einfluß

„Du siehst ja heute so glücklich aus?“ staunt Erna.

„Ich habe auch allen Grund!“ erwidert Eva. „Die halbe Stadt spricht schon von meiner heimlichen Verlobung.“

*

„Glaubst du, daß ein Mann zwei Frauen auf einmal lieben kann?“

„Gewiß — bis es eine von ihnen herausbekommt!“

Entschuldigt

„Herr Direktor“, schreit ein hübsches Tippfräulein, „der Buchhalter hat soeben versucht, mich zu küssen.“

„Ich bedauere das“, antwortet der Vielbeschäftigte, „aber schließlich ist unser Unternehmen so groß, daß ich nicht alles selbst erledigen kann. (Cleveland Press.)

Die Verliebten

„Und wo habt ihr eure Flitterwochen verlebt?“

„Ja, Peter, wo waren wir denn eigentlich?“ (Schweizer Illustrierte.)

*

„Daß ihr Männer nie einsehen wollt, daß es das Ziel jeder Frau ist, ihrem Mann so wenig Sorgen zu machen wie nur irgend möglich!“

„Das mag sein!“ antwortete der Ehemann. „Das Unglück ist nur, daß ihr Frauen so schlecht zielen könnt!“ (Humorist.)

„Wissen Sie, ich habe dem Momme einen Floh ins Ohr gesetzt und nun . . .“

„Entschuldigen Sie, aber wo haben Sie den Floh her?“ (Razzle.)

„Zu dumm! Meine Uhr zeigt auf 12. Wenn ich nur wüßte, ob es jetzt Mittag oder Mitternacht ist.“ Zeichnung: Edler (M).

„Was ist ein Kavalier?“

„Ein Kavalier ist ein Mann, der den Geburtstag einer Dame behält und ihr Alter vergißt.“ (Allg. Weaveifer.)

*

„Lieben Sie die Einsamkeit?“

„Ja, wenn ein hübsches Mädchen drin ist.“ (Allg. Weaveifer.)

*

„Na, Wölfchen, wirst du auch jeden Sonntag einen Greifchen in die Sparbüchse tun?“

„Sicher!“

„Und auch nicht mit dem Taschenmesser wieder herausholen?“

„Nein . . . Aber die Sache mit dem Taschenmesser ist nicht schlecht!“ (Lustige Blätter.)

„Liebling, wie gefällt dir mein neuer Hut?“

„Entsetzlich! Wozu hast denn Kirschen obendrauf machen lassen?“

„Ich esse doch Kirschen so furchtbar gern!“

„Nu, ich esse Flundern auch furchtbar gern, aber lasse ich mir die vielleicht auf den Hut machen?“ Zeichnung: Edler (M).

„Was ist ein Kavalier?“

„Ein Kavalier ist ein Mann, der den Geburtstag einer Dame behält und ihr Alter vergißt.“ (Allg. Weaveifer.)

*

„Lieben Sie die Einsamkeit?“

„Ja, wenn ein hübsches Mädchen drin ist.“ (Allg. Weaveifer.)

*

„Na, Wölfchen, wirst du auch jeden Sonntag einen Greifchen in die Sparbüchse tun?“

„Sicher!“

„Und auch nicht mit dem Taschenmesser wieder herausholen?“

„Nein . . . Aber die Sache mit dem Taschenmesser ist nicht schlecht!“ (Lustige Blätter.)

„Liebling, wie gefällt dir mein neuer Hut?“

„Entsetzlich! Wozu hast denn Kirschen obendrauf machen lassen?“

„Ich esse doch Kirschen so furchtbar gern!“

„Nu, ich esse Flundern auch furchtbar gern, aber lasse ich mir die vielleicht auf den Hut machen?“ Zeichnung: Edler (M).

Schrumm ist ein harter Schuldner. Wenn man ihm schreibt, antwortet er nicht. Wenn man ihn mahnen kommt, öffnet er nicht die Tür.

Schneider Schneider war schon fünfmal vergeblich bei Schrumm gewesen. Als er das sechstemal kam, versuchte er eine List. Er klingelte bei Schrumm.

Schrumm schrie von innen:

„Wer ist denn da?“

Schneider Schneider sagte mit verstellter Stimme:

„Der Geldbriefträger, Herr Schrumm!“

„Wieviel bringen Sie denn?“

„Hundert Mark, Herr Schrumm!“

Sagt Schrumm: „Dann traaen Sie das Geld bitte gleich zu meinem Schneider Schneider, der wartet schon so lange darauf, daß er ganz dumm im Kopfe wird und sich manchmal für den Geldbriefträger hält.“

*

Im Frühjahr zeigt der Rummel erstmal seine Pracht.

Auch im Wurstelprater eröffnete Woolworths Weltwunderschau.

Kam ein Neugieriger:

„Wo ist die Dame mit dem Vollbart?“

„Auf einen Sprung nach Hause gegangen — seine Frau ist krank.“

Im Herbst gehen die Blumensamenhandlungen schlecht.

Gestern abend kam einer und kaufte Stiefmütterchensamen.

„Nanu! Jetzt Stiefmütterchensamen?“

„Ja“, sagte der Käufer.

„Haben Sie denn überhaupt einen Garten?“

„Nein“, sagte der Käufer.

„Wollen Sie ihn in die Töpfe säen?“

„Nein.“

„Wenn laufen Sie ihn dann?“

Der Käufer lächelte sanft:

„Schauen Sie, ich lebe das ganze Jahr so bescheiden und gönne mir gar nichts. Und heute will ich mir auch gern einmal etwas Unnötiges kaufen.“

Falsch verstanden

„Sehen Sie mal meine Ammuskeln an, mit denen bin ich imstande, einen fahrenden Zug aufzuhalten.“

„Und ich sage Ihnen, Sie sind ein Schwindler!“

„Nee, das nicht, aber Lokomotivführer.“ (Allg. Weaveifer.)

*

„Du, dein Bräutigam verwechselt ja immer mir und mich.“

„Na, wenn schon! Dafür verwechselt deiner mich und dich.“

*

„Aber, Peter, du darfst doch die Leute nicht mit Schmutz bewerfen!“

„Muß ich da so lange warten, bis ich ein Auto habe?“

Fachmännisch

Zwei Lehrlinge, die sich von der Schule her kennen, treffen sich auf der Straße.

„Mensch, wo hast du denn deine dicke Backe her?“

„Ich, ich bin dem Maschinenholden zu nahe gekommen!“

„Was du nicht sagst! Nein, weißt du, mein Lieber, das sieht mir doch zu sehr nach Handarbeit aus!“ (Lustige Blätter.)

Reiten erhält Jugend und Gesundheit.
Dies dachte auch der dicke Bumfel.
„Ich bin heute drei Stunden geritten“, erzählte er stolz.
„Wie ist es Ihnen bekommen?“
„Ausgezeichnet!“
„Und dem Pferd?“

*

Ein Konzert wird gegeben.
Der Virtuose betrat das Künstlerzimmer.
„Wie ist mein Konzert besucht?“
Der Manager murrte:
„Bis jetzt können Sie noch jedem leicht einen Gegenbesuch machen!“

Das Hindernis

Max und Olga standen vor dem Schaufenster.
Olga bat: Max, kaufe mir doch dieses Kostüm!“
„W . . . was? Hundertdreißig Mark?“
Meinte Olga: „Früher, da hast du mir immer gesagt, deine Liebe kenne keine Grenzen.“
Knurrte Max: „Tut sie auch nicht! Aber mein Geldbeutel kennt Grenzen!“

„Gib Obacht, Emil, der Fifi geht mit den 200 Pfund schweren Kugeln ab!“
Zeichnung: Radestock (M).

Hackebeils haben heute Hasen.
Der Hase ist vorzüglich.
Hackebeil lobt ihn über den grünen Klee.
„Wer hat ihn zubereitet?“
Frau Hackebeil: „Die vorletzte Köchin hat ihn abgezogen, die letzte Köchin hat ihn gespickt und die neue Köchin hat ihn gebraten.“

Mißverständnis

Richter: „Pieffke, Sie sollen den Kläger nach vorausgegangenem Streit ganz fürchterlich beschimpft haben. Da sind Sie aber entschieden zu weit gegangen.“
Pieffke: „So, meinen Sie, ich hätte ihm den Buckel durchbläuen sollen? Ich dachte, auf dem Hinterviertel spürt er's am besten.“

*

Augustin ist mit den Eltern auf dem Land zur Sommerfrische. Auf einen Gang durchs Dorf kommen sie an einen Brunnen, aus dem ein müdes Pferd lange und ohne aufzublicken trinkt. Ingelein steht gespannt zu. Als das Tier noch immer nicht aufhört, sagt sie leise, kopfschüttelnd und warnend:
„Pferdchen, Pferdchen, wie soll das nur heute nacht noch werden?“
(Berl. Ill. Ztg.)

Der Bader

Die Mutter rief: „Heinz, du sollst mal fort zum Vater kommen!“
„Ja, ja“, sagte Heinz, „ich kann mir schon denken, warum! Er kann wieder mit der neuen Schaltung nicht zurechtkommen!“

„Ich möchte nur wissen, wer mir wieder Seife in den Schlauch gesteckt hat!“
(Timpul.)

Friedrich ist glücklicher Vater geworden. Als er wieder an seinen Stammtisch kommt, fragen seine Freunde: „Ist es ein Junge?“
„Nein“, antwortet Friedrich.
„Also ein Mädchen!“ rufen die Freunde.
„Ihr habt es erraten!“ freut sich Friedrich.

*

Trafen sich zwei.
„Nanu!? Du hier? Ich denke, du wolltest zur Jagd fahren?“
„Wollte ich auch.“
„Und?“
„Bin früh auf der Treppe einem alten Weib begegnet.“
„So abergläubisch?“
„Nein. Aber es war meine Wirtin, der ich die Miete schuldig war, und die mir mein Fahrgeld abnahm.“

„Aber, Adolar, mein Lippenstift ist doch kein Siegellack!“
Zeichnung: Edler (M).

Mißverständnis

„Kann ich den Herrn Chef sprechen?“
„Gewiß! Um was handelt es sich denn?“
„Um einen Klavierauszug!“
„Ach so, bitte, einen Stock höher, dort befindet sich . . . das Transportunternehmen!“
(Fliegende Blätter.)

Anzeigen im „Der 7. Tag“ haben große Werbewirkung!

Auf Kosten der Nerven
so hasten und warten wir im modernen Alltag, der Großstadtverkehr ist für jeden aufreibend wie nie. Da hilft eines: natürliche Kraft für Nerven zuführen. Wohltuend und wirksam: QUICK mit Lecithin für Herz und Nerven
Nikotin vergiftet d. Körper, Wurst Nichtraucher also Darmkrebs. Nikotin frei. Ch. Schwarz Darmstadt L 167 Hardtw.
Grau! Spezial-Haaröl beseit. graue Haare a. Bart u. Kopf. Nikotin frei. Ch. Schwarz Darmstadt K 167 Hardtw.
Billige aber gute Uhren mit Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 1: Herrenarmbanduhr mit Leuchtzeiger, 30 sekundig. Anker, verschiedene, hübsche Form, M. 3.40. Nr. 6. Sportarmbanduhr, 3 Deckmäntel, M. 4.90, bewährte Werk M. 7.40. Nr. 8. Armbanduhr, versilbert, mit Leuchtzeiger, M. 2.60. Nr. 35. Damenuhr, kleine Form, mit Rankenband M. 4.—. Nr. 99. Damenuhr, Goldschale, 5 Jahre Garantie für Präzision, mit Rankenband, M. 6.90. Nr. 641. Tischuhr, mod. Form M. 2.60. Nr. 642. Tischuhr, mod. Form 8-Tage-Werk Eiche poliert, M. 8.—. Nr. 1961. Taschenuhr, Goldrandmuster, Kassenuhr, genau gehend, M. 2.50. Wecker, Nr. 2. Wecker, genau gehend, M. 1.60. Nickel-Anker-Taschenuhr, 25 Jahre Garantie, M. 7.50. Nickel-Anker-Taschenuhr, 25 Jahre Garantie, polierte Ausführung, M. 7.50. Kassenuhr M. 25. Nr. 612. Kassenuhr M. 25. Nr. 612. Kassenuhr, genau gehend, M. 2.50. Nickel-Anker-Taschenuhr, 25 Jahre Garantie, polierte Ausführung, M. 7.50

Die rote Blume

Kurzgeschichte von Harro-Heinz Jakobsen

Inken war acht Tage in der Stadt, als sie zu ihr sagten, daß draußen auf der Straße ein Mann stünde, schon eine lange Zeit — vielleicht schon zwei Stunden oder noch länger — und unbeweglich zu den Fenstern hinaufstarre. Inken sollte nachsehen; wahrscheinlich wäre es einer aus dem Dorf, der eine Botschaft für sie hätte, und wenn sie noch etwas mit dem Manne zusammensein wolle, so könne sie es tun, denn es wäre ja Sonntag . . .

Inken raunte die Treppen hinunter und sprang über die Straße. Der Mann im Bauernrock ging ihr entgegen.

Das Mädchen strich sich verwirrt die Haare aus der Stirn, als sie ihn erkannte. Sie gab ihm stumm die Hand.

Ach, es war so schwer zu verstehen, daß Peter zu ihr in die Stadt gekommen war. In dem Dorfe hatte er sich nie um sie gekümmert, war ihr eigentlich immer auf dem Wege gegangen . . . Und nun stand er vor ihr in der Straße der großen Stadt . . .

Der Mann drehte an seiner Mütze und würgte an den Worten. „So . . . Hier wohnst du?" brachte er endlich heraus.

Sie nickte und blickte vor sich nieder auf die Steine. Im ersten Augenblick hatte sie gedacht, daß Friedrich oder Hermann sie aufsuchen würden. Die beiden waren am meisten hinter ihr hergewesen. Hermann hatte sogar einmal versucht, den Arm um sie zu legen, als sie allein vom Felde spät heimkamen . . .

Der Mann ihr gegenüber gab sich einen Ruck: „Ja, ich bin gekommen, weil es mir so einfiel und ich lange nicht in der Stadt war . . ."

„Es ist schön hier, nicht wahr?" Inken deutete mit den Fingerspitzen auf die Vorgärten.

„Ja", sagte er. Dann schwiegen sie wieder.

„Ich werde gleich wieder gehen müssen", setzte Peter danach von neuem an. „Ich habe ja nun gesehen, wo du wohnst . . ."

„Grüße sie alle!" sagte Inken und zupfte an ihrem Kleide.

„Das werde ich tun!" versprach er.

Er zerrte an seiner Mütze und blieb stehen. „Ach", reckte er sich dann. „Ich hätte es bald vergessen . . . Dies fanden sie noch zu Hause."

Er griff in die Tasche und zog eine kleine Schachtel hervor, auf die einige Muscheln geklebt waren. „Vielleicht kannst du sie hier brauchen", fügte er mit abgewandtem Gesicht hinzu.

Inken nahm die Schachtel an sich, dabei wagte sie nicht, Peter anzusehen. Es war erregend, zu denken, daß er in die Schachtel hineingesehen und die rote Papierblume in ihr entdeckt hatte. Auf einem Jahrmarkt war es gewesen, als Peter ihr die Blume zugeworfen. Sie hatte hinter ihm gestanden, als er sie in der Schießbude abschoß. Peter war gleich danach davongerannt, kahlköpfig, als hätte er etwas Böses getan . . .

Die Schachtel hatte immer in ihrer Kammer auf ihrem Bord gestanden . . . Und nun brachte Peter sie ihr in die Stadt.

In ihre Gedanken fielen seine Worte hastig hinein.

„Aber nun ist es wirklich Zeit, daß ich gehe. Ehe ich da bin, wird es dunkel sein . . ."

„Ja", sagte sie, „grüße sie . . . du hast gutes Wetter für deinen Weg . . . der erste schöne Frühlingstag . . . Ich gehe noch bis zur Ecke mit . . . ich bin nämlich heute frei . . ." Langsam schritten sie nebeneinander her durch die Straße. Sie sagten kein Wort. An der Ecke ging sie nicht von seiner Seite, sie bogen in eine neue Straße ein. Danach kamen sie durch Anlagen.

Sie fanden eine freie Bank. Sie setzen sich. Menschen gingen vorüber, und Kinder spielten in ihrer Nähe, aus der Ferne klang eine Drehorgel . . .

„Nun muß es auch im Dorfe sehr schön sein", sagte sie.

„Die Dornhecken blühen", sagte er, „und die Buche im Pfarrgarten hat wieder ihr rotes Laub . . ."

Von irgendwoher plätscherte ein leises Wasser ein Vogel flog zirpend zum Nest. Unmerklich kamen die Abendschatten . . .

Hin und wieder sagte er, daß er nun gehen müsse, aber sie blieben sitzen und blickten in das matte Grün der Bäume. Leise stieg der Mond auf.

„Die Blume welkt nie", sagte er schwer.

„Nein", sagte sie, „sie ist weiß schon ein Jahr bei mir . . ." Unhörbar flatterte eine Fledermaus zwischen den Zweigen hin und her. Aus der Dämmerung schwebte der müde Klang einer Turmuhr heran.

„Bald wird Jahrmarkt sein", sagte er.

„Zum Herbst werde ich wiederkommen", sagte sie.

„Es wäre gut, wenn du das tätest", sagte er. Danach ging er.

Aber er kehrte noch einmal wieder um: „Ich werde niemandem sagen, daß ich hier war . . ."

„Nein", sagte sie, „das braucht niemand zu wissen."

Dann ging er endlich.

Als er später allein durch die Felder trieb, pfiff er leise eine Melodie vor sich hin. Er hatte sie auf dem Jahrmarkt gehört, als er Inken die rote Papierblume geschenkt hatte.

Zweikampf im Walde

Kurzgeschichte von Hermann Streich

Dumpf hallten die Schläge durch den Wald. Der Breitnerfranz und der Schweizerjupp waren beim Holzfällen. Das ging Schlag auf Schlag. Und jeder Hieb saß an der richtigen Stelle. Immer tiefer bissen sich die blinkenden Eisen in den dröhnenden Fichtenstamm. Es ging ein Ächzen durch den sterbenden Baum, und dann floß Blut aus der Wunde.

Der Sepp sah es zuerst und hielt inne: „Blut!" Der Breitner ließ die Axt sinken und besah die Stelle, aus der das dunkle Harz floß: „Blut!" Dann sahen sie sich schweigend an: gilt's dir oder gilt's mir? Einer von uns zweien muß daran glauben!

Es kommt nur einmal unter tausend Tannen vor, daß Blut aus dem Holz quillt. Aber dann ist es ein Zeichen, daß ein Mensch sterben muß. Sterben, weil der sterbende Baum sich rächt . . .

Du oder ich? Zwei Augenpaare sahen sich fragend, drohend an. Und heimlich funkelte es in den Blicken von Haß und Eifersucht. Verbissen glomm es weiter, während sie die Arbeit wieder aufnahmen.

„Du — ich" gingen die Schläge, und immer wuchtiger sausten die Äxte ins Holz. Schlag folgte auf Schlag, es war wie ein Zweikampf auf Leben und Tod. Und jeder Hieb traf die ungeschützte Stelle des Gegners. Herzblut troff. Es war nicht Menschenblut, sondern Baumharz. Aber vielleicht kann es darum aus dem alten Stamm so rot, weil die Wut der Schläge nicht dem unschuldigen Holze galt, sondern — dem Herzen des Gegners.

So ging es eine ganze Weile. Keiner sprach ein Wort. Keiner gab nach, obwohl der Schweiß ihnen auf der Stirn stand. Eher schneller wurde der Takt der Arbeit als langsamer.

Dann kam das Röserl mit dem Korb und brachte das Essen. „Ja seid's ihr denn narrisch!" rief sie schon von weitem. „Ihr schafft's ja wie die Hetzlmacher!"

Der Franz sah den Sepp an, der Sepp den Franz. Sie ließen die Äxte sinken, aber keiner sprach etwas. Das Röserl war herangekommen und stellte den Korb nieder. Die zwei sagten noch immer nichts.

„Da schaut's an, wie sie die Augen rollen! Ja, seid's denn ganz verruckt, ihr damische Deppen?"

Der Franz sah den Sepp an, der Sepp den Franz: „Depp! Hast es g'hört, das gilt dir!"

„Nein, dir!" — „Nein, dir, sag ich!"

„Nimms z'rück! — „Mochmal sag ichs!"

„Ob's z'rück nimmst?"

Sie nahmen es nicht zurück. Der Franz nicht und der Sepp nicht. Zähneknirschend sprangen sie einander an. Schweigend rangen sie, wälzten sich keuchend und kämpfend über das Moos. Es war ein hartes Ringen, denn jeder setzte seine besten Kräfte ein, und keiner wollte unterliegen vor den Augen des Mädchens. „Das Röserl muß sehen, daß ich ihn zwing!" dachte der Sepp. Dasselbe dachte der Franz. Aber sie waren gleich stark, und keiner bekam die Oberhand. Alles hatten sie vergessen um sich, jeder sah nur den Gegner.

Sie merkten nicht, wie verzweifelt das Röserl schrie, sie sollten einhalten und sein Unglück anflehen. Sie merkten auch nicht, daß ein Unwetter am Himmel stand und die ersten, schweren Tropfen auf den dunklen Waldboden fielen. „Du oder ich" ging es ihn und her. „Du oder ich" brannte es in ihren Augen, loderte es in ihren Herzen.

Der Wind heulte durchs Gezäst, und der Regen stürzte bald in Strömen herab, so daß das Röserl sich in den Schutz der großen Tanne flüchten mußte.

Da geschah es, daß der Sepp die Oberhand bekam. Der Franz war verletzt am linken Arm und kam unter ihn zu liegen. Er fuchte voller Verzweiflung nach einem Ausweg. Neben sich sah er es blinken. Einen Augenblick zögerte er, dann umklammerte seine Rechte den Axtstiel. „Du oder ich" dachte er und holte aus zum tödlichen Schlag.

In diesem Augenblick gellte ein furchtbarer Schrei durch den Wald. Die Tanne war es, deren verletzter Stamm dem Sturmwinde nicht länger standhielt. Sie schrie, weil ihr die Wurzelfasern beim Brechen aus dem Holz getrissen wurden. Sie schrie, weil die Holzart erhoben war gegen den Bruder; sie schrie, weil sie Blut forderte, Blut um Blut.

Und jetzt sahen es die beiden raufenden Holzknechte erst, daß sie für Opfer gefunden hatte; nicht den Sepp und nicht den Franz — aber das Röserl.

Ein Liebling der Frauen von dazumal

Anekdote von Peter Scher

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab es in Deutschland einen Romanschriftsteller, der damals ebenso berühmt und — besonders von Frauen — gern gelesen war wie später die Marlitt oder in neuerer Zeit Ganghofer. Er hieß Lafontaine und stammte von den Hugenotten ab. Die literarische Fruchtbarkeit unseres Lafontaine war beängstigend groß. Weniger schwindsüchtige Zeitgenossen, vielleicht aber auch literarische Neidhammel, sagten von ihm, er könne sich nicht auf einen Stuhl setzen, ohne daß seine rechte Hand nicht sogleich automatisch ein Romankapitel in Angriff nähme. Allerdings hatte er auch die Sitzfläche danach. Sie war so beschaffen, daß ihr Inhaber heutzutage in der Elektrischen ständig zwei Plätze bezahlen müßte — vorausgesetzt, daß sein ungeheuerlicher Bauch ihm das Eindringen in ein solches Verkehrsmittel überhaupt ermöglicht hätte.

Dieser dichtende Koloß verfaßte Romane, die in ihrer Art nicht weniger dick waren und Titel wie die folgenden trugen: „Die Familienpapiere" oder „Die Gefahren des Umgangs", „Der Hausvater" oder „Das liebt sich!" und „Warum?"

Alle Welt verschlang diese Wälzer mit Wonne, und der Dichter machte so gute Geschäfte, daß er zeitlebens nicht mehr an die Erinnerung einer schlanken Taille denken konnte; dazu schmeckte es ihm ebendrein auch viel zu gut.

Er wohnte in Halle an der Saale, wo damals noch andere furiose Literaten ihr gemütliches Auskommen hatten, und überschwemmte von da aus, wie gesagt, ganz Deutschland mit seinen vielbändigen Romanen.

Zur selben Zeit lebte ein Journalist namens Garlieb Merkel, der aus Kurland stammte und nach Absolvierung seiner Studien in Deutschland überall herumschnüffelte, um die persönlichen Verhältnisse der gerade berühmten Dichter und Künstler auszuforschen und Sensationen daraus zu machen. Merkel besuchte auch unseren dicken Lafontaine in Halle und „interviewte" ihn mit großer Geschicklichkeit: Wie er denn dichte.

Der gute Lafontaine biß treuherzig auf den Köder an. Er antwortete: „Das Schreiben macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Roman ersinne ich in einer Viertelstunde, und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein paar Druckbogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag."

„Aber die Feile?" warf der wißbegierige Merkel pfiffig ein und führ in seinem Bericht über die Unterredung wie folgt fort: Nach einigem Stocken gestand er mir, daß er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der Tat gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane. Ich machte ihm mein Kompliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in seinen Schriften. Seine Frau versicherte mir lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Tränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schilderte ihr die rührende Lage, in welche er soeben seinen liebenden Helden versetzt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Tränen aus und fleht ihn an: „Gib sie ihm doch!" — „Ach", antwortet er schluchzend, „das geht nicht an, ich bin ja noch beim ersten Bande!"

Großstadt-Höfe

Von Christian Morgenstern

Die Amsel schlägt mit hellem Schall.
Vier Wände geben Widerhall,
mit hundert Fenstern blind und stumm,
und hundert Kammern ringsherum.

In hundert Träume dringt die Lust
der liebestrunknen Amselbrust;
durch hundert rote Herzen geht
ein einzig schauernd Lenzgebet.

Erregter eilt des Blutes Gang
beim lebensheißen Nachtgesang.
Ins erste Grau der Morgenluft
steigt geisterfein ein süßer Duft.

Die Sonne strahlt durch Dach und Stein
in hell sie grüßend Blut hinein.
Es ist ein Haus in dieser Nacht
durch Vogelruf zum Blühn erwacht.

Dies nebenbei

Wie aus Belgrad berichtet wird, hat ein Chirurg des Panceve-Krankenhauses ein prachtvolles Beispiel seiner Opferwilligkeit gegeben. Dr. Djurisic führte gerade eine schwierige Halsoperation bei einer jungen Frau aus, als er vernahm, daß der Puls der Kranken schnell schwächer wurde. Nur eine sofortige Blutübertragung konnte ihr Leben retten. Man konnte in der Schnelligkeit nicht einen Blutspender von draußen holen, und da der Chirurg wußte, daß seine Assistenten Blutgruppen angehörten, die für die notwendige Transfusion nicht in Frage kamen, und daß er der einzige war, der die Patientin retten konnte, gab er sofort einem der anwesenden Aerzte den Befehl, seine Venen mit denen der Kranken zu verbinden. Mit der Sonde am Arm fuhr er fort, augenscheinlich in vollkommener Ruhe die Operation zu machen, die ihm vollständig gelang. Erst als sie zu Ende war, sank der Arzt völlig erschöpft von der Anstrengung zusammen. Er erklärte, er hätte nur die eine Sorge gehabt, daß ihm die Kraft ausgehen würde, die Operation glücklich zu beenden.

*

Bereits seit drei Jahrhunderten wohnen Spanier in einer Enklave auf französischem Boden. Es sind dies die Bewohner des fast vergessenen Gebietes von Llivia, dem alten Julia Livia. Das Gebiet liegt am Oberlauf des Segre nördlich von dem in jüngster Zeit häufig genannten Bourg-Madame und wird von einer internationalen Straße durchkreuzt. Infolge äußerst spitzfindiger Auslegungen des Pyrenäenvertrages vom Jahre 1659 wurde Llivia eine spanische Enklave. Gemäß diesem Vertrage, der den fünfundzwanzigjährigen Krieg zwischen Spanien und Frankreich beendete, mußten die Dörfer, nicht aber die Städte des fraglichen Gebietes an Frankreich abgetreten werden. Heute ist der Charakter fast aller Gebäude von Llivia ausgesprochen spanisch. Die merkwürdige Lage dieser abgeschlossenen Sprachinsel machte das Fleckchen Erde für lange Zeit zu einem bevorzugten Zufluchtsort von Schmugglern.

*

Bereits im Jahre 1921 wurden in den Vereinigten Staaten kleine Dynamomaschinen gebaut, deren drehende Teile in Wasserstoff liefen. Weil aber das Gas zu schnell entwich, ließ sich das Verfahren praktisch nicht allgemein anwenden. Nach Angaben der Zeitschrift „Science Service" hat man neuerdings mehrere Generatoren in großen Kraftwerken aufgestellt. Sie laufen ebenfalls in wasserstoffgefüllten, dichtverschließbaren Kammern. Die rotierenden Teile laufen sich hierbei nicht leicht heiß, denn die Wasserstoffüllung hat neben ihrer geringeren Dichte noch den Vorteil hoher Wärmeleitfähigkeit. Das Fehlen von Sauerstoff schließt ferner Feuersgefahr und Korrosionsschäden aus.

*

In den Wäldern von Kenia hat Professor George Goodwin vom Naturhistorischen Museum der Vereinigten Staaten eine weiße Giraffe entdeckt. Es war schon vor einem Jahr einmal davon die Rede, daß man eine solche beobachtet habe, aber besonders die Jäger wollten dem Bericht nicht glauben. Jetzt ist es dem Gelehrten aber gelungen, Filmaufnahmen der weißen Giraffe aus nächster Nähe zu machen, nachdem er unermüdlich Nachforschungen nach ihr angestellt hatte. Die weiße Giraffe befindet sich in dem Reservatgebiet, in dem die Eingeborenenbevölkerung lebt. Es handelt sich um ein Männchen, das von einem Weibchen der von den Naturforschern „cameloardalis" genannten Gattung begleitet wird. Das einzigartige Tier hat außer der Farbe keine besonderen Merkmale, sondern zeigt in allen Einzelheiten die Merkmale der genannten Art. Sein völlig weißes Fell weist nur graue Flecken am Kopf und am Hals auf, während am Körper Streifen die weiße Fläche in große rautenförmige Felder teilen.

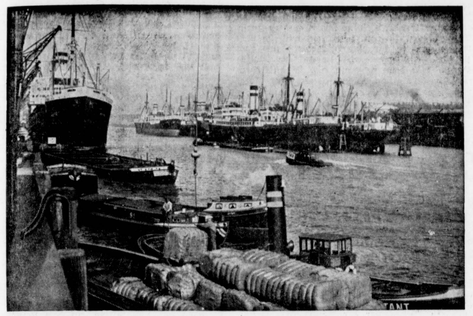
*

Clifford Shepherd, ein ehrenwerter Drogist in Newark in Milwaukee, hat das Pech, geradezu ein Doppelgänger eines gewissen Eugen Sullivan zu sein, einem der geschicktesten Fälscher im Staate, und das hat ihm viel Ungemach bereitet. Er hat bereits 25 Monate hinter Gefängnismauern zubringen müssen für ein Verbrechen, daß sein Doppelgänger verübt hatte und das man fälschlicherweise ihm zuschrieb. Erst im Dezember wieder wurde er von neuem verhaftet wegen des Vertriebs von Falschgeld, und es gelang ihm nur mit großer Mühe, den Richtern seine Unschuld zu beweisen. Um dieser leidigen Verwechslung in Zukunft zu entgehen, suchte Shepherd mit Hilfe eines Freundes nach seinem Doppelgänger, und als er ihn endlich fand, beschwor er ihn, ihm eine Erklärung auszustellen, in der er sich als aller der Verbrechen schuldig bekannte, für die der unglückliche Shepherd hatte büßen müssen. Und der menschenfreundliche korrekte Fälscher ließ sich auch erweichen und unterschrieb sein Schuldbekenntnis.

*

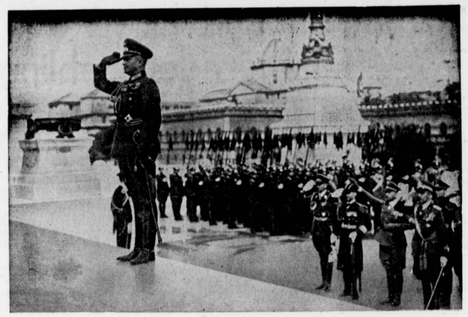
Im chemischen Laboratorium der Universität von Colorado in Boulder ist eine Wage konstruiert worden, die 1/1 000 000 g wiegt, sie ist so empfindlich, daß man das Gewicht eines Haares, ja selbst eines Sonnenstrahls darauf feststellen kann. Sie muß ständig in gleichmäßiger Temperatur und in einem bestimmten Feuchtigkeitsgrad der Luft gehalten werden. Auch das Licht muß gleichmäßig von oben herab auf beide Wageschalen fallen, wenn Irrtümer vermieden werden sollen. Um die vollständige Genauigkeit zu erlangen, muß der Chemiker, der sich der Wage bedient, wenigstens eine Stunde davor sitzen, damit keine Ablenkung des Lichts und seiner Körperwärme störend wirkt.

Aus fernen Tagen



750 Jahre Hamburger Hafen

Der Hamburger Hafen konnte in diesen Tagen auf ein 750jähriges Bestehen zurückblicken. — Eines der lebhaftesten Hafenbecken im Hamburger Hafen ist der Kaiser-Wilhelm-Hafen der Hamburg-Amerika-Linie. Fünf Doppelschuppen von 80 000 qm Gesamtfläche liegen an den Kais. Sie sind von einem 14,2 km langen Schienennetz umgeben, das den Verkehr zwischen dem Hapag-Hafen und dem Hauptgüterbahnhof vermittelt. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

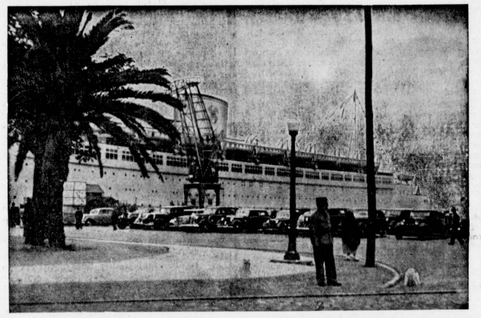


Generaloberst v. Brauchitsch in Italien

Der Oberbefehlshaber des deutschen Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, bei der Kranzniederlegung am Grabmal des Unbekannten Soldaten in Rom. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Modenennung in Hoppegarten

Trotz des kühlen und unfreundlichen Wetters war dem sonntäglichen Modetag auf der Rennbahn Hoppegarten ein voller Erfolg beschieden. Die Firmen zeigten durch die hübschen Berliner Vorführdamen die neuesten Frühjahrs- und Sommermodelle. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multipl.-K.)

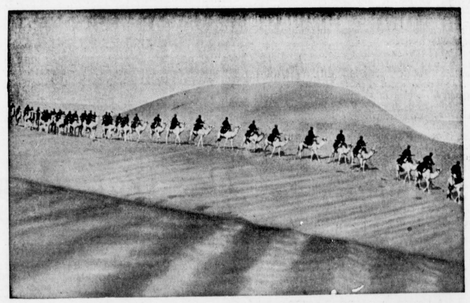


Das KdF.-Schiff „Robert Ley" im Hafen von Lissabon

Das Flaggschiff der KdF.-Flotte, „Robert Ley", traf dieser Tage in Lissabon ein, wo den KdF.-Fahrern ein herzlicher Empfang zuteil wurde. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Mercedes siegte

Der neue 1,5-Liter-Mercedes-Benz-Rennwagen bestand im Kampf um den Großen Preis von Tripolis erfolgreich seine Feuerprobe. Hermann Lang errang für die deutschen Farben den Sieg. Unser Bild zeigt den neuen Wagen auf der berühmten Mellaha-Rundstrecke. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



Die „Meharisten", die Wächter der Wüste

Die „Meharisten" sind die besten Polizeitruppen Ägyptens. Sie sind ausgezeichnet bewaffnet und gut beritten. Auf ihren weißen Kamelen durchstreifen sie die endlose Wüste und sorgen hier für den Schutz gegen räuberische Übertälle. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die albanische Moslemwelt ist jetzt ein Bollwerk des italienischen Imperiums

Nach der Eingliederung Albaniens in das römische Imperium sind die albanischen Truppenteile in das Heer Italiens eingereiht worden. Vor General Pariani, der hier die Front abschreitet, fand die feierliche Vereidigung der nach Rom zur Parade gekommenen Abteilungen statt. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

Jaima schwamm neuen Weltrekord

Bei den Prüfungskämpfen in Solingen-Ohligs erzielte der deutsche Schwimmer Artur Heins (Gladbeck) mit der großartigen Zeit von 7:13 einen neuen Weltrekord im 500-Meter-Brustschwimmen. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Großmama und ihr knatternder Liebling

Deutschlands älteste Autofahrerin — Mit 72 Jahren noch den Führerschein gemacht

Nein, so alt ist Frau Betty Roithner aus Freilassing gerade nicht, wie jener Greis, der vor ein paar Jahren mit 82 Jahren noch die Autofahrprüfung mit Erfolg bestand, aber schließlich ist der älteste Kraftwagenlenker Deutschlands, Leopold Holle aus Berlin-Neukölln, ein Mann, und das will immerhin etwas besagen. Eine Dame mit 76 Jahren auf dem Rücken ist dagegen ein Mensch, der schon längst im Lehnstuhl sitzen und seinen Enkelkindern Märchen erzählen müßte, eine zarte, gebrechliche Person, die Ruhe und Schonung nötig hat — so denken wir wenigstens. Da kommen wir aber bei der Direktorswitwe Roithner schlecht an, denn ihr Leben begann nicht mit Vierzig, wie man so sagt, sondern eigentlich erst mit 72, denn vor vier Jahren hat sie das Autofahren gelernt, das heute ihre ganze Schwäche geworden ist.

„Was soll ich sonst den ganzen Tag tun", pflegt die Greisin zu sagen, „ich kann doch nicht immer zu Hause sitzen, wo die Welt einem so viel Schönes bietet!" Spricht's und fährt ihren kleinen Wagen aus der Garage, holt ihre drei Freundinnen ab, von denen auch schon jede über 70 ist, und rund 300 Lebensjahre fahren froh und vergnügt mit Motorengeknatter und Tüt-tüt in den schönen Tag hinein. In Freilassing, dem hübschen Dorf unweit von Salzburg, ist man an die Ausfahrten der vier alten Damen zwar schon längst gewöhnt, aber immer wieder schmunzeln die Leute, wenn Großmama am Steuer sitzt und mit festem, sicherem Griff ihren Wagen durch die verkehrsreichen Straßen lenkt.

Zweifellos ist Frau Betty Roithner die älteste aktive Autofahrerin Deutschlands, aber dieser Ruhm macht ihr nichts aus, im Gegenteil, als sie kürzlich vor das Mikrophon des Münchner Rundfunks treten sollte, um den Hörern etwas über ihren „Lebensabend hinter Pferdestärken" zu erzählen, weigerte sie sich entschieden, „soviel Aufhebens" von sich zu machen und schlug jedes Interview rundweg ab. „Wagen diesen Kinderspiel von Autofahren muß man doch nicht gleich als Sensation herausgestellt werden", meinte sie, „und alt fühle ich mich schon gleich gar nicht!" Ja, so ist Frau Roithner. Die Hauptsache, die Sonne scheint warm aufs Dach, daß sie mit ihren drei Freundinnen zum Kaffeekränzchen nach Salzburg, Reichenhall oder Berchtesgaden fahren kann. Ach, da geht es dann immer sehr lustig zu, und man kehrt erst heim, wenn die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden ist und die ersten Sterne am Himmel blinken.

Dreimal im Jahr kutschiert die „Altmeisterin" des Automobilismus auf der Reichsautobahn nach München und wagt sich dort mit ihrem Wägelchen mitten in den dichtesten Trubel des Verkehrs. „Man braucht ja nur die Augen auf zu machen, dann findet der Wagen schon allein seinen Weg!" ist ihr gewöhnlicher Ausspruch. Und wenn der Motor einmal streiken will, dann sieht sie höchstpersönlich nach, was unter der Blechhaube nicht in Ordnung ist. Kleinigkeiten repariert sie selber, und größere Schäden hat es bisher in ihrer Praxis noch nicht gegeben, denn sie paßt auf ihr Auto auf, wie eine Großmutter auf ihr geliebtes Enkelkind.

Ein Wunsch blieb ihr noch unerfüllt. Sie möchte so gern mit ihrem Wagen auf den Großglockner, aber dazu hat sie denn doch keine rechte Schneid. Sie weiß nicht, ob es ihr knatternder Liebling schafft, und an einem Berg hängen bleiben, nein, das will sie vermeiden, das ist für eine 76jährige Dame doch zu viel. Deshalb wartet sie auf den Volkswagen, mit dem sie dann das Wagnis doch noch probieren will. Denn was sich Frau Roithner einmal vornimmt, davon läßt sie nicht locker, müßte sie schon kein Kind aus den Alpen sein, die harte, zähe Menschen formen ...

„Wenn Sie aus Ihrer Haut fahren könnten ..."

Der Boxmeister erhielt die meisten Stimmen — Lieber König sein, als Präsident der Vereinigten Staaten

„Wenn Sie die Möglichkeit hätten, aus Ihrer Haut zu fahren, in welche der folgenden zehn Personen möchten Sie sich dann verwandeln?" Mit dieser Frage wandte sich unlängst ein großes amerikanisches Sonntagsblatt an seine männlichen Leser, um einmal einen Blick in die Seelen amerikanischer Männer zu tun. Die zehn Personen, unter denen man wählen durfte, waren: Präsident Roosevelt, Robert Taylor, Boxweltmeister Joe Louis, der Radiosänger und Filmstar Bing Crosby, König Georg VI. von Großbritannien, Henry Ford, der Ozeanflieger Lindbergh, der Meisterdetektiv Tom Allans, der Chef des Sicherheitswesens Hoover und Walt Disney, der Erfinder der Micky-Maus.

Um das Ueberraschende des Ergebnisses dieser Umfrage gleich vorwegzunehmen: den Sieg trug der Boxer Joe Louis davon, der die meisten Anhänger fand. Es übte offenbar auf die Phantasie des Durchschnittsamerikaners einen besonderen Reiz aus, die stärksten Fäuste der Welt zu besitzen und jeden Nebenbuhler, Rivalen und Beleidiger in das Reich der Träume zu schicken, ohne befürchten zu müssen, mit gleicher Münze heimbezahlt zu werden. Ist man nicht geradezu unverbesserlich, wenn man ein Boxmeister der Fäuste ist? Selbst nicht jedermann einen Feind, dem er gar gern einmal eine „Abreibung" gäbe, wenn er körperlich dazu in der Lage wäre? Mit dieser Feststellung wird der schwarze Boxer zum Idol der Männerwelt und schlägt alle seine minder kräftigen Konkurrenten weit aus dem Felde.

Erst an zweiter Stelle folgt Robert Taylor, der schöne Frauenliebling, in dessen Gestalt man mit Mädchenherzen spielen kann, wie andere mit Papierschnipseln spielen. Kann es einen höheren Ehrgeiz geben, als das Traumbild vieler tausend Frauen auf der ganzen Erde zu sein und für ein hinreißendes Lächeln mit fünfstelligen Honoraren bedacht zu werden? Aber auch König Georg VI. von England erfreut — siehe da, das demokratische Amerika! — fast ebensoviele Stimmen wie Robert Taylor. Das „Wenn ich König wäre ..." bleibt doch ein alter Lieblingstraum der Menschheit, und wenn man auch in den USA. überzeugter Republikaner ist, so würde man doch nicht nein sagen, wenn man die Möglichkeit hätte, mit goldener Krone auf dem Purpurhaupt zu sitzen und eine Majestät zu sein. Dagegen wollen bezeichnenderweise mit dem Staatsoberhaupt der USA. nur sehr wenige tauschen, denn Präsident Roosevelt erhielt die wenigsten Stimmen. Man es daran liegen, daß man dem Präsidenten keine übergroßen Sympathien entgegenbringt oder daß man von seiner geistig begrenzten Machtfülle nicht so viel hält, wie von einem Königsthron — auf jeden Fall konnte Roosevelt kaum ein Zwanzigstel aller Stimmen auf sich vereinigen, die der Boxweltmeister Louis erhielt.

Weit besser schnitt der populäre Meisterdetektiv Allans ab, in dessen Haut sich besonders die Jugend wohlfühlen würde. Ein aufregendes, abenteuerliches Dasein in tätigem Kampf gegen Gangster und Unterwelt, umweht von Romantik und Gefahr, verleiht seine Reize nicht. Auch Mr. Hoover, der Chef des Sicherheitsdienstes und Kommandant der „G-Men", jener gefürchteten Elite-Polizeitruppe, die die öffentlichen Staatsfeinde jagt, war sehr gefragt im Gegensatz zu Henry Ford, dessen Sorgen im Zeitalter der Wirtschaftskrise niemand übernehmen wollte. „Was nützen die Millionen, wenn man nicht ruhig schlafen kann!" Damit tat man den Automagnaten ab. Auch Oberst Lindbergh endete im Hintertreffen, weil „seine große Zeit schon vorüber sei", und der Zeichner der Micky-Maus wurde ebenso wie der Radiosänger Bing Crosby schon als „etwas überlebt" bezeichnet.

Die „Radio-Tomaten" von Dahlem

Das Gehirn des deutschen Obstbaues — Ein Besuch in der Versuchs- und Forschungsanstalt für Gartenbau in Berlin-Dahlem

Der alte Lenné, der berühmte Berliner Generalhofgartendirektor, ist der Gründer der Anstalt, die er als „Königliche Gärtner-Lehranstalt" im Jahre 1824 in Wildpark bei Potsdam ins Leben rief. Im Oktober 1908 übersiedelte dann das Institut nach Dahlem, wo es heute nicht nur das Ziel zahlreicher junger Menschen ist, die die höhere Gärtnerlaufbahn ergreifen wollen, sondern auch vieler junger Ausländer aus allen Teilen der Welt. Augenblicklich studieren hier unter anderen Holländer, Bulgaren, Rumänen, Japaner und Chinesen. Es sind etwa hundert Schüler zugezeit eingeschrieben, die, soweit es die deutschen betrifft, die höhere Laufbahn im deutschen Gartenbau ergreifen wollen. Nach dem Studium werden sich dann die meisten dem Erwerbsobstbau in den Baumschulen zuwenden, die über das ganze Reich verstreut sind.

„Unsere Versuchs- und Forschungsanstalt ist, wenn man einen solchen Vergleich machen kann, das Gehirn des deutschen Obstbaues", sagt uns der Gartenoberinspektor Kronberg. „Vor allem dienen unsere steten Versuche dazu, um die Sortenfrage, die Unterlagen, also das Wurzelsystem, und die Ertragsreichhaltigkeit zu prüfen und um eine Auslese des edelsten Obstes treffen zu können." Schon befinden wir uns mitten auf dem Ausgang durch dieses Reich der Obstgärten unter schimmernden Glasdächern oder freiem blauendem Frühlingshimmel. Das sind „Hörsäle", wie man sie jedem Studenten wünschen möchte! Und sie werden auch von den Studenten der Landwirtschaftlichen Fakultät der Universität besucht, deren Professoren hier in diesem naturnahen Rahmen mitunter ihr Kolleg abhalten. — Man schreitet durch ein kleines Paradies am Rande der Millionenstadt, in dem man schon reife Erdbeeren pflücken kann! Die Pfirsiche werden schon im Mai reif sein, und der Treibwein ist im Aufblühen begriffen. Saftig grün lachen uns ganze „Wiesen" Kopfsalat an, der stolz seine Visitenkarte zur Schau trägt: „Maikönig". Dreißig verschiedene Typen Radieschen werden hier angepflanzt, und die Tomaten, die hier zu Versuchszwecken gezüchtet werden, heißen „Radio".

„Warum ausgerechnet Radiotomaten?" fragen wir. „Weil diese Art zum erstenmal gezogen wurde, als das Radio aufkam", lautete die Antwort. Weitere Versuchsbauten auf dem Gelände, er erfolgt im Auftrag des Reichsnährstandes, um die Treibhausgurken zu erproben, die für den Winter am geschmackigsten sind. „So was Originelles haben Sie noch nie gesehen!" meinte der Gartenoberinspektor und deutet auf die Berliner, denn alle Produkte des Versuchsanbaus werden der Berliner Bevölkerung zugeführt.

Sechs Winter hindurch hatten wir gegraben und Jahr für Jahr eine Niete gezogen; wir hatten monatelang in einem Tag gearbeitet und nichts gefunden. Wie verzweifelt niederdrückend das sein kann, weiß nur ein Ausgraber. Wir waren nahe daran, einzugestehen, daß wir geschlagen waren und machten uns bereit, das Tal zu verlassen und unser Glück anderswo zu versuchen; und nun — wir hatten bei unserem letzten verzweifelten Versuch unsere Hacke angesetzt, als wir eine Entdeckung machten, die unsere kühnsten Träume weit übertraf. Sicherlich ist noch nie in der ganzen Geschichte von Ausgrabungen so wie hier ein ganzer Grabungswinter in die kurze Spanne von fünf Tagen zusammengedrängt worden.

Ich kam am 28. Oktober 1922 in Luksor an, hatte bis zum 1. November meine Arbeiter angeworben und war bereit, anzufangen. Bei meinen letzten Ausgrabungen waren wir an der Nordostecke des Grabes Ramses' VI. stehengeblieben. Man wird sich erinnern, daß in dieser Gegend eine Anzahl einfach gebauter Hütten standen, die wahrscheinlich von den Arbeitern benutzt worden sind, die beim Ramsesgrab beschäftigt gewesen waren. Diese Hütten standen ungefähr einen Meter oberhalb des gewachsenen Bodens und bedeckten die ganze Fläche dieser ähnlichen Gruppe Hütten an der anderen Seite des Tales. Bis zum Abend des 8. November hatten wir eine für unsere Unterkünfte genügende Anzahl dieser Hütten freigelegt und rissen sie nieder, nachdem wir ihre Grundrisse aufgenommen hatten. Jetzt konnten wir die darunter befindliche ein Meter tiefe Schutthalde wegräumen.

Kaum war ich am nächsten Morgen (4. Nov.) an der Arbeitsstätte angelangt, als eine ungewöhnliche Ruhe, die durch Stillstand der Arbeit verursacht wurde, mir zum Bewußtsein brachte, daß sich etwas Außergewöhnliches ereignet haben mußte. Man begrüßte mich mit der Nachricht, daß unter der ersten Hütte, die man in Angriff genommen hatte, eine in den Felsen gehauene Stufe gefunden worden war. Diese Nachricht schien zu erfreulich zu sein, um ihr Glauben zu schenken; aber nach erneutem, kurzen Nachgraben zeigte sich, daß wir wirklich am Anfang eines Einschnittes standen, der etwa einen Meter unter dem Eingang zum Grab Ramses VI. und ungefähr in gleicher Tiefe mit der letzten Talsohle angelegt war. Der Einschnitt glich sehr den im Tal so häufig vorkommenden, in die Tiefe führenden Eingangstreppen, und fast wagte ich zu hoffen, daß wir endlich unser Grab gefunden hätten.

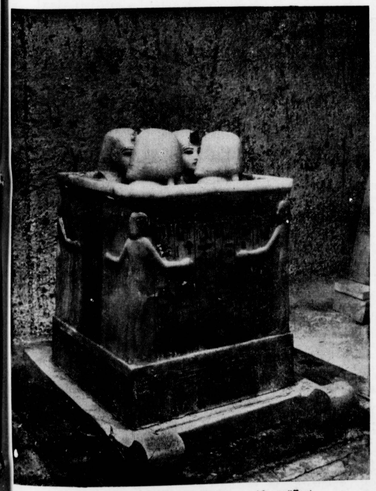
Den ganzen Tag und den ganzen nächsten Morgen wurde die Arbeit mit fieberhafter Eile fortgesetzt; doch erst am Nachmittag des 5. November gelang es uns, die den Eingang überlagernden Schuttmassen fortzuräumen und die oberen Ecken der Treppe an allen vier Seiten freizulegen.

Jetzt war es außer Zweifel, daß wir wirklich den Eingang zu einem Grab vor uns hatten, aber frühere Enttäuschungen ließen noch keine reine Freude aufkommen. Immer noch bestand die niederdrückende Möglichkeit, daß auch sie nach der Erfahrung, die wir im Tal Thutmosis' III. gemacht hatten, nahe genug lag, daß das Grab unvollendet und unbenutzt sei; wenn es vollendet war, bestand doch die betrübende Wahrscheinlichkeit, daß es in alten Zeiten gänzlich ausgeplündert war. Andererseits war wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß wir ein unberührtes oder nur teilweise geplündertes Grab fänden, und mit mühsam unterdrückter Erregung beobachtete ich, wie die abwärts führenden Stufen der Treppe ans Tageslicht kamen. Der Einschnitt war an der Seite eines kleinen Erdhügels angelegt worden. Als die Arbeit fortschritt, wich die Weiteste des Einschnittes unter den Abhang des Hügels zurück. Stufe folgte auf Stufe, und bei Sonnenuntergang wurde am Fuß der zwölften Stufe der obere Teil einer verschlossenen, mit Mörtel bestrichenen und versiegelten Tür sichtbar. Eine versiegelte Tür . . . Es war also wirklich wahr! All die Jahre geduldiger Arbeit sollten nun doch noch belohnt werden! Ich glaube, mein erstes Gefühl war die Freude, daß mein Glaube an das Tal nicht unberechtigt gewesen war. Mit fieberhaft sich steigender Erregung untersuchte ich die Siegeleindrücke an der Tür zur Feststellung des Besitzers, konnte aber keinen Namen finden: die einzigen, die zu entziffern waren, bestanden aus dem wohlbekannten Siegel der Königtotenstadt, dem Schakal und den neun Gefangenen. Zweierlei war klar. Erstens bewies die Verwendung des Königssiegels mit Sicherheit, daß das Grab für eine sehr hochstehende Persönlichkeit angelegt war, und da zweitens der versiegelte Eingang von oben durch die Tiefe mit der letzten Talsohle angelegt war. Der Einschnitt glich sehr den im Tal so häufig vorkommenden, in die Tiefe führenden Eingangstreppen, und fast wagte ich zu hoffen, daß wir endlich unser Grab gefunden hätten.

Den ganzen Tag und den ganzen nächsten Morgen wurde die Arbeit mit fieberhafter Eile fortgesetzt; doch erst am Nachmittag des 5. November gelang es uns, die den Eingang überlagernden Schuttmassen fortzuräumen und die oberen Ecken der Treppe an allen vier Seiten freizulegen.

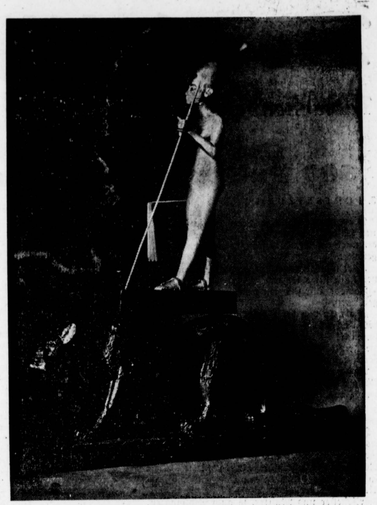
Jetzt war es außer Zweifel, daß wir wirklich den Eingang zu einem Grab vor uns hatten, aber frühere Enttäuschungen ließen noch keine reine Freude aufkommen. Immer noch bestand die niederdrückende Möglichkeit, daß auch sie nach der Erfahrung, die wir im Tal Thutmosis' III. gemacht hatten, nahe genug lag, daß das Grab unvollendet und unbenutzt sei; wenn es vollendet war, bestand doch die betrübende Wahrscheinlichkeit, daß es in alten Zeiten gänzlich ausgeplündert war. Andererseits war wenigstens die Möglichkeit vorhanden, daß wir ein unberührtes oder nur teilweise geplündertes Grab fänden, und mit mühsam unterdrückter Erregung beobachtete ich, wie die abwärts führenden Stufen der Treppe ans Tageslicht kamen. Der Einschnitt war an der Seite eines kleinen Erdhügels angelegt worden. Als die Arbeit fortschritt, wich die Weiteste des Einschnittes unter den Abhang des Hügels zurück. Stufe folgte auf Stufe, und bei Sonnenuntergang wurde am Fuß der zwölften Stufe der obere Teil einer verschlossenen, mit Mörtel bestrichenen und versiegelten Tür sichtbar. Eine versiegelte Tür . . . Es war also wirklich wahr! All die Jahre geduldiger Arbeit sollten nun doch noch belohnt werden! Ich glaube, mein erstes Gefühl war die Freude, daß mein Glaube an das Tal nicht unberechtigt gewesen war. Mit fieberhaft sich steigender Erregung untersuchte ich die Siegeleindrücke an der Tür zur Feststellung des Besitzers, konnte aber keinen Namen finden: die einzigen, die zu entziffern waren, bestanden aus dem wohlbekannten Siegel der Königtotenstadt, dem Schakal und den neun Gefangenen. Zweierlei war klar. Erstens bewies die Verwendung des Königssiegels mit Sicherheit, daß das Grab für eine sehr hochstehende Persönlichkeit angelegt war, und da zweitens der versiegelte Eingang von oben durch die Tiefe mit der letzten Talsohle angelegt war.

Anubis auf tempelähnlichem UnterSatz („Pylon")

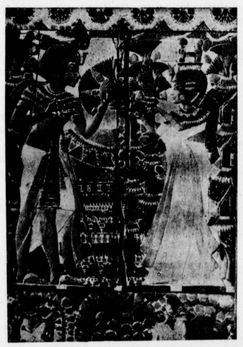


Der Alabasterschrein für die Eingeweide, geöffnet

Man sieht auf den Vertiefungen, in denen die Eingeweide bestattet sind, die vier menschenköpfigen Deckel, die das Porträt des Königs zeigen.



Tut-ench-Amun auf einem schwarzen Leoparden



Farbiges Elfenbeinrelief auf dem Deckel eines Kastens, Tut-ench-Amun und die Königin Enches-en-Amun

(Bilder (4) aus: Carter, „Tut-ench-Amun"

Wie Carter das ägyptische Königsgrab fand

Der Entdecker Tut-ench-Amuns gestorben

Dieser Tage ist Howard Carter gestorben, der weltberühmte Entdecker des ägyptischen Königsgrabes Tut-ench-Amun. Die Entdeckung erfolgte gemeinsam mit dem Earl of Carnarvon, der bald danach starb. Wir bringen nachstehend mit freundlicher Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus aus dem klassischen „Tut-ench-Amun"-Bericht Carters, in dem er seine Entdeckung schildert, den besonders dramatischen Abschnitt über die Auffindung des Grabes.

Arbeiterhütten aus der 20. Dynastie geschützt gewesen war, bestand genügend Grund zu der Annahme, daß es wenigstens seit jener Zeit nicht wieder betreten worden war. Damit mußte ich mich für den Augenblick begnügen.

Während ich die Siegel untersuchte, bemerkte ich am oberen Ende des Eingangsloches einen hölzernen Querbalken. Um mich über die Art und Weise, wie der Durchgang abgeschlossen war, zu vergewissern, bohrte ich ein kleines Guckloch unter diesen Querbalken, gerade groß genug zum Einführen einer elektrischen Lampe. Ich entdeckte, daß der Gang hinter der Tür vom Boden bis zur Decke mit Steinen und Geröll angefüllt war — ein weiterer Beweis für die Sorgfalt, mit der man das Grab geschützt hatte. Es war ein Augenblick, bei dem es einen Ausgraber durchschauern konnte! Allein, abgesehen von meinen eingeborenen Arbeitern, fand ich mich nach Jahren verhältnismäßig untrüchtbarer Arbeit an der Schwelle einer vielleicht großartigen Entdeckung. Alles, buchstäblich alles konnte hinter jenem Gang liegen, und es bedurfte meiner ganzen Selbstüberwindung, um nicht den Türeingang zu erbrechen und auf der Stelle weiterzusuchen.

Etwas gab mir zu denken, und das war die Kleinheit der Oeffnung im Vergleich zu den anderen Talgräbern. Die Anlage war sicher die der 18. Dynastie. Konnte es das Grab eines Vornehmen sein, der hier mit der Erlaubnis des Königs bestattet war? War es ein Königsgrab, eine verborgene Stelle, wo ihn eine Minute mit ihrer Absperrung zur Sicherheit gebracht worden war? Oder war es wirklich das Grab des Königs, das zu finden ich so viele Jahre verwandt hatte? Noch einmal untersuchte ich die Siegeleindrücke nach einem Anhaltspunkt, aber an dem bisher freigelegten Teil der Tür waren nur die schon erwähnten Siegel der Königtotenstadt klar zu lesen. Hätte ich gewußt, daß nur einige wenige Zentimeter tiefer ein vollkommen klarer und deutlicher Ziegeleindruck Tutench-Amuns war, des Königs, den zu finden ich am meisten begehrte, ich hätte vor ungeduldiger Erregung — ich hätte weiter ausgegraben, hätte eine bessere Nachtruhe gehabt und mir fast drei Wochen Ungewißheit erspart. Es war jedoch zu spät; und die Dunkelheit schon eingebrochen. Mit einigem Widerstreben verschloß ich die kleine Oeffnung, die ich gemacht hatte, schüttete zum Schutz die Nacht die Grube wieder zu, wählte die zuverlässigsten unter meinen Arbeitern — sie selbst waren fast ebenso erregt wie ich — um die ganze Nacht hindurch über dem Grab zu wachen und tritt bei Mondschein das Tal hinunter heim."

Carter schildert dann, mit welchen Schwierigkeiten er schließlich zum Grabe selbst gedrungen und wie er endlich vor den ungeheuren Schätzen steht, die sich im Innern des Grabes befinden. „Sicher hatte man nie vorher in der ganzen Geschichte von Ausgrabungen so Wunderbares geschaut, wie und jetzt das Licht unserer elektrischen Lampe enthüllte. Einen ungefähren Begriff davon kann sich der Leser mit Hilfe der Photographien machen; doch die Aufnahmen wurden erst gemacht, als das Grab geöffnet und elektrisches Licht eingerichtet worden war. Er mag sich vorstellen, wie sie uns erschienen, als wir von unserem Guckloch in dem zugemauerten Eingang auf sie hinabschauten und den Lichtstrahl unserer Lampe — das erste Licht, das seit dreitausend Jahren die Dunkelheit der Kammer durchdrang — von einer Gruppe zur anderen wandern ließen mit dem vergeblichen Versuch, uns den Schatz zu deuten, der vor uns lag. Die Wirkung war verwirrend, überwältigend. Wir hatten uns, glaube ich, nie genau überlegt, was zu sehen wir hoffen konnten; jedenfalls hatten wir uns nie von etwas Aehnlichem träumen lassen, eine ganze Kammer — ein ganzes Museum. So schien es uns — voller Sachen, die teils bekannt, teils von einer Art, wie wir sie noch nie gesehen hatten, in scheinbar endlosem Ueberfluß aufeinandergehäuft waren.

Allmählich wurde das Bild klarer, und wir konnten einzelne Gegenstände unterscheiden. Da fanden zuerst, uns gerade gegenüber — wir waren uns ihrer die ganze Zeit bewußt, konnten es aber nicht glauben — drei große vergoldete Bahren, deren Seiten in der Form von Tierungeheuern geschnitzt waren, mit merkwürdig abgeflachten Körpern, wie es für die Zwecke nötig war, denen sie dienten, aber mit Köpfen von erstaunlicher Naturlichkeit. Tiere waren es, die einem zu jeder Zeit unheimlich vorkommen müssen; sie machten aber, einen geradezu erschreckenden Eindruck, wie wir sie sahen, als unsere elektrische Lampe, gleich einem Blitzlicht, ihre glänzenden goldenen Oberflächen aus der Dunkelheit hervorzauberte, wobei ihre Köpfe auf die Wand dahinter ungeheuerlich verzerrte Schatten warfen. Dann erweckten und fesselten rechts davon zwei Standbilder unsere Aufmerksamkeit: zwei lebensgroße Statuen eines Königs in Schwarz, die sich wie Schildwachen gegenüberstanden, mit goldenem Schurz, goldenen Sandalen, mit Keule und Stab und mit der schirmenden heiligen Schlange an ihrer Stirn. Das waren die Hauptgegenstände, die uns zuerst in die Augen fielen.

Chronik der Hungerkünstler

Wie lange kann ein Mensch ohne Nahrung leben? — Idealismus erhöht die Widerstandskraft

Wie lange kann ein Mensch leben, ohne Nahrung zu sich zu nehmen? Man hat im Laufe der Zeiten über diese interessante Frage die verschiedensten Erfahrungen gesammelt. Die Aerzte unserer Zeit stehen auf dem Standpunkt, daß man ohne Schaden für den Körper nicht länger als 20 Stunden fasten kann. Aushalten mag der Organismus eine völlige Nahrungslosigkeit natürlich weit länger. Geschichtliche Chroniken und Beispiele aus der Gegenwart wissen von ganz erstaunlichen Hungerkünstlern zu berichten, wobei freilich psychologische Momente eine bemerkenswerte Rolle spielten.

Im Jahre 1581 wurde ein Engländer namens John Scott eingekerkert, weil er gegen das ständelose Leben Heinrich VIII. gewettert hatte. Zweimal trat der Gefangene in den Hungerstreik, wobei er es einmal 39 Tage und das zweite Mal gar 50 Tage aushielt. Als man ihn daraufhin freiließ, hatte er allerdings den Verstand verloren. Im Kampf um die irische Freiheit erzielte ein Bürgermeister namens Swinen aus Counth Cork eine schier unglaubliche Leistung. Er verbrachte 73 Tage im Gefängnis ohne jegliche Nahrung und erdolte sich nach seiner Freilassung wieder vollständig. Vor zehn Jahren starb im Gefängnis der englischen Stadt Cardiff der Italiener Succo nach einem 65tägigen Hungerstreik, den er angetreten hatte, um seine Unschuld zu beweisen und gegen das Urteil eines englischen Gerichtes zu protestieren.

Man sieht daraus, wie die Kraft zum Hungern aus Idealismus wachsen kann. Aber auch die Hoffnung vermag dem Menschen eine außerordentliche Widerstandskraft gegen den Hunger zu verleihen. Man denke nur an jene 18 verschütteten Bergarbeiter von Courrières, die nach vor Ausbruch des Weltkrieges in ihrem Gefängnis unter der Erde zwanzig Tage ohne jedliche Nahrung lebten. Sie hielten das aus, weil sie die ganze Zeit hindurch die Hammerschläge vernahmen, mit denen die Rettungskolonne zu ihnen vorzudringen suchte. Sie alle wurden lebend geborgen, und selbst der Bergrat, der erst nach 25 Tagen befreit werden konnte, kam mit dem Leben davon.

Dagegen beschleunigte die Verzweiflung das Ende. Die 135 Schiffbrüchigen des französischen Segelers „Medusa", die sich auf hoher See auf einem Floß zusammendrängten, gingen schon, da sie keine Hoffnung auf Rettung sahen, nach einer Woche an völliger Erschöpfung zugrunde. Der sonderbarste und unglaublichste Fall von Ausdauer im Hungern steht jedoch in einer alten französischen Chronik verzeichnet. Das Buch heißt „Histoire ecclésiastique du diocèse d'Embrun" und stammt aus dem 18. Jahrhundert. Darin heißt es: „Im April 1760 verlor ein Knabe von 10 Jahren namens Guillaume Gay die Fähigkeit, zu essen und zu trinken infolge einer unbekannten Krankheit, die er durchgemacht hatte. Man fürchtete allgemein, er werde bald sterben. Aber dieser Zustand dauerte volle vier Jahre. Erst dann brachte es der ihn behandelnde Medikus so weit, daß er etwas warme Milch behalten konnte, ohne sie sofort wieder zu erbrechen. Langsam mischte man der Milch dann etwas aufgeweichtes Brot bei, und so gelang es, ihn dann völlig zur Gesundung zu bringen, so daß er später ganz normal heranwuchs ..."

Menschliche Hungerleistungen bis zu 50 Tagen sind mehrfach verbürgt. Noch weit längere Fastperioden können jedoch Tiere überstehen. Ein Frosch hält es ein Jahr aus, eine Wette, wenn gar sechs Jahre. Ein Hund vermag 60 Tage lang zu fasten, dagegen sterben Pferd schon nach wenigen Tagen. Eine Taube wird niemals den 11. Fasttag überdauern.

Das Warenhaus des Nachtwächters

Die seltsame Leidenschaft des Herrn Guyoux — Diebesbeute in Stellagen und Schaukästen

Seit 40 Jahren war Cyrille Guyoux Nachtwächter in den großen Warenhäusern „Bon Marché" in Paris und genoß den Ruf eines vorbildlichen Angestellten. Niemand äußerte jemals irgendeinen Verdacht gegen den heute 68jährigen, der denkbar bescheiden lebte. Nun hat es sich durch einen Zufall herausgestellt, daß der Nachtwächter nicht nur das riesige Warenhaus, in dem er Dienst tat, systematisch bestohlen hat, sondern daß er unter dem merkwürdigen Wahn litt, selbst einmal ein richtiger Warenhausbesitzer zu sein. Denn er hat alle entwendeten Gegenstände, wohlgeordnet und mit Preisschildern versehen, in einem unbewohnten geräumigen Speicher aufgestellt und seit Jahren angesammelt, ohne auch nur ein einziges Mal den Versuch zu machen, aus seiner Beute Gewinn zu schlagen.

In den letzten Wochen war es einem Kriminalbeamten aufgefallen, daß Guyoux niemals morgens vom Dienst nachhause ging, ohne ein Paket unter dem Arm zu tragen. Schließlich hielt man ihn daraufhin eines Tages an und stellte fest, daß das Paket Gegenstände aus dem Verkaufslager des Warenhauses enthielt. Man inspizierte nun seine Mansardenwohnung, in der man jedoch nichts entdeckte. Um so überraschter war man, als man in einen anschließenden großen Speicher eintrat, hier ein — kleines Warenhaus vorzufinden. In vorbildlicher Ordnung waren hier in selbst gezimmerten Ausbauten, Schaukästen und Stellagen Waren aller Art untergebracht und geschmackvoll arrangiert.

Es gab da eigene kleine Abteilungen für Herrenartikel, Hemden, Socken und dergleichen, für Stoffe, Damenhüte, Handschuhe, und die besondere Leidenschaft des sonderbaren Nachtwächters galt Krawatten, Schirmen und Spazierstöcken, von denen sich eine reichliche Auswahl vorfand. Dabei kam es Guyoux keineswegs auf den Wiederverkauf der Sachen, die er in dreißig langen Jahren während seiner Nachtwache gesammelt hatte, an. Vielmehr bereitete es ihm Freude, heimlich in seinen Lager auf und ab zu wandeln und sich als Direktor und Inhaber seines „Betriebes" zu fühlen. Daß seinen Diebstählen nicht gewinnsüchtige Motive zugrundelagen, ging auch daraus hervor, daß an den meisten Gegenständen Preisbezeichnungen, auf hübsche Täfelchen gemalt, prangten. Außerdem stand über dem Eingang ein sauber gezeichnetes Plakat mit der Aufschrift: „Das Betreten der Waren ist verboten. Die Direktion."

Der Clou des geheimen Warenlagers aber war die Schuhabteilung: 400 Paar Schuhe für Herren, Damen und Kinder standen da wohlgeordnet mit Preisschildern auf Auslagetischen. Kein einziges Paar davon war je getragen worden! Viele gehörten einer längst vergangenen Mode an. Man begriffert den Wert der gesamten Beute auf über eine Viertelmillion Franc. Aber wenn ist je einer der entwendeten Gegenstände benutzt worden, noch hat Guyoux irgendetwas verschenkt oder verkauft. Er gestand, seit 30 Jahren niemals vom Dienst nach Hause gegangen zu sein, ohne eine Kleinigkeit mitgenommen zu haben.

Vermutlich wird er, der sich ein „privates Warenhaus" zusammenstahl, mit einer milden Strafe davonkommen, da ja alles dem Warenhaus, das die Diebstähle nie bemerkt hatte, wieder zurückgegeben werden kann, und überdies angenommen werden muß, daß Herr Guyoux, wie seine absonderliche Passion beweist, wohl nicht ganz bei klarem Verstand ist. Unter diesen Umständen hat die Direktion des Warenhauses schon im Hinblick auf die gute Reklame, die die Aufrollung des Falles bildet, ihrerseits von einer Strafanzeige abgesehen.

Der kritische Augenblick

Tatsachenbericht von Ulrich von Uechtritz

800 Gulden für ein Lebenswerk

3. FORTSETZUNG

Die lange Fensterfront im Hause des Wiener Hofagenten Ignaz Sonnleithner am Bauernmarkt in Gundelhof ist in strahlendes Licht getaucht.

„Der Sonnleithner, ja — ja, der Sonnleithner kann sich's leisten!"

Vor der Tür sind ein paar Neugierige stehengeblieben.

„Ob man von der Kammermusik heute etwas hören wird? Der Opernsänger Vogel soll auch kommen! — — Die Nacht ist warm; — ob sie die Fenster offenlassen . . . ob man ihn singen hören wird?"

Aber da kommen schon die ersten Wagen der Gäste über das Holperpflaster und halten vor dem Haus.

„Und ob ich ihn kenne . . !"

In eine Wiener Frühsommernacht des Jahres 1818 fluten durch die offenen Fenster Beethovensche Akkorde und weiche Zauberklänge Mozartischer Musik. Die musikalischen Abende im Hause des kunstsinnigen Hofagenten Sonnleithner sind berühmt. Viele Künstler: Maler, Schriftsteller und Musiker, ja auch Diplomaten, Mitglieder der Hofgesellschaft und -künstlerisch interessierter Müßiggänger füllen die gastlichen und vornehmen Räume.

Der Höhepunkt des heutigen Abends, dem alles schon gespannt entgegensieht, ist der bekannte Opernsänger Michael Vogel.

Was er wohl singen wird?

Lautlose Stille. — Der Sänger verbeugt sich:

„Zunächst ein paar Lieder von einem gewissen Franz Schubert!"

Wer ist Franz Schubert?

Auch der Hausherr macht ein verwundertes Gesicht: „Kennen Sie den, Herr von Schober?"

Der Herr im braunen Frack, der neben ihm steht, macht ein pfiffiges Gesicht: „Den Franzl Schubert? . . . und ob ich ihn kenn', den Franzl; aber erst hören Sie ihn sich einmal an, Herr Sonnleithner!"

Tosender Beifall. — Gilt er den innigen Tönen, die die Sinne umschmeicheln wie ein Frühlingswind, der Blütenduft auf seinem Rücken trägt — oder dem Sänger? — Vielleicht beiden.

„. . . und nun will ich Ihnen sagen, Herr Sonnleithner, wer der Franzl ist: ein lieber Freund von mir, ein armer Kerl und ein Genie im Werden. Der Vogel kennt ihn auch und singt ihn gern, weil soviel Herz in seinen Liedern ist. Von Haus aus ist er Schulmeister, aber nur gezwungen, weil's sein Vater will, der auch den Stecken in der Schule schwingt. Und jetzt, — jetzt sitzt er sommerlüber irgendwo in Ungarn auf einem Schloß und unterrichtet neunzadzige Grafengöhren im Klavierspiel. — Ein Jammer ist's um ihn. Im Inspektorhaus hat man ihn engagiert, den Franzl, — zwei Gulden für die Stunde und freies Essen aus der Gesindeküche. — Als ob es eine Schande wär', nur Künstler und kein Graf zu sein!"

Liebe im Schloß

Ob dem Klavierlehrer Franz Schubert, der auf Schloß Zelesz in Ungarn die beiden Komtessen Esterhazy im Klavierspiel unterrichtet, die Ohren geklungen haben an diesem Abend? Ach nein, — sein geistiges Ohr hört andere Töne, wenn er am Abend im kleinen Stübchen des Inspektorhauses über seinen Notenblättern sitzt und komponiert.

Am Tage ist er viel im Schloß — vielleicht zuviel —, Komtesse Karoline, die siebenzehnjährige, ältere der beiden Schülerinnen, versteht es beinahe jeden Tag, ein neues Anliegen zu haben: ein Buch, ein Notenmanuskript, das er erklären soll. So gehen sie oft stundenlang im Park spazieren, und irgendein ganz leise nur auf Moll gestimmter Akkord schwingt zwischen beiden. Aber der junge Musiker erkennt die Grenzen, die ihn von der Tochter des Grafen Esterhazy trennen; und trotzdem steigt in seinem Herzen eine Neigung auf.

Einmal fragt ihn Karoline: „Herr Schubert, ich höre, Sie hätten widmen noch niemal eins ihrer Werke einer Frau? . . ." — Ein jähes Rot loht plötzlich über ihr Gesicht, dann fährt sie fort: „Warum denn haben Sie mir noch nicht eine einzige Ihrer Kompositionen zugeeignet?"

Auch Schubert wird ein wenig rot: „Wozu, Komtesse, Ihnen ist ohnehin alles gewidmet!"

Eine „fröhliche" Familie

Das war ein kurzes Sommerglück, durchsetzt mit Demütigungen.

Der Winter sieht ihn wieder in Wien und läßt eine neue Hoffnung aufblühen. Er erhält den Auftrag, die Musik zu einem Stück „Die Zauberharfe", das im Theater an der Wien aufgeführt werden soll, zu schreiben. Aber, oh weh! — das Honorar von 500 Gulden kommt wegen Zahlungsunfähigkeit des Theaters niemals in seine Hände; — ein harter Schlag.

Die Jahre eilen. In einem Sommer ist er noch einmal auf Schloß Zelesz. Im Winter ist die gräfliche Familie zuweilen in Wien, so kann auch dort der Unterricht gelegentlich fortgesetzt werden.

Es ist ein ewiges Darben und Rechnen. Mit dem Vater hat sich Franz Schubert überworfen, da er sich weigert, in den Schulmeisterberuf zurückzukehren. Bei den Verlegern hat er mit seinen Kompositionen wenig Glück; man bleibt dem Neuling gegenüber zurückhaltend und vorsichtig. Trotzdem ist er von einer ausgelassenen Heiterkeit, die im Bewußtsein seines Könnens wurzelt.

Er wohnt in Wien bei seinem Freunde, dem Dichter Mayrhofer, denn der hat ein Klavier, das Schubert nicht besitzt. Der Abend sieht ihn meistens in einem Kreis von jungen Künstlern im Gasthaus „Zur ungarischen Krone". Der Maler Moritz von Schwind gehört auch zu dem Freundeskreis. Oft auch ist Schubert bei der Familie Fröhlich, die ihren Namen ganz besonders zu Recht trägt. — Hier herrschen die berühmten vier Schwestern Fröhlich: Die „Kathi", die man die „ewige Braut" Grillparzers nennt, — die Barbara, die Pinsel und Palette schwingt, die Josepha, Sopranistin an der Wiener Oper, und Anna, die die Sangeskunst höheren Töchtern lehrt. Täglich sind Gäste in dem „fröhlichen" Hause, in dem man besonders Musik pflegt.

Und dort ist's, wo der Hofagent Sonnleithner das erstemal Franz Schubert trifft.

„Sind Sie der Schubert, von dem Michael Vogel öfters Lieder singt, und der die Musik zur „Zauberharfe" schrieb? — ein schlechtes Stück, nur die Musik war gut!"

Sonnleithner läßt den jungen Musiker nun nicht mehr aus den Fingern. Er erkennt seine Begabung und nimmt sich vor, seine Kunst tatkräftig zu unterstützen.

Da ist die Verlagsfirma Cappi & Diabelli. Hier gelingt es ihm — man sieht viel auf das Wort des Hofagenten —, die Lieder Schuberts auf Subskription herauszugeben.

Der Erfolg der Hefte ist überraschend. Obwohl der Verlag mit der Hälfte am Gewinn beteiligt ist, bleibt Schubert, nach Deckung seiner Schulden, noch ein kleiner Ueberschuß. — Sonnleithners wohldurchdachter Plan, den jungen Komponisten auf diese Weise in seinem Schaffen einigermaßen unabhängig zu machen, ist auf dem besten Wege, zu gelingen.

„Bist' verliebt, Franzl?"

Franz Schubert geht in Wien den Graben entlang, wie stets ein wenig vornübergeneigt und in Gedanken versunken. — Da hört er plötzlich neben sich eine helle Mädchenstimme:

„Grüß Gott, Herr Schubert, . . . ach wie freu' ich mich! Wir sind den Winter über wieder hier in Wien; . . . Ich hab' sie alle schon, die Lieder, die von Ihnen jetzt herausgekommen sind . . !"

„Komtesse! — Ich habe viel an Sie gedacht, Komtesse Karoline!" Ein Helles, freundiges Blinken kommt aus seinen Augen.

Jetzt treffen sie sich oft; nur daß die erste Wiedersehensfreude einer gewissen Hoffnungslosigkeit Platz gemacht hat. — Den Freunden sagt er nichts davon.

Nur die Kathi Fröhlich hat eine Wandlung in Schuberts Wesen bemerkt.

„Bist' verliebt, Franzl" sagt sie ihm eines Tages auf den Kopf zu.

Er will auffahren.

„Sei stad, Franzl — ist ja gut so, . . . frei' mich drüber; . . . ein Künstler braucht so was, was auch von innen rüttelt. Wünsch' die Glück . . . nur Kopf hoch, Franzl . . . Kopf hoch!"

Aber es ist nicht nur die hoffnungslose Liebe zu der jungen Aristokratin, die ihm Kummer macht, auch geschäftlich fühlt er sich bedrückt. Vor kurzem hat er bemerkt, daß die Abrechnungen des Musikverlegers nicht ganz stimmen, daß man ihn übervorteilt, selbst bei dem geringen Teil, der auf ihn entfällt. — Sein Leben scheint verdammt zu sein, zum Hungern und zum Darben.

Und wieder einmal geht er durch stille, abgelegene Straßen mit der Komtesse.

Da faßt sie plötzlich seine Hand; „Herr Schubert, Sie wissen, wie stolz mein Vater ist, und doch hab' ich das Gefühl, — wir sind doch beide jung und haben Zeit — daß man dem unsinnigen Vorurteil der Eltern etwas abtrotzen könnte. Ziehen Sie sich einmal sehr gut an, und machen Sie Besuch bei uns . . !"

Auf einer einsamen Bank gibt er dem Mädchen den ersten Kuß.

Nun aber ist plötzlich alle Herrlichkeit wie durch einen Zauber aus seinem Innern verweht.

Bis spät in die Nacht hinein sitzt er über seinen Notenblättern, in die er, komponierend, seine Liebe tropfen läßt.

Am nächsten Abend spielt er das Lied im Hause Fröhlich vor.

„Ich gratuliere, Franzl . . . um deine Liebe steht es gut, ich hör's aus deinen Tönen!" — sagt die Kathi und blickt ihn schelmisch an.

Ueber's Ohr gehauen

Franz Schubert geht zum Schneider.

„Ich möchte einen langen, braunen Rock, breiten Aufschlägen und eine graue Hose . bestem Tuch . . . nehmen Sie Maß, Meist

In wenigen Tagen muß eine neue Abr nung des Verlegers kommen; dann wird den Schneider bezahlen können. — Und da im neuen Staat, der Besuch beim Grafen, dem ihm heimlich bangt.

Aber die Abrechnung läßt auf sich war So geht er selbst zu Cappi & Diabelli hin.

Man läßt ihn warten.

Dann kommt ein Buchhalter: „Der G läßt sagen, es wäre letztlich nichts verkauft und Vorschuß gibt er nicht!"

Schubert wird blaß. Zorn und Angst ste in ihm auf.

„Ich will den Chef selbst sprechen!"

Herr Diabelli ist ein skrupelloser, schla Mann. Der Stand der Dinge zeigt: mit sem jungen Komponisten kann man Geld dienen!

„Sie wünschen?" — — Mit kalter M weist er Schubert einen Stuhl.

„Es tut mir leid, junger Mann, ich grundsätzlich keine Vorschüsse; aber da fällt ein . . . weil Sie's sind! Ich will Ihnen ein anderen Vorschlag machen: Ich bin bere Ihnen sofort 900 Gulden bar auf den Ti zu zahlen, wenn Sie mir das alleinig Eigentumsrecht an den 18 Heften, die ich Ihnen druckte, übereignen . . . Weil Sie sind, Herr Schubert . . . nur weil Sie's . . . und weil ich Mitleid habe mit einem junggen und begabten Künstler!" Seine Stim me ist auf einmal in einen süßlichen, schm chelnden Ton übergegangen. Dabei denkt im stillen daran — wohlweislich, ohne was von zu sagen — daß der „Erlkönig" al schon fast 9000 Gulden einbrachte. —

Nervös rückt Schubert auf dem Stuhle und her: Ein Spottgeld für fast sein ganz bisheriges Lebenswerk! — Und doch — Gulden auf einem Brett sind viel, viel Geld für ihn. — Dann denkt er an den Schneid der gestern schon den Jungen schickte, den sei fei fertig; — und an Karoline, an den fen denkt er und — dann schlägt er zu

Er sieht es nicht, wie Diabelli sich vergn die Hände reibt, als er zur Tür hinaus. ahnt's noch nicht, daß dieser einzige schw Augenblick nicht nur die Arbeit dieser Ja ihm gestohlen hat, sondern ihm auch den verschüttet, der sich für ihn in eine sorgenfr Zukunft öffnen wollte. Jetzt fühlt er nur harten Gulden in der Tasche.

(Forts. folgt)

Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

In der Sprechstunde eines Arztes aus Neapel erschien eine hübsche und elegante junge Dame, die über Magenbeschwerden klagte. Sie wollte sich einmal gründlich untersuchen lassen, erklärte sie, und der Arzt begann mit dem Werk. Aber dann stürzte plötzlich ein Herr aus dem Wartezimmer herein, der sich als Gatte der baldenklebten Dame ausgab, und begann einen furchtbaren Krach zu schlagen, seine Gemahlin mit Vorwürfen überschüttend, daß sie sich in diesem Zustand einem männlichen Wesen zeigte. Der Arzt ist betroffen von diesem peinlichen Auftritt und bittet, im Interesse der übrigen wartenden Patienten, keinen Skandal heraufzubeschwören. Während der entrüstete Ehemann dem Doktor in längeren Ausführungen erklärt, daß er ihn in seiner Ehre verletzt habe, hat sich die schluchzende Frau angezogen und ist durch eine Seitentür verschwunden. Der Arzt atmet auf, als sich endlich auch der eifersüchtige Ehemann empfiehlt. Zu spät merkt er, daß er während der ergrimmten Szene bestohlen wurde. Wertvolle Instrumente, die Brieftasche, die sich im Nebenraum befand, seine goldene Uhr und verschiedene Schmuckstücke sind verschwunden. Mit diesem Trick ist das Gaunerpaar, Anna Aviadale und ihr Freund Alberto Ferrari, durch ganz Italien gereist, bis nun die Polizei seinem Treiben ein Ende bereiten konnte. Die beiden arbeiteten immer nach demselben Schema und benötigten jeweils die Erregung des mit so schweren Vorwürfen überschütteten Arztes aus, um zu stehlen.

*

Man weiß, daß das Verhältnis zwischen der harmlosen kleinen Maus und dem weiblichen Geschlecht nicht eben das beste ist. Einen interessanten Beitrag zu diesem Kapitel der Naturgeschichte bildet ein Prozeß, der dieser Tage in London stattfand. Dabei handelte es sich im vorliegenden Fall nicht um eine lebendige, sondern nur um eine tote Maus, die, als sie sich noch des jüdischen Daseins freute, durch irgend einen unseligen Zufall in das Futter eines Pelzmantels geriet und dortselbst jämmerlich erstickte. Gerade diesen Pelzmantel erwarb im Dezember vorigen Jahres in einem Londoner Geschäft Miß Alice Thistle, die nach einigen Wochen die erschütternde Feststellung machte, daß ihr kostbarer Mantel einen geradezu unerträglichen Gestank verbreitete. Niemand konnte sich diesen höllischen Geruch erklären, bis ein Sachverständiger das Kleidungsstück der empörten Dame in die Hand bekam und aus seinem Futter eine bereits in Verwesung übergegangene tote Maus ans Licht förderte. Miß Thistle erlitt daraufhin einen schweren Nervenschock, da der Gedanke, wochenlang mit einer toten Maus am Leibe herumgelaufen zu sein, in ihr nachträglich die schlimmsten Wahnvorstellungen hervorrief. Sie mußte sich einer längeren Sanatoriumsbehandlung unterziehen und hat nun das Vergnügen, auf 2000 Mark Schadenersatz verklagt und die Rücknahme des Pelzmantels gefordert. Das Gericht nahm jedoch das „Mäuse-Drama" nicht ganz so tragisch und billigte Miß Thistle nur ein Pfund Schadenersatz zu.

*

Unlängst fand in Metzingen, einem Städtchen unweit der belgisch-französischen Grenze, ein Wettbewerb der Pfeifenraucher statt, bei dem jenem Teilnehmer die Siegespalme zuerkannt werden sollte, der mit zwei Gramm Tabak die längste Pfeife rauchend erhalten konnte. Als Sieger ging aus dieser seltsamen Konkurrenz Monsieur Leon Ostyn hervor, der an zwei Gramm Tabak 68 Minuten und 30 Sekunden rauchte, ohne daß seine Pfeife einmal ausging. Die übrigen Teilnehmer waren bereits nach fünf Minuten am Ende ihrer Kräfte angelangt.

*

„Wollen Sie mit mir wetten, daß ich hundert Jahre alt werde?" Diese seltsame Aufforderung richtet Mr. A. Sharpe, ein Londoner Chemiker, seit Monaten an jeden Interessenten. Er ist bereit, sein gesamtes Vermögen in Höhe von 10 000 Pfund aufs Spiel zu setzen, so fest ist er davon überzeugt, das biblische Alter zu erreichen. „Ich beabsichte sogar, daß ich 120 Jahre alt werde, aber wetten möchte ich darauf nicht", pflegte Sharpe zu sagen, der seit Jahren Versuche mit Tierdrüsen als Verjüngungsmittel macht. In der Tat sieht der heute 68jährige kaum älter als ein 35jähriger aus, und es gibt eine ganze Reihe von Leuten, die vorsichtig genug sind, auf die vorgeschlagene Wette nicht einzugehen

Lieb, Freund, so ging es mir mit allem, was er sagte. Alles erinnerte mich, alles quälte mich. Ich litt dabei! Obwohl er mir gewiß eine Freude machen wollte. Ich kann dir das nicht erklären. Es war ein großer Aufstand in meinem Herzen. Die Toten standen wieder auf!"

„Die Toten — Francesco, wie sonderbar redest du?"

„Du mußt doch gemerkt haben, Giuseppe — du mußt doch gemerkt haben, wie aufgeregt ich immer war, wie ich ganz anders spielte als sonst?"

„Ich habe es gemerkt." Der Pfarrer nickte mit dem weißen Scheitel. „Wohl habe ich es gemerkt, Freund. Aber ich habe wie immer gedacht, daß dich das Gefühl eines fremden Zuhörers, eines verständnisvollen Zuhörers aufregt und befeuert, daß es dir gewissermaßen neuen, starken Wind unter die Schwingen gibt."

„Nein. — So war es nicht. Sondern ich fühlte immerfort, wie die Toten aufstanden. Die Toten in mir. Die für mich tot waren, so lange. — Sieh, Giuseppe", fuhr der Blinde nach einem langen Schweigen fort, „es gibt immer etwas, ich möchte sagen, es gibt ein Gebiet im Herzen, das allen anderen verschlossen bleibt. Zu dem er keinen Schlüssel und keinen Zutritt hat. Und, siehst du, ich habe mir unablässig überlegt in diesen Tagen — es war doch eigentlich schlecht von mir, schlecht und undankbar, daß ich mich all die vielen Jahre unserer Freundschaft lang mit einem Geheimnis herumgetragen habe, von dem ich selbst dich nichts habe wissen lassen."

Der Pfarrer wundert sich im stillen. Erstaunliche Dinge sagte Francesco heute. Fast ein wenig unheimlich.

„Ein solches Geheimnis hat wohl ein jeder", meinte er. „Wer so viele Leichen gesehn hat, wie ich, der weiß es. Wenn es dir das Herz so schwer drückt — willst du es jetzt nicht sagen?"

Der Blinde griff mit allen Fingern in die Tasten, daß sie aufstöhnten.

„Ja, jetzt muß ich es sagen. Und jetzt kann ich es sagen."

„So sprich, Francesco. Und denke immer: Wenn du es mir sagst, das ist nur soviel, als sagtest du es dir selber."

Bartold schwieg lange, die Lippen zusammengepreßt, den Kopf gesenkt. Es war, als wären seine Gedanken ganz fern von hier. Als wären sie durch das offene Fenster hinausgeschwebt und in der samtenen Nacht verloren. Immer wieder lockte er eine kleine Melodie hervor, an der der Freund und Pfarrer einen Weilen sich ablesen konnte, wo er im Geiste war — und dann verstärkten die Töne, und es stand wieder viele Herzschläge lang dies undurchdringliche Schweigen im kleinen Raum.

„Denkt du noch an den Tag in Brescia", kam plötzlich die Stimme aus der Dunkelheit, „den Tag, an dem du mir vorschlugst, dich hierher zu bealeiten und bei dir zu bleiben in Sant Ambrogio? Denkst du daran? An dem Tage habe ich dir ein Wort gesagt, das ich gar nicht sagen wollte — das mir so entschlüpfte — und das du nicht verstehen konntest."

„Ganz genau erinnere ich mich. Ich habe mir damals den Kopf darüber zerbrochen, ich wollte dich fragen und ließ es doch, weil ich fühlte, daß ich nur ein Schweigen zur Antwort bekommen hätte. Du sagtest: ‚So werde ich in der ewigen Heimat meines Herzens sein'. — War es so?"

Franz Bartold nickte langsam mit dem Kopf.

„So war es. Das sagte ich. Der Gedanke, für lange, vielleicht für den ganzen Lebensrest hier am Gardasee zu bleiben, der preßte mir dies Wort heraus."

„Und warum — warum nanntest du den See da drunten die ewige Heimat deines Herzens, Francesco? Das verstehe ich auch heute nicht, soviel ich heute von dir kenne und verstehe."

Wieder dieses lange Schweigen, in das nur dann und wann ein Ton hineinfrach.

„Du wirst verstehen — höre zu", sagte der Blinde. „Du weißt, ich habe in München studiert. Es war im letzten Frühling vor dem Weltkrieg, ich war gerade fertig geworden mit meinem Studium und Examen und sollte zum Herbst ein Engagement am Hoftheater in Stuttgart antreten. Als zweiter Kapellmeister — so sonderbar mir das jetzt vorkommt. Aber wer weiß, was aus einem geworden wäre. Ich hatte in München einen alten Lehrer, der meinte es immer treu und gut mit mir. Vielleicht wegen meiner Begabung, von der er etwas hielt. Aber wahrscheinlicher, weil er wußte, daß ich keinen Vater mehr hatte, nur eine uralte und kränkliche Mutter, und daß ich so gut wie allein stand in der Welt. Als ich nun fertig war, sagte er zu mir — ich höre seine Stimme, als wäre es gestern gewesen: ‚Bartholo', sagte er, ‚ich rate Ihnen gut. Sie sind überarbeitet. Spannen Sie doch gründlich aus, bevor Sie sich unter das Joch begeben. Denn das Theater ist ein Joch für jede freie Seele. Man muß robust sein, damit es einem nicht den Nacken wund scheuert. Und wie Sie jetzt sind, sind Sie mir nicht robust genug.' — Ich höre deutlich die gute Stimme! ‚Spannen Sie aus', sagte er, ‚gehen Sie irgendwohin in Gottes freie Natur! Legen Sie sich wochenlang in eine Bergwiese, schauen Sie in den Himmel — es gibt nichts Besseres!'

„Ein guter Rat. Und du befolgtest ihn?"

„Natürlich befolgte ich ihn. Was lag damals einem jungen Menschen, der in München studierte, näher, als über die Alpen zu fahren? Daheim in Bayern war es noch unwirtlich. Hier am Gardasee blühte der Frühling. Ich vergesse die Tage nicht. Die Blüten hier unten. Und drüben die Schneegipfel. Und die Bergbäche, die von der Schneeschmelze rauschten. Immer sehe ich das noch vor meinem inneren Auge und höre es immer noch. Ich war damals wochenlang in Torbole, das zu der Zeit noch österreichisch war, ich wohnte in einem alten Albergo mitten im Ort. Und jeden Morgen lief ich hinaus in den göttlichen Tag und kletterte in den Bergen umher und lag im Schatten der hundertjährigen Oelbäume. Und ahnte nicht, daß die Schritte meines Schicksals schon auf dem Weg zu mir waren —"

Er schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

„Es gibt ein Lied von Richard Wagner, das heißt ‚Träume', darin kommt eine Stelle vor — merk auf —, so:"

Und er griff ein paar Akkorde und öffnete ein wenig den Mund und summte vor sich hin:

„Träume, wie wenn Frühlingssonne
Aus dem Schnee die Blüten küßt —"

„Du mußt es mir einmal ganz singen und spielen", sagte der Pfarrer. „Erzähle weiter!" Hingegeben an die Erinnerung spielte Bartold immer noch die Melodie.

„Dieses Lied ist mir zum Schicksalslied geworden", sagte er dann, und seine Stimme schwankte dabei: „Denn eines Tages auf einem Spaziergang, weit vor dem Dorf, habe ich es gehört — ich kannte es wohl, aber mir war, als hörte ich es damals zum ersten Male. Es klang aus einem Fenster des letzten Hauses. Eine Frauenstimme sang es. Eine wundervolle Frauenstimme. Ich blieb wie gebannt stehen, so mächtig griff es mir ans Herz. Ich versteckte mich hinter einem blühenden Ginsterstrauch, um zu lauschen. Immer wieder hob das Lied von neuem an. Ich verstand: Da war eine Sängerin, die es übte. Obwohl sie es für mein Gefühl so vollendet sang, daß da nichts mehr zu üben war. Und dann — dann sah ich sie. Sie kam ans Fenster. Sie stand lange im Fensterrahmen und schaute auf den See hinaus. Und plötzlich — weißt du, mit einer beinahe wilden Bewegung, breitete sie beide Arme aus, als wollte sie die ganze herrliche Landschaft umarmen und ans Herz ziehen. In diesem Augenblick war ich ihr verfallen. Als ob ich selbst ein Teil davon wäre, was sie an ihr Herz preßte."

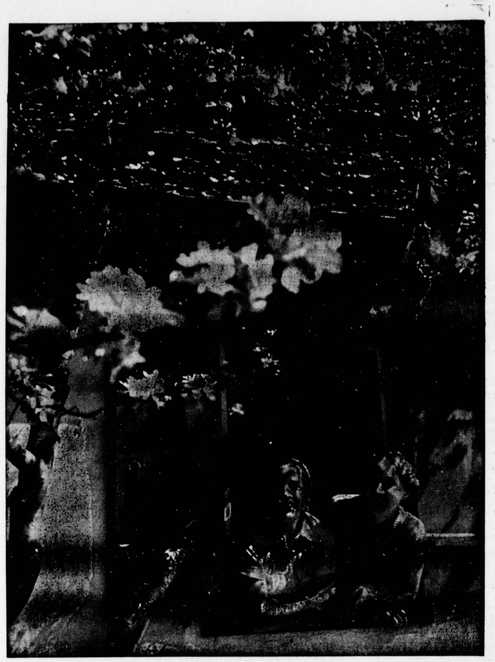
„War sie schön?" fragte der alte Pfarrer in das Schweigen hinein; und, da er keine Antwort bekam, sondern nur den schweren Atem des Freundes hörte: „Du hast sie dann kennengelernt?"

„Kennengelernt, ja", sagte Bartold. „Aber was will das arme Wort bedeuten, kennengelernt! Gar nichts bedeutet es! Leicht wie die Luft wiegt es. Sie war Italienerin", fuhr er fort, „Tochter eines Beamten, eines Diplomaten, glaube ich. Sie war in Wien aufgewachsen. Sie sprach Deutsch wie Italienisch. Sie hatte Gesang studiert. Nicht als Beruf, nur um ihre Stimme auszubilden. Und nun war sie hier bei österreichischen Freunden am Gardasee, für ein paar Frühlingswochen. Ich habe nicht ergrafet und gerubt, bis ich sie kennenlernte, so ist man mit fünfundzwanzig — und dann —"

Er brach ab, verlor sich in tiefes Sinnen, das nicht mehr zum Wort werden wollte. Aber plötzlich begann er die Balgen zu treten, er zog ein paar Register, er hub an zu spielen, und Majelli lauschte bewegt: denn was sich da in der Dunkelheit loslöste und emporschwang, das war ein Motiv, das er immer und immer wieder gehört hatte, wie es sang und zärtlich und dann jauchzend und jubelnd vom Orgelchor niederschwebte, das immer wiederkehrte und nicht enden wollte: nun erst verstand er es ganz.

„Hast du sie so lieb gehabt?" fragte er leise.

„Liebgehabt!" Der Blinde stieß es hervor. „Liebgehabt! Das sagt sich so hin! Aber wie — mein, Giuseppe, das weißt du nicht! Das kann dein Priesterherz nicht wissen. Ich selber habe ja vorher gar nicht gewußt, daß man einen Menschen so lieben kann. Ich war so jung, so glühend! Ich hatte nie vorher eine Frau berührt. Ich, wenn ich zurückdenke, ist mir's, als hätte ich nur ein einziges Mal in meinem Leben wirklich gelebt — in meinem Leben drüben am anderen Ufer, verstehst du? Als hätte ich nur in diesen Frühlingswochen, diesen heißen Sommerwochen voller Liebe gelebt und geblüht! Wahrhaftig, so ist mir heute noch zumute! Und dann der Krieg! Ich mußte nach München. Mußte ins Feld, nach Frankreich. Und dort — dort bekam ich, im tiefen Winter, die furchtbare Nachricht —" Wieder schwieg er. Schwieg und seufzte tief.



Urlaub in der Zeit der Blüte (Mauritius)

„Welche Nachricht?" fragte der Pfarrer vorsichtig.

„Daß sie von zu Hause fort war. Im Bösen fort, verstehst du? Weil sie ihren Zustand —"

„Madre di Dio!" murmelte Majelli und faltete in der Dunkelheit die Hände. „Sie hat ein Kind von dir?"

Lange kam keine Antwort. Dann nur ein Flüstern, ganz fern.

„Ich weiß nicht. Ich weiß nichts mehr. Alles ist dunkel. So dunkel wie um mich her. Und wie in mir."

Das Flüstern erlosch.

Nichts war im Raum als das leise Lispeln und Rauschen der harten Oelbaumblätter im Nachtwind.

Majelli hörte die schlurfenden Schritte des Freundes, der sich von der Bank hob und durch das Zimmer tastete.

Er ging ihm nach, das Herz voll Angst und Mitleid, rührte ihn an der Schulter, strich über seinen Kopf, der die Stirn gegen die Kalkwand preßte.

„Francesco! Freund! Liebster Freund, fasse dich! Was muß der Allmächtige noch mit dir vorhaben, daß er dich hierher zurückgeführt hat!"

Er faßte ihn unter dem Arm, leitete ihn zum Sessel, drückte ihn hinein.

„Und hast du denn niemals versucht, zu erfahren, wo sie ist?" fragte er nach einer Weile. „Und was aus dem Kind geworden ist?" Keine Antwort. „Das wäre doch, meine ich, deine Pflicht gewesen, Francesco?"

Da brach es aus dem Blinden hervor:

„Hast, recht, Giuseppe! Hast recht, tausendmal! So wär' es gewesen, und ich habe mir es tausendmal gesagt! Und es ist auch nicht zu entschuldigen, durch nichts zu entschuldigen! Oder doch", fuhr er ruhiger fort, „etwas vielleicht mindert meine Schuld. Daß sie es wohl selber nicht gewollt hat. Sie hat mir nicht gesagt, wo sie war. Und ich, was konnte ich tun? Ich war Soldat in Frankreich, wir hatten den ganzen Winter die furchtbarsten Kämpfe, erst in den Argonnen, dann an der Somme. Was hätte ich tun können? Ihr schreiben? Wohin? Ich wußte nicht, wo sie war, sie hatte es mir absichtlich verschwiegen, sie wollte nicht, wollte nichts von mir hören! Und dann, im Frühjahr, dann kam ja eure Friedenserklärung — und auch zwischen Deutschland und Italien brannte der feurige Graben."

„Aber später? Später?" fragte Majelli dringend. „Später als wir uns schon kannten? Als du hier in Italien warst. Warum hast du dich da mir nicht anvertraut? Ich hätte dir doch vielleicht helfen können, sie ausfindig machen können, damit du — verstehst, Freund", setzte er mit milder Stimme hinzu, „ich will nicht richten, da sei Gott vor! Gottes ist das Gericht, nicht der Menschen. Aber du hattest doch ein großes Unrecht an ihr gutzumachen?"

„Ich habe mich geschämt", preßte Bartold zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor. „Ich habe mich geschämt. Vor ihr! Vor dir! Vor mir selbst! Sage ruhig, ich bin ein feiger Hund. Ich habe mir es tausendmal selber gesagt."

Der alte Pfarrer schüttelte im Dunkeln den Kopf. Sein Herz floß über vor Mitleid mit diesem Beichtkind, dem seltsamsten, von dem er je die Beichte gehört.

„Nein", sagte er, „das sage ich nicht von dir, Francesco, und das denke ich nicht von dir. Wer das so lange Jahre mit Schweigen getragen hat, den hat niemand das Recht, feige zu nennen."

„Ja, siehst du!" rief da Bartold, und er griff in der Finsternis, mit der Sicherheit des Blinden, nach des Priesters wolker Greifenhand und drückte und preßte sie, wie er es noch nie getan in all den Jahren ihrer Freundschaft und Gemeinsamkeit. „Jetzt siehst du, was auf mir gelegen hat, wie ein Felsblock, die ganze endlose Zeit über! Jetzt siehst du, wie mich das Schicksal in seine fürchterliche Kelter genommen hat.

Und hat mich gepreßt und gepreßt, daß mein rotes Lebensblut heraussprang. Daß Musik aus mir sprang und brach wie Blut! Fühle das — du! —, daß ich immer habe denken müssen: irgendwo in der Welt lebt ein Kind von mir! Ein unschuldiges Kind! Und ich kenne es nicht, und es kennt mich nicht! Und wenn es mich kennen würde, dann müßte es mich verfluchen, wie seine arme Mutter mich wohl verflucht, all die Jahre lang. Und davon, du mein einziger Freund, davon habe ich die ganze Zeit gespielt. Das allein war all meine Musik! Immer neu habe ich es sagen müssen, habe es wälzen müssen, wie den Stein des Sisyphus in der Sage, immer neu das immer Alte — und habe mir's doch nicht von der armen Seele geschafft, das weiß ich heute! Und der Frieden, der in mir war und all die Jahre lang, der mir hier auf deinem gesegneten Boden gewachsen ist wie süßer Wein, der ist nichts als ein Scheinfrieden gewesen, auch das weiß ich nun. Ach, warum —" die klagende Stimme zerbarst in einem Schrei der Not — „warum ist der Fremde gekommen und hat sie alle wieder aufgeweckt, die Toten auf dem Friedhof meiner Seele?" (Forts. folgt.)

Welt der Frau

Die böhmische Küche

Von Prof. Dr. A. R. Franz

Mit dem Protektorat über Böhmen und Mähren hat das Reich nicht nur zwei der reichsten und fruchtbarsten Länder erworben, sondern auch ein Gebiet, in welchem der Freund einer guten Küche in jeder Hinsicht auf seine Rechnung kommt. Nicht als ob Böhmen und Mähren sich durch einen großen Reichtum von Spezialitäten und Leckereien und eine besonders eigenartige Küche auszeichnen würden; aber die durchschnittliche einfache Küche ist hier zur früheren Vollendung entwickelt, nicht so sehr hohe Kochkunst als vielmehr edelstes Koch-Kunsthandwerk. Ich habe fast alle Länder Europas bereist und auch vom kulinarischen Standpunkt studiert und kann auf Grund meiner Erfahrungen behaupten, daß selten irgendwo anderwärts in der Welt — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — im allgemeinen so ausgezeichnet gebraten und gebacken wird wie in Böhmen und Mähren. Teilweise gibt eine Vorstellung davon die berühmte Wiener Küche, die in ihren Grundlagen hauptsächlich auf der böhmisch-mährischen Küche beruht mit einigen alpenländischen und etwas ungarischem Einschlag. Das ist dadurch erklärlich, daß bis zum Weltkriege die Bevölkerung Wiens und besonders deren Hausgesindel sich hauptsächlich durch Zuwanderung aus den Sudetenländern ergänzte. In den Wiener Bürgerhäusern spielte die „böhmische Köchin" sie konnte natürlich auch aus Mähren sein) eine große Rolle. Sie brachte die Speisen der Heimat und deren Zubereitungsart nach Wien mit und drängte die alte, nicht so abwechslungsreiche, nicht so geschmackvolle bodenständige Küche immer mehr zurück. Und nun ist die Wiener Küche überall bekannt und geschätzt, ihre Stammutter, die böhmisch-mährische Küche, muß aber für die große Welt erst neu entdeckt werden.

Das fruchtbare Land bringt alles zum Leben Notwendige in reicher Menge und bester Qualität hervor. Daß die daher meist wohlhabende ländliche und bäuerliche Bevölkerung aber betreibt ist, diese reichen Gaben der Natur auch in schmackhafter Form zu genießen, ist vielleicht auch einem anderen historischen Grunde zuzuschreiben. Auf den zahlreichen Schlössern des reichen böhmisch-mährischen Großgrundbesitzes, wo man bis in die letzte Zeit noch ein wirklich feudales Leben führte, ob es natürlich seit Generationen zahlreiche Küchenmägde, die dann wieder Bauern- und kleine Handwerker heirateten oder als selbständige Köchinnen in die Stadt gingen. Ihre in der hohen Schule der Schloßküche abgerackte Kenntnis von den Grundlagen und Kunstgriffen der Kochkunst benützten sie dann, um die ländliche oder kleinbürgerliche Küche weit über das anderwärts übliche Durchschnittsmaß hinaus zu heben. Die Grundelemente einer guten Küche, das rostfreie Braten und Backen und das maßvolle und geschmackvolle Würzen zu einer weichen Sämischung zu feinern. Selbst in kleinen Orten Böhmens und Mährens kann man ganz vorzüglich essen. Wahre Gebichte der Bratkunst sind fast überall z. B. Gänse-, Enten-, Schweinebraten, zart und weich, mit einer glasharten unter den Zähnen zerblitternden Haut, nicht zu fett, nicht zu trocken, wie sie ein Herrschaftskoch nicht besser herstellen könnte. Hier wird das Kochen eben nicht als eine notwendige, aber unangenehme Pflicht angesehen, hier wird mit viel Sachkenntnis und vor allem mit Liebe gekocht.

Der Großgrundbesitz, die zahlreichen Mühlen, Zuckerfabriken und Brauereien ermöglichen durch ihre Abfallprodukte eine verhältnismäßig billige Mästung von Rindern und Schweinen. Aus Böhmen und Mähren bezog Wien vorzugsweise sein berühmtes Mastochsenfleisch. Wie in Wien wird auch hier das Rindfleisch mit Vorliebe gekocht genossen. Dabei gewinnt man noch eine vorzügliche, kräftige Suppe. Als besondere Spezialität ist hier als Beilage beliebt Oberösterreich oder Wandelkraut, aber Dillensauce mit einem „böhmischen Knödel". Der Großgrundbesitz beat aber auch einen sehr bedeutenden Wildbestand, vor allem Hasen, Fasane und Rebhühner, die auch einen wichtigen Exportartikel, hauptsächlich nach Frankreich und England, bilden. Wildbret, anderwärts vielfach eine seltene Delikatesse, ist hier ein in weiteren Kreisen ziemlicher billiger Braten.

Geradezu wie die Gänsezucht in Mecklenburg und Pommern geographisch durch die Landschaft der Seenplatte bedingt ist, ist auch die in Böhmen und Mähren vielfach betriebene Teichwirtschaft die Voraussetzung für ausgiebige Gänse- und Entenzucht. Mächtige Gänseleberen werden in großen Mengen nach Straßburg ausgeführt, wo sie zu den berühmten Pasteten verarbeitet werden. Gänse- und Entenbraten und dazu Kraut in zahlreichen, aber stets trefflichen Zubereitungsarten können in ihrer Vollkommenheit kaum mehr überboten werden.

Die zahlreichen Teiche liefern auch Riesenmengen von Fischen, vor allem Karpfen für das Inland und den Export. Eine besondere Art der Zubereitung ist neben dem allgemeinen üblichen gebackenen der „böhmische Karpfen" in einer schwarzen Biersauce.

Die Schweinezucht liefert nicht so viel Fettschweine wie Ungarn, sondern zarte Jungschweine für Braten und vor allem für die berühmten Prager Schinken. Mit den meisten Prager Selchereien ist als besondere Spezialität der Stadt eine Restauration verbunden, in der man nur in Würsten. Geflechten und allen sonstigen Delikatessen, die vom Schwein kommen, wahrhaft schwelgen kann. Prag und Kremsier sind zwei Zentren der Selcherei. Hier und in anderen Orten werden ausgezeichnete Spezialitäten von Würsten wie die unendlich langen, dünnen Kadanoffi, Kremsierer Würstel, Nautischeiner Klobassi u. a. m. erzeugt. Die beliebteste Beigabe dazu ist Krenn oder Kraut. Der böhmische Maliner Krenn, süßsich milde und doch etwas scharf und aromatisch, gehört jedenfalls zu den besten Krennsorten der Welt. Zu Geselchtem, Würsten und Braten wird vorzugsweise Kraut gegessen, das besonders in Mähren von einer Zartheit und einem Wohlgeschmack ist wie kaum anderswo. Das zarte, haarbünn geschnittene, feingewürzte Sauerkraut aus den Dörfern üblich von Brünn ist ein bekannter Exportartikel.

Die Gemüse werden stets „eingebrannt", sie sind nicht so trocken oder pappig oder wässerig wie in vielen anderen Gegenden, nicht so fett, schwer und überwürzt wie in Ungarn oder Südslawien. Gemüse, Mehl, Fett und Würze — nichts zu viel und nichts zu wenig — vereinigen sich zu einer geradezu idealen kulinarischen Symphonie. Sämtliche Gemüsearten, sämtliche Kohlsorten sind der Gegenstand einer besonders sorgfältigen Pflege. Wir meinen nicht die kurzen Nachfröster. Die sachlich und schlicht hingeschrieben sind. Das sind Dinge, die genau so gut von Männern wie von Frauen geschrieben sein könnten. Wir meinen die richtigen Frauenbriefe, die Briefe, denen man sofort ansieht, daß sie seelische Fracht geladen haben, daß sie uns die glänzende Munterkeit eines lebhaften Frauengeistes und zugleich die seelische Tiefe eines seltenen Frauengemütes mitteilen sollen. Das sind Schriftstücke, an denen sich die Leidenschaft eines Graphologen entzünden könnte. Kümmelt am Gesamtbild. Die ersten Zeilen der ersten Seite sind mit breiten, großen, majestätischen Kanzlerbuchstaben geschrieben. Gedankenstriche und weite Zeilenabstände schaffen Raum für die einzelnen Gedanken und Empfindungen. Die zweite Seite des Briefbogens ist nach unter alter Sitte vorerst frei gelassen worden. Es steht zwar was drauf, aber es paßt im Sinn nicht mit dem Vorhergehenden zusammen. Man ist verdutzt, und mancher muß, schon hier die Lektüre aufgeben. Der gewitzte Leser von Frauenbriefen, der Kenner dieser komplizierten Materie, wird nach der ersten Seite das Briefbogens noch keinen Blick auf die zweite Seite werfen. Er fährt gleich bei der dritten Seite fort, die äußerlich noch die freie Beweglichkeit der ersten Seite atmet. Auf der vierten Seite verändert sich das Bild. Die Zeilenabstände sind dahin. Die Oberlängen und Unterlängen der Buchstaben hocken ineinander herum, als ob sich zwei Igel mit gefräuselten Stacheln zu Leibe rücken würden. Man spürt, daß hier ein vorausschauender Geist in Aufregung geriet. Wer wird oder fertig sein, das Papier oder meine Gedanken? Ach, wir hätten noch so viel zu sagen. Wie, das Papier, das banale Papier wagt es, den Gedanken auf eine irdische Rolle festlegen zu wollen? Da kennt ihr die Größe weiblichen Geistes schlecht. Wir wühlen fest kleinere Buchstaben, wir nützen die Fläche bis an den Rand hinaus, die Schrift duckt sich, sie wird zur Zwergenschrift, dem Papier zum Hohne. Aber das Ende der Seite nähert sich. Soll das Papier doch noch triumphieren? Nimmermehr. Wir tun das Aeußerste, wir setzen nur frei gelassenen zweiten Seite zurück einer Universität schreibt die Tochter ihrem Vater: „Lieber Papa, der Assistent unseres Seminars ist ein junger Mann, der doch wohl sein Fach gründlich versteht. Ich meinerseits 17 Liebesbriefe. Schicke mir doch 100 Mark, ich komme mit dem Wechsel nicht aus." Den Wechsel schreibt sie leserlich. Mit der Geschichte vom Assistenten seltet sie das Herz des Vaters. Es scheint unmöglich zu sein, von Frauen etwas klipp und klar, rundheraus und eindeutig zu erfahren.

Ein und wieder begegnet man leserlichen Frauenbriefen oder solchen, die mit Schreibmaschine geschrieben sind. Welche Fülle freundlich-schalbafter Beobachtungen, wie viel Charme, wie viel Geschicktheit ist da zu gewinnen. Wüßten die Frauen, daß sie viel von ihren besten Einfällen und Neuigkeiten durch Unleserlichkeit verwenden. Sie würden alle noch mal schreiben lernen, und zwar eine für Männer leserliche Schrift. Können Frauen Briefe schreiben? Nach den wenigen Proben, die man aus dem Land der Unleserlichkeit herausbekommt, steht zu vermuten, daß die Frauen die besten Briefschreiber sind. Aber man wird wie wagen dürfen, das allgemein zu behaupten. Dazu ist die Zahl der leserlichen Frauenbriefe zu gering. Es tut mir leid.

Können Frauen Briefe schreiben?

Von Leopold Martius

Können Frauen Briefe schreiben? Man sagt ihnen nach, daß sie es können. Aber niemand weiß etwas Bestimmtes darüber.

Freut man die Frauen selber, so sagen sie: Ja, wir sind tüchtige Briefschreiber, empfindsame Briefschreiber, bezaubernde Briefschreiber. Ihr Männer verdient unsere Briefe nicht, ihr verdient sie nicht. Wir schreiben nicht mit dem Verstand, wir schreiben mit dem Herzen. Unsere ganze schöne und heitere Seele legen wir mit ärtlichen und spitzigen Federn vor den Empfängern unserer Briefe bloß. Aber man muß Briefe lesen können. Es gibt Männer, denen die Betonnnisse einer schönen Seele wie Briefmarken nachkleben. Aber es bleibt bei Briefen, die ihn nicht erreichen. Die Frauen werfen den Männern vor, daß sie ungerührt durch schmeichelnde Briefe von anderen Frauen gefesselt werden, nun sie einmal fern sind, daß sie ihnen auf der Promenade nachschauen, obwohl der Brief von der Gattin, die daheim blieb, in der Brieftasche mitsteckt knistert. Daß sie mit ihnen ins Gespräch kommen, daß sie ihnen Schmuck schenken, den sie der Ehefrau nie geschenkt hätten. Dies alles und noch mehr trog des seidenen Seelengespinstes, das die Briefe der Frau über das Haupt des Mannes zu werfen sich bemühen. Warum? Können Frauen eben doch nicht Briefe schreiben? Sind ihre Briefe nicht wirksam? Oder sind die Männer zu verstockt, zu hart, zu herzlos, um von der zarten Botschaft ergriffen zu werden? Die Frage nach den Briefen der Frauen ist nicht ganz ohne Bedeutung für das Lebensglück und für das Verständnis der Menschen untereinander.

Man weiß, wie Frauenbriefe aussehen. Sie haben an Häufigkeit abgenommen, weil heute mehr telefoniert wird. Aber wenn sie geschrieben werden, sehen sie heute genau so aus wie ursprünglicher billiger Braten.

Geradezu wie die Gänsezucht in Mecklenburg und Pommern geographisch durch die Landschaft der Seenplatte bedingt ist, ist auch die in Böhmen und Mähren vielfach betriebene Teichwirtschaft die Voraussetzung für ausgiebige Gänse- und Entenzucht. Mächtige Gänseleberen werden in großen Mengen nach Straßburg ausgeführt, wo sie zu den berühmten Pasteten verarbeitet werden. Gänse- und Entenbraten und dazu Kraut in zahlreichen, aber stets trefflichen Zubereitungsarten können in ihrer Vollkommenheit kaum mehr überboten werden.

Die zahlreichen Teiche liefern auch Riesenmengen von Fischen, vor allem Karpfen für das Inland und den Export. Eine besondere Art der Zubereitung ist neben dem allgemeinen üblichen gebackenen der „böhmische Karpfen" in einer schwarzen Biersauce.

Die Schweinezucht liefert nicht so viel Fettschweine wie Ungarn, sondern zarte Jungschweine für Braten und vor allem für die berühmten Prager Schinken. Mit den meisten Prager Selchereien ist als besondere Spezialität der Stadt eine Restauration verbunden, in der man nur in Würsten. Geflechten und allen sonstigen Delikatessen, die vom Schwein kommen, wahrhaft schwelgen kann. Prag und Kremsier sind zwei Zentren der Selcherei. Hier und in anderen Orten werden ausgezeichnete Spezialitäten von Würsten wie die unendlich langen, dünnen Kadanoffi, Kremsierer Würstel, Nautischeiner Klobassi u. a. m. erzeugt. Die beliebteste Beigabe dazu ist Krenn oder Kraut. Der böhmische Maliner Krenn, süßsich milde und doch etwas scharf und aromatisch, gehört jedenfalls zu den besten Krennsorten der Welt. Zu Geselchtem, Würsten und Braten wird vorzugsweise Kraut gegessen, das besonders in Mähren von einer Zartheit und einem Wohlgeschmack ist wie kaum anderswo. Das zarte, haarbünn geschnittene, feingewürzte Sauerkraut aus den Dörfern üblich von Brünn ist ein bekannter Exportartikel.

Die Gemüse werden stets „eingebrannt", sie sind nicht so trocken oder pappig oder wässerig wie in vielen anderen Gegenden, nicht so fett, schwer und überwürzt wie in Ungarn oder Südslawien. Gemüse, Mehl, Fett und Würze — nichts zu viel und nichts zu wenig — vereinigen sich zu einer geradezu idealen kulinarischen Symphonie. Sämtliche Gemüsearten, sämtliche Kohlsorten sind der Gegenstand einer besonders sorgfältigen Pflege. Wir meinen nicht die kurzen Nachfröster. Die sachlich und schlicht hingeschrieben sind. Das sind Dinge, die genau so gut von Männern wie von Frauen geschrieben sein könnten. Wir meinen die richtigen Frauenbriefe, die Briefe, denen man sofort ansieht, daß sie seelische Fracht geladen haben, daß sie uns die glänzende Munterkeit eines lebhaften Frauengeistes und zugleich die seelische Tiefe eines seltenen Frauengemütes mitteilen sollen. Das sind Schriftstücke, an denen sich die Leidenschaft eines Graphologen entzünden könnte. Kümmelt am Gesamtbild. Die ersten Zeilen der ersten Seite sind mit breiten, großen, majestätischen Kanzlerbuchstaben geschrieben. Gedankenstriche und weite Zeilenabstände schaffen Raum für die einzelnen Gedanken und Empfindungen. Die zweite Seite des Briefbogens ist nach unter alter Sitte vorerst frei gelassen worden. Es steht zwar was drauf, aber es paßt im Sinn nicht mit dem Vorhergehenden zusammen. Man ist verdutzt, und mancher muß, schon hier die Lektüre aufgeben. Der gewitzte Leser von Frauenbriefen, der Kenner dieser komplizierten Materie, wird nach der ersten Seite des Briefbogens noch keinen Blick auf die zweite Seite werfen. Er fährt gleich bei der dritten Seite fort, die äußerlich noch die freie Beweglichkeit der ersten Seite atmet. Auf der vierten Seite verändert sich das Bild. Die Zeilenabstände sind dahin. Die Oberlängen und Unterlängen der Buchstaben hocken ineinander herum, als ob sich zwei Igel mit gefräuselten Stacheln zu Leibe rücken würden. Man spürt, daß hier ein vorausschauender Geist in Aufregung geriet. Wer wird oder fertig sein, das Papier oder meine Gedanken? Ach, wir hätten noch so viel zu sagen. Wie, das Papier, das banale Papier wagt es, den Gedanken auf eine irdische Rolle festlegen zu wollen? Da kennt ihr die Größe weiblichen Geistes schlecht. Wir wühlen fest kleinere Buchstaben, wir nützen die Fläche bis an den Rand hinaus, die Schrift duckt sich, sie wird zur Zwergenschrift, dem Papier zum Hohne. Aber das Ende der Seite nähert sich. Soll das Papier doch noch triumphieren? Nimmermehr. Wir tun das Aeußerste, wir setzen nur frei gelassenen zweiten Seite zurück einer Universität schreibt die Tochter ihrem Vater: „Lieber Papa, der Assistent unseres Seminars ist ein junger Mann, der doch wohl sein Fach gründlich versteht. Ich meinerseits 17 Liebesbriefe. Schicke mir doch 100 Mark, ich komme mit dem Wechsel nicht aus." Den Wechsel schreibt sie leserlich. Mit der Geschichte vom Assistenten seltet sie das Herz des Vaters. Es scheint unmöglich zu sein, von Frauen etwas klipp und klar, rundheraus und eindeutig zu erfahren.

Ein und wieder begegnet man leserlichen Frauenbriefen oder solchen, die mit Schreibmaschine geschrieben sind. Welche Fülle freundlich-schalbafter Beobachtungen, wie viel Charme, wie viel Geschicktheit ist da zu gewinnen. Wüßten die Frauen, daß sie viel von ihren besten Einfällen und Neuigkeiten durch Unleserlichkeit verwenden. Sie würden alle noch mal schreiben lernen, und zwar eine für Männer leserliche Schrift. Können Frauen Briefe schreiben? Nach den wenigen Proben, die man aus dem Land der Unleserlichkeit herausbekommt, steht zu vermuten, daß die Frauen die besten Briefschreiber sind. Aber man wird wie wagen dürfen, das allgemein zu behaupten. Dazu ist die Zahl der leserlichen Frauenbriefe zu gering. Es tut mir leid.

Die Geheimkammern in der Handtasche

Ein Mann über eine Frauenangelegenheit

Die Handtasche ist für die Frau eine unentbehrliche Begleiterin durchs Leben. All die kleinen Gegenstände, die zur Befriedigung der mannigfaltigen persönlichen Bedürfnisse dienen, führt die Frau außerhalb des Hauses in einer Handtasche mit sich. Die verschiedensten Arten von Taschen, groß, klein, viereckig, rund, farbig, zum Kleid passend, je nach Neigung und Geschmack der Besitzerin, dienen alle dem einen Zweck, geheimnisvoll und schon alles in sich zu verbergen. Wie unersättlich eine Tasche zum Aufnehmen des bunten Allerlei ist, ist kaum zu beschreiben.

Die Frauen sehen es nicht gern, wenn ein anderer seine Nase neugierig in diese Geheimkammer steckt! Sie wissen ganz genau, so mancherlei ist darin, was „eigentlich" nicht mehr zum Aufbewahren unbedingt nötig wäre. Aber — sie schleppen lieber ein kleines Warenlager unter oder am Arm umherzugt mit sich herum, — bis eines Tages die Generalinventur endlich fällig geworden ist, weil das Suchen eines bestimmten Gegenstandes jetzt Mühe macht. Also wird im vereinfachten Verfahren die Tasche ausgeleert. Einträchtig nebeneinander liegen Geldstücke, Kleistifte, Briefe, Paß, Fotos, Taschentuch, verflekte Briefmarken, eine leere Puderdose, ein abgebrochenes Stück vom Lippenstift, Kamm, Nadeln, eine zerquetschte Zigarette und vieles andere mehr. — Ein Lohnarbeiter in fröhlicher Vereinigung!

Mehr Zweckmäßigkeit! Fast alle Taschen haben mehrere Fächer, die zum getrennten Aufbewahren vieler Dinge geeignet. Das Taschentuch allein muß schon aus hygienischen Gründen immer gesondert verwahrt werden. Schlüssel gehören in eine Extratasche, Fotos, Nähzeug und Teile der Schönheitspflege kommen in Necessaires, die es in entzückender praktischer Kleinheit für die Tasche zu kaufen gibt. Eine leidige Angewohnheit ist es, das Geld lose aufzubewahren oder unbeantwortete Briefe hinein in die Tasche zu stopfen. Es kann doch einmal eine unbefugte Hand in der Tasche „aufräumen". Man vermeide auch lange solchen Möglichkeiten vor und halte auf Ordnung. Welch ein schlechten Eindruck macht es auf die Umgebung, wenn eine Frau zwischen allen möglichen Dingen einen bestimmten Gegenstand nach langem, verzweifeltem Suchen findet, nachdem sie erst einen

Utopien, DIE WAHRHEIT WURDEN

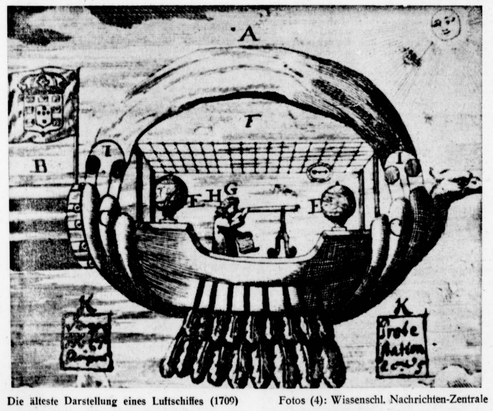
Vorahnungen technischer Errungenschaften unserer Zeit - vor Jahrtausenden

Wir schmeicheln uns gern, die technischen Errungenschaften unserer Zeit als etwas ganz Besonderes, als einen noch nie vorher dagewesenen Triumph des menschlichen Erfindungsgeistes zu betrachten. Aber weder das Auto oder Unterseeboot, noch das Segelflugzeug oder der Zeppelin sind wirklich etwas grundsätzlich Neues. Mehr oder weniger brauchbare Vorstufen oder wenigstens Vorahnungen dieser modernsten technischen Leistungen finden sich schon viele Jahrhunderte vor unserer Zeit . . . es ist wirklich auch auf diesem Gebiete alles schon dagewesen, wenn auch nur der Idee, nicht der praktischen Ausführung nach.

Die Wundervorstellung vom Fluge, von der Ueberwindung der Schwerkraft, beherrscht die Menschheit seit den Anfangstagen ihrer Geschichte. Seit Urzeiten schon erscheinen in Sagen und Legenden fliegende Wesen. Die alte Welt schrieb vielen der Götter die Fähigkeit des Fluges zu. Psyche, Eros und Merkur können sich in die Lüfte erheben und mit außerordentlicher Geschwindigkeit Himmel und Erde durchqueren. In der Sage vom Ikarus wird diese Fähigkeit dem Menschen zugeschrieben — aber da sein Beginnen zu kühn ist, stürzt er hinab in die Tiefe.

Goya: Fliegende Menschen

Dieses Motiv des Fluges lebt in fast allen Sagenkreisen wieder, und von hier wandert es in unsere Zeit in das Gebiet der Gestaltung, der künstlerischen Darstellung. Da ist nun die recht interessante Tatsache festzustellen, daß der Künstler, durchdringen von jenen alten Wunschvorstellungen, bei aller Fantasie im Ganzen doch recht oft die richtige Lösung für diese Probleme vorausgeahnt hat. Zunächst lag es nahe, an eine Uebertragung der Prinzipien des Vogelfluges für den Menschen zu denken. Der große spanische Maler Goya stellt in einer Radierung „fliegende Menschen" dieser Art dar. Ist die nähere Entwicklung von dieser Flugart auch gegenwärtig abgekommen, so ist der sogenannte Muskelflug, der hier eine propädische Darstellung findet, doch noch keineswegs ad acta gelegt. Ein zweiter Weg, der heute bereits zum Ziele führte, ergab sich durch Beobachtung des Drachenfluges. Es lag nahe, diese Erscheinung auch für den Flug des Menschen auszuwerten. Scherzhaft schuf man die Karikatur eines Mannes, der sich mit Hilfe von zahlreichen Drachen in die Luft erhebt. In dieser Utopie ist der Segelflug doch richtig vorgeahnt — denn das Segelflugzeug ist ja nach Konstruktion und Führung eine Abart des seit dem Altertum bekannten Kinderdrachens.



Die älteste Darstellung eines Luftschiffes (1709)

Fotos (4): Wissenschl. Nachrichten-Zentrale

Das vorgeahnte Luftschiff

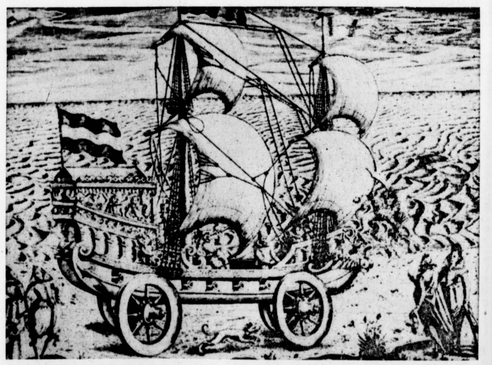
Auch die Vorstellung von einem richtigen Schiff, das die Luft durchstreift, tritt schon sehr früh auf. Lügenhafte Gerüchte vom gelungenen Aufstieg eines spanischen Jesuiten veranlosten im Jahre 1704 einen findigen Büchermacher zur Herausgabe eines Blattes „Abbildung eines sonderbaren Luftschiffes oder die Kunst zu fliegen." In einem sehr einpochigen Holzschnitt wurde der Wunderapparat radezu verblüffend ist das Bild von der Meerfahrt Alexanders des Großen, das sich in einer Handschrift des XIV. Jahrhunderts findet; der König läßt sich in einem Glasgehäuse von einem Boot aus ins Meer hinabsenken, um die Wunderwelt der Tiefe betrachten zu können. 3000 Klafter tief — so berichtet die Legende — führt die Fahrt, und in seiner „schwimmenden Truhe" sieht der Herrscher Tiere und Pflanzen, die vordem nie ein menschliches Auge sah. Diese Vorstellung von „Alexanders Meerfahrt" kehrt in vielen späteren Handschriften abgewandelt wieder, und erst vor einem halben Jahrhundert hat sich dieser Traum der Menschheit erfüllt, durch Taucher und U-Boot.

Die erste Vorahnung des Unterseebootes
Darstellung von „Alexanders Meerfahrt" in einer Handschrift des 14. Jahrh.

Die blasenden Engel als Autohupe

Auch die Idee des selbsttätigen Wagens, des „Automobils", spukt schon sehr früh in der Fantasie des Menschen. So konstruierte der Holländer Stevin im Jahre 1599 einen Segelwagen auf Rädern, der tatsächlich lief und das recht beachtliche Tempo von 84 km pro Stunde erreichte. Großes Aufsehen erregte etwa 50 Jahre später der Triumphwagen des Nürnberger Zirkelschmiedes Joh. Hautsch, den der Erfinder angeblich ganz frei, ohne Vorspann von Pferden durch Druck auf einen Knopf hinlenken konnte, wohin er wollte. Dieses Wunderwerk brachte es auf eine Geschwindigkeit von 2000 Schritt, d. h. es fuhr ca. 1,6 km die Stunde. Wenn allzu viele Leute sich heranbrängten, so konnte der Fahrer durch einen Hebel die Neugierigen mit Bier, Wein oder Wasser bespritzen. Die als Schmuck angebrachten Engel konnten im Fahren sogar die „Posaunen aufheben und blasen". Die „blasenden Engel" dürfen wir als Vorläufer der heutigen Hupe betrachten. Wie weit dieser Wagen als Vorläufig eines „Auto", d. h. selbsttätig, durch einen wirklichen Mechanismus fortbewegt wurde, läßt sich heute nicht mehr feststellen. Es ist immerhin möglich, daß es sich bei diesem Fahrzeug, das angeblich durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt wurde, um einen Betrug handelt. Die Form des Wagens läßt nämlich die Vermutung aufkommen, der wackere Herr Hautsch habe im Kasten über den Hinterachsen zwei kräftige Männer angebracht, die durch Wellen das „Auto" vorwärtsbewegten. Immerhin ist der Form und Idee nach diese Konstruktion als eine Vorstufe des heutigen Automobils zu betrachten — wenn es auch ein weiter Weg ist, der von diesem fahrenden Triumphwagen mit 1,6 km Stundengeschwindigkeit zum Rennwagen der Gegenwart führt.

Dr. L. Fischer



Einer der ersten Vorgänger des Autos: Segelwagen aus dem 16. Jahrhundert, der bei gutem Winde die recht beachtliche Geschwindigkeit von 34 km pro Stunde erreichte

Haus, Hof und Garten

„Auf gleicher Fläche mehr und Besseres"

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des deutschen Gartenbaues

Auf der 3. Reichsgartenschau in Stuttgart wird die volkswirtschaftliche Bedeutung des deutschen Gartenbaues betont in den Vordergrund gestellt. Mit voller Begründung, denn nach einer Darstellung des Reichsnährstandes beträgt der jährliche Erzeugungswert des Erwerbsgartenbaues in Großdeutschland heute 2 Mrd. RM. Hiermit übertrifft der Gartenbau sogar die Herstellungswerte mancher lebenswichtiger Industriezweige. Verglichen mit der Landwirtschaft liefert der Gartenbau wertmäßig den siebenten bis sechsten Teil ihrer Gesamterzeugung. Dabei ist hervorzuheben, daß die gärtnerisch genutzte Fläche nur etwa 3 v. H. der landwirtschaftlichen Nutzfläche umfaßt; die gleiche Fläche, die bei landwirtschaftlicher Nutzung einer Vollfamilie Lebensraum bietet, sichert gärtnerisch genutzt 6 Vollfamilien ein auskömmliches Auskommen. Trotz der geringen Anbaufläche sind im Gartenbau mit allen seinen Zweigen und in der Verarbeitungsindustrie rund 18/4 Mill. Menschen tätig.

Die Bemühungen des Gartenbaues, „auf gleicher Fläche mehr und Besseres zu leisten", werden auf der Reichsgartenschau mit allen Mitteln unterstützt. Daß es im Rahmen der Erzeugungsschlacht bisher schon gelungen ist, die Leistungen erheblich zu steigern, wird durch folgende Verbrauchsziffern nachgewiesen. Der Anteil der Eigenerzeugung am Gesamtverbrauch hat sich bei Obst von 70 v. H. (1928/33) auf 56 v. H. (1934/37), und bei Gemüse von 89 v. H. auf 98 v. H. erhöht. Dieser Erfolg ist um so größer zu veranschlagen, weil entsprechend den verbesserten Einkommensverhältnissen auch der Verbrauch gestiegen ist; während im Jahre 1935 je Volksgenosse an gärtnerischen Erzeugnissen — Gemüse, Obst, Südfrüchte, Nüsse — nur 88 kg verbraucht wurden, stieg diese Verbrauchsziffer im Jahre 1938 auf 108 kg.

An den Ertragsleistungen des Gartenbaues sind aber nicht nur die Erwerbs- und Berufsgärtner beteiligt. Sie werden ergänzt durch die Erträge aus Millionen von Kleingärten, im eigenen Besitztum von Selbstversorgern, Haus- und Siedlergärten in allen Größen. Die Tatsache, daß heute von 17½ Mill. Haushaltungen im Altreich rund 6½ Mill. einen eigenen Garten bearbeiten und aus ihm ein zusätzliches Einkommen in Gestalt von Gemüse und Obst selbst herauswirtschaften, kennzeichnet am besten, was das Kleingartenwesen für unsere Ernährungswirtschaft bedeutet. Unter diese Gruppe der Selbstversorger in Gartenerzeugnissen fallen auch diejenigen landwirtschaftlichen Betriebe, die sich mit erwerbsmäßigem Anbau nicht befassen. Für die Obstversorgung bedeutet aber die Landwirtschaft eine große wirtschaftliche Stütze, stehen doch rund 30 v. H. aller Obstbäume in Bauerngärten.

Für den Kleingärtner, der auf sich selbst angewiesen ist und seine Kenntnisse erweitern will, bietet die Reichsgartenschau viele praktische Vorbilder. An erster Stelle sind die in vier Häusern untergebrachten Lehrschauen des Reichsnährstandes zu nennen, mit zugehörigem Freilandgelände. Hier werden die Gebiete des Baumschulwesens, des Obstbaues, des Gemüse- und Samenbaues und des Blumen- und Zierpflanzenbaues eingehend behandelt. Die Lehrschau Obstbau bevorzugt den süddeutschen Verhältnissen entsprechend, die Bildung der Hochstammkrone und des Mittelstriebes. Es wird gezeigt, wie nach altbewährten Verfahren ausgelichtet wird usw., auch der aus der Schweiz übernommene „Oeschbergschnitt", der die Schädlingsbekämpfung und die Abernung erleichtern soll, wird vorgeführt. In der Lehrschau Gemüsebau können u. a. Kulturfolgen mit Zwischenkulturen beobachtet werden; die Reichssorten der bisher zugelassenen Gemüse werden angebaut, um sie mit anderen vergleichen zu können. Auch der Treibgemüsebau ist mit Fruchtfolgen beteiligt. Ferner interessiert noch besonders der Musterarbeitsschuppen mit ebenso mustergültigen Geräten, mit Mitteln zur Schädlingsbekämpfung, die Verwendung von Handelsdünger usw., über die in der Industrieausstellung und in der „Ladenstraße" Nachschau gehalten werden kann. Auch die Blumen- und Ziergpflanzenschau ist sehr lehrreich in ihrer wechselnden Bepflanzung. Nach eingehendem Studium der Lehrschauen wird man die im Ausstellungsgelände errichteten Siedlungs- und Wochenendhäuser sowie die eingerichteten Dauergärten mit um so größerem Interesse besichtigen.

Fritz Engelbart

Die Wollgewinnung beim Angora-Kaninchen

Wenn das Angorakaninchen sorgsam gehalten ist, pfleglich behandelt und richtig ernährt wird, erzielt man auch einen entsprechenden Wollanfall. Viermal jährlich wird das Angorakaninchen geschoren, jedoch ist darauf zu achten, daß das Wachstum der Haare bei Zuchtund Jungtieren weniger schnell erfolgt. Im allgemeinen wird man mit einer viermaligen Schur im Jahre rechnen können.

Sobald der Haarwuchs schön dicht und lang genug ist, wird man die Schur vornehmen. Am einfachsten geschieht dieselbe mit einer genügend scharfen Schere. Man kann jede gewöhnliche Schere verwenden, es gibt aber auch Angora-Spezialscheren, auf deren Schenkel Bügel aufgelötet sind, die eine Verletzung des Tieres bei der Schur verhindern. Bei der Schur wird das Tier bequem auf einen Tisch gelegt. Das Wollkleid muß völlig sauber sein, es wird das her vor der Schur noch einmal gründlich gebürstet. Man beginnt mit der Schur auf dem Rücken, das Haar wird gescheitelt und dicht am Körper angeschnitten. Um Schnittwunden zu vermeiden, darf die sehr lockere hängende Haut auf keinen Fall vom Körper abgezogen werden. Nachdem man den Rücken, vom Nacken beginnend, nach der Blume zu geschnitten hat, nimmt man sich die anderen Körperteile vor, und zwar den Hals, Brust, Bauch und Läufe. Sehr wichtig ist es, daß jeder Schnitt möglichst eng ausgeführt wird, da man sonst Stufen schneidet, die einen unregelmäßigen Nachwuchs des Haares mit sich bringen. In gleichmäßiger der Schnitt erfolgt, um so gleichmäßiger wird die Haarlänge, was für die Erzielung des Verkaufspreises von ausschlaggebender Bedeutung ist. Nach der Schur wird das Kaninchen nochmals gründlich nachgebürstet, um Haarreste zu entfernen und die Neubildung der Haare anzuregen. Die Angorawolle muß vom Erzeuger in gut sortiertem Zustand abgeliefert werden. Die Preise sind derschieden und richten sich nach der Länge des Haares, weshalb es ratsam erscheint, der guten Sortierung ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Wer im Scheren und Sortieren noch keine Erfahrung besitzt, läßt sich den Vorgang erst einmal praktisch vorführen. Mit der Sortierung beginnt man zweckmäßig bereits bei der Schur, da hierdurch mühevolle Arbeit eingespart wird. Jede abgeschorene Fläche wird genau gepriift. Jede abgeschorene Fläche wird genau geprüft, und die sortierten Haare kommen in Behälter, die mit der Sortennummer bezeichnet sind. Der Wollanfall der Kaninchen wird in sechs Klassen eingeteilt und dementsprechend bezahlt. Schon hieraus kann man erkennen, daß auf eine besonders gute Sortierung peinlich geachtet werden muß. Angora-Wolle darf vor der Verarbeitung nicht entwickelt werden, da sonst die natürlichen Fähigkeiten verloren gehen. Aus diesem Grunde besteben die Wollankaufsstellen auch auf peinliche Sauberkeit der Angorakaninchen-Wolle und auf sorgfältigste Sortierung. Die Wolle des Angorakaninchens soll nicht längere Zeit aufbewahrt werden, ist eine Aufbewahrung aber unbedingt erforderlich, so müssen trockene und luftige Räume gewählt werden. Papierbeutel, Blechschachteln und mit Papier ausgelegte Holzkisten eignen sich besonders zur Aufbewahrung. Auf absolutsten Motenschutz ist besonders zu achten. Die Wolle darf nicht zusammengedrückt werden, da sie sonst leicht verfilzt. Vor dem Versand ist die Wolle genau zu wiegen und sorgfältig zu verpacken. Als Sammelstelle kommt nur die Reichswollverwertung G. m. b. H., Abtlg. Angorakaninchenwolle, Berlin-Spandau, Metzerstr. 46—53, in Betracht. Sammelsendungen von Züchtern einer Siedlung oder eines Vereins sind nicht nur möglich, sondern sogar erwünscht. Die Empfindlichkeit des Angorakaninchens erfordert eine peinliche Sauberhaltung der Aufzucht. Die Stallungen müssen des öfteren gereinigt werden, und bei der Fütterung ist darauf zu achten, daß das Angorakaninchen nur bestes und bekömmliches Futter erhält. Je sorgfältiger die Pflege und Aufzucht dieser Tiere ist, um so besser ist der Haarwuchs und der Anfall der Angora-Wolle, und um so größer ist der Verdienst aus dem Verkauf der Wolle.

Die Kleinzuchtvereine, die in der Aufzucht und der Behandlung der Angorakaninchen beste Erfahrungen haben, stehen gerne mit Rat und Tat zur Seite. Gerade die Angorakaninchen erfordern eine besonders liebevolle Aufzucht und Pflege, die sich jedoch lohnt, da die Erträge aus dem Wollanfall ganz bedeutend sind.

Carl M. Ring

Balkonbepflanzung erfordert Stilgefühl

Zu jeder Art gärtnerischer Betätigung gehört nun einmal eine große Liebe und eine glückliche Hand, zum anderen aber gehören zur Balkonbepflanzung einige Kenntnisse. Ohne Kenntnis des Pflanzenlebens und der natürlichen Vorgänge im Boden kann man sich nicht gärtnerisch betätigen, selbst nicht in der kleinsten Form, in der Anlage und Pflege eines kleinen Balkongartens. Bei der Anlage einer Balkonbepflanzung überlege man sich zunächst einmal, welche Ausmaße die Bepflanzung überhaupt annehmen kann. Das richtet sich nach dem zur Verfügung stehenden Raum. Eine Reihe von Blumentöpfen nebeneinander hinzustellen empfiehlt sich nicht, da die Pflanzen in den Töpfen zu sehr eingeengt werden. Die Anlage von Blumenkästen ist daher vorzuziehen. Bei großen Balkons stellt man mehrere Kästen nebeneinander; es empfiehlt sich hier, Kästen bis höchstens 1 m Länge zu nehmen. Bei kleineren Balkons kann man auch die Abmessungen der Kästen entsprechend kleiner halten. Die Anpflanzung und Pflanzenauswahl richtet sich nach der Umgebung, die Balkonbepflanzung muß sich unter allen Umständen harmonisch in das Hausbild einfügen, aber auch nach der Bodenlage des Balkons richten, weiterhin ist ausschlaggebend, zu welchen Tageszeiten die Pflanzen der Sonnenbestrahlung ausgesetzt sind, und welchen Windzhug der Balkon hat. Hat man die passende Pflanzenart gefunden — man fragt zweckmäßigerweise einen Gärtner, da dieser mit den jeweiligen Verhältnissen am Ort vertraut ist —, so besorge man sich gute und kräftige Erde und vergesse nicht eine kleine Düngerbeigabe. Nach der Aufsaat denke man daran, daß die Pflanze zum Wachstum Masse benötigt. Allzuviel Gießen ist aber ebenso schädlich wie zu große Trockenhaltung der Balkonkästen. Stiefmütterchen, Petunien, Gebirgsbingenelken, Begonien, Geranien, Fuchsien, Lobelien, fette Henne usw. das ist so eine Auswahl der beliebtesten Balkonpflanzen, die überall zu haben sind und auch gegen die Witterungseinflüsse nicht allzu empfindlich sind.

Im Boden der Balkonkästen müssen Wasserabflußmöglichkeiten vorhanden sein, denn sonst versäuert der Boden, und die Pflanzen sterben ab. Die handelsüblichen Balkonkästen haben bereits Wasserabflußlöcher. Man lege, um das Herausfallen der Blumenerde zu verhindern, Tonscherben auf diese Löcher, achte aber darauf, daß die Möglichkeit des Wasserabsluges nicht verstopft wird.

Hederichbekämpfung auf genossenschaftlicher Grundlage

Die Bekämpfung des Hederichs als einer der unangenehmsten Vertreter der Ackerunkräuter erfordert in jedem Jahr viel Zeit und Arbeitskräfte. Im Zeichen des Mangels an ländlichen Arbeitskräften aber darf die Bekämpfung des Hederichs keinesfalls vernachlässigt werden. Hier kann nur die Unkrautbekämpfung auf genossenschaftlicher Grundlage wirksam durchgeführt werden. Die Maschinenspritze hat sich als bestes Abwehrmittel bewiesen („Mitteilungen für die Landwirtschaft", Heft 16/1939), und zahlreiche Genossenschaften sowie Saat- und Dorfschnkassen sind bereits Eigentümer derartiger Maschinenspritzen, die der Dorfgemeinschaft zur Bekämpfung des Hederichs zur Verfügung gestellt werden. Es empfehlen ist, bei der Verwendung von Raybanit (Flüssig) nicht unter einer dreiprozentigen bei Raybanit (Kulver) mindestens mit 1½prozentiger Lösung zu spritzen. Die Gesamtkosten, einschl. Leihgebühr für die Maschine, schwanken je ha zwischen 18—22 RM.

Buchstabentausch.

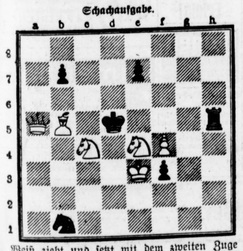
Kelter — Hose — Eger — Kaste — Dohle — Ritter — Kante — Mater — Paste — Stahl — Kunde — Hero.

In vorstehenden Wörtern ist je ein Buchstabe durch einen anderen auszutauschen. Die neuen Buchstaben müssen, aneinandergereiht, eine Hochgebirgserscheinung ergeben.

Scharade.

Der Aberglaube scheut die ersten beiden.
Die Drei gilt bei der Jagd dem Wild im Wald;
Das Ganze läßt uns viele Schmerzen leiden,
Doch weichen sie — gottlob — von ihnen bald.

Schachaufgabe.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: (12): Weiß (6): Kc3, Da5, Lb5, Se4 und e4; Bf4; Schwarz (6): Kd6, Db5, Sb1, Bb7, e7, f5.

Kreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. chemischer Grundstoff, 6. russisches Herrscherhaus, 9. Drehpunkt, 11. Bildwerk im Dom von Naumburg, 13. Brennstoff, 14. Zeichen des Tierkreises, 15. Verunreinigung der Luft, 16. Getränk, 17. Fluß in Westengland, 19. männlicher Vorname, 22. Hühnervogel, 23. nordamerikanischer Staat. — Von oben nach unten: 1. deutscher Dichter im 18. Jahrhundert, 2. Tiefenmessgerät, 3. Fadenspur, 4. Erdart, 5. Teil des Zimmers, 7. großeres Gasthaus, 8. Gebirgsgasthaus, 10. norwegischer Dichter, 11 Norne, 12. nordische Gottheit, 13. Bezirk, 18. Schallerscheinung, 20. Hafenmauer, 21. Hirschtier.

Fehlaufgabe.

Unter Hinzufügung der Silbe „Fe" als zweite in jedem Wort sollen aus nachstehenden Reihenfolge, zu ergeben deren Anfangsbuchstaben, miteinander verbunden, eine Volksfitte

ar — at — cau — chaf — da — e — grim — han — i — in — in — ka — lei — li — nal — naf — ne — pa — pot — rat re — reith — rie — sau — walk — wind.

Streich', was zu viel.

Midas — Erwin — Pacht — Lende Ferne — Saturn.

In jedem der vorstehenden sechs Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Aus den verbleibenden Resten sind vier Wörter zu bilden, die uns einen Vorgang in der gegenwärtigen Zeit nennen.

Buchstabenrätsel.

al — ol — um — is — eo — eh — im ay — yp — is — om.

Den vorstehenden elf Buchstabenpaaren gebe man einen Kopf. Die Köpfe müssen, zu einem Wort verbunden, eine Naturerscheinung ergeben.

Anagramm.

Allen Menschen ist es eigen;
Umgekehrt benennt's die Kraft.
Die nur große Männer zeigen,
Deren Geist Erbad'nes schafft.

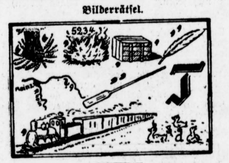
Pyramidenrätsel.

a — a — a — a — a — b — b — b — b — b — b — b — e — e — e — i — i — n — n — n — n — r — w.

Die in den waagerechten Reihen stehenden Wörter sind je aus den Buchstaben des ihnen vorangehenden Wortes und zwei weiteren Buchstaben zu bilden.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Selbstlaut, 2. Knrort, 3. bewaffneter Haufe, 4. Teil des Buches, 5. alkoholisches Getränk.

Bilderrätsel.



Auflösungen aus voriger Nummer:

Möffelsprung: Meeresstille. Sturm mit seinen Donnerschlägen kann mir nicht wie du So das tiefste Herz bewegen. Tiefe Meeresruh! Du allein nur konntest lehren Uns den schönen Wahn Seliger Musik der Sphären. Stiller Ozean! Amen.

Schau aus nach deutschen Orten: Herford, Opladen, Corbetha, Helgoland, Zielenzig, Emsdhueren, Alfeld, Treseburg, Schliersee, Ratingen, Eisleben, Ibehoe, Solingen, Ernstthal. — Doppelkreuze.

Rechenaufgabe: $\frac{880}{220}$.

Buchstabenversteck: Zingalsböhle.

Ein Buchstabe weniger: Pas(s)en, Ha(n)g, San(g), La(u)t, Bor(n), Len(d)e, Na(n)ge, R(a)ute Le(e)k Wa(h)l, Al(t)at, Ti(g)er, K(l)ette, L(e)iste, Me(h)r, Ra(c)he, Le(h)e, Weih(e). — Tagundnachtgleiche.

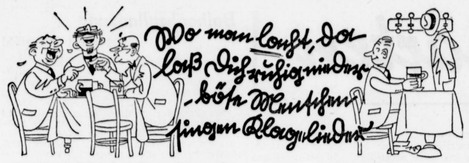
Anagramm: Geier — Eiger — Riege.

Wechselrätsel: Beil Keil Heil. Seil, Zeil.

Labyrinthaufgabe: 1—2 Lar, 2—3 Kas, 3—4 Sog, 4—5 Gong, 5—6 Gang, 6—7 Gurke, 7—8 Etage, 8—9 Einzug, 9—10 Giebel, 10—11 Lupine.

Zweisilbige Scharade: Zuglust.

Rätsel: Laune — Launen.



Mitten im Film schrie Selma auf: „Um des Himmels willen! Ich habe vergessen, das Bügeleisen abzustellen!"

„Keine Angst!" meinte Max. „Es kann nichts passieren! Ich habe den Wasserhahn im Badezimmer laufen lassen."

(Koralle)

*

Kaspar drängte vor dem Postschalter eine Dame beiseite und rief dem Beamten zu: „Schnell, schnell, sonst versäume ich noch meinen Zug!"

Der Postmann hob etwas den Kopf und sprach: „Wenn Sie Ihren Zug nicht verpassen wollen, müssen Sie nicht auf die Post, sondern auf den Bahnhof gehen!"

(Koralle)

„Wie kannst du nur behaupten, daß dein Rasiermesser nicht schneidet. Als ich vorhin Linoleum damit schnitt, hatte ich nicht die geringste Mühe." (Esquire)

A.: „Deine Frau ist die Geduld und Sanftmut in Person . . ."

B.: „Kunststück! Sie war ja auch sechs Jahre lang Verkäuferin in einem Damenhutgeschäft."

(Berliner Illustrierte Zeitung)

*

„Soll alles bis Ende nächster Woche fertig sein?" fragte der Schneider den Kunden.

„Ja — das heißt, mit der Rechnung können Sie sich Zeit lassen."

(Fliegende Blätter)

*

Lisa: „Ob ich meine Jacke noch tragen kann, wenn ich alt bin?"

Gerda: „Das wirst du ja schon bald merken." (Allgemeiner Wegweiser)

Worauf Sie sich verlassen können!

„Meiner Meinung nach würden wir sehr viel zu lachen haben, wenn wir uns so sehen könnten, wie die anderen uns sehen."

„Sicher. Wie aber würden die andern erst lachen, wenn sie uns so sehen könnten, wie wir uns sehen." (Bara Röjen)

Die Frage

Eugen Klöpfer saß einmal bei einer Einladung neben einer Dame, die wegen ihrer Korpulenz geradezu berüchtigt war.

„Ich war gestern mit einer Freundin am Wannsee", erzählte sie dem großen Schauspieler. „Wir haben uns dort draußen den ganzen Tag aufgehalten."

„Ah", fragte Klöpfer mit heuchlerischer Interessiertheit, „über wen den?"

(Lustige Blätter)

„Sagen Sie mal, es ist bereits 7 Uhr morgens, also doch wohl höchste Zeit, daß Sie nach Hause gehen."

„Will ich auch, will ich auch, wenn ich nur aus diesem Wald wieder hinauskommen wollte!"

Zeichnung: Edler (M)

Fatale Aufklärung

„Fräulein Erna lacht immer übers ganz Gesicht, wenn sie mich sieht!"

„Ja . . . über deins!"

(Fliegende Blätter)

*

„Oh, welch drollig aussehende Kuh!" rief das schicke Girl aus New York. „Warum hat sie denn keine Hörner?"

„Da gibt's viele Gründe", antwortete der Farmer. „Einige werden ohne Hörner geboren, andere verlieren später ihre Hörner, und manche bekommen nie welche. Aber der Hauptgrund, daß diese Kuh keine Hörner hat, ist der, daß sie keine Kuh, sondern ein — Pferd ist!" (Koralle)

*

Im Speisesaal eines großen Bahnhofsrestaurants hängen Oelgemälde. Eines davon zeigt „Adam und Eva" unter dem Baume der Erkenntnis in ihren berühmten Kostümen. Auf der unteren Leiste des Bilderrahmens ist ein Schild befestigt mit folgendem Inhalt:

„Für abhanden gekommene Garderobe wird kein Ersatz geleistet. Der Wirt."

(Hamburger Illustrierte)

*

„Entschuldigen Sie, sind Sie der Herr, der dem, der seine Brieftasche findet, eine Belohnung versprochen hat?"

„Jawohl, mein Lieber, wo haben Sie die Brieftasche denn gefunden?"

„Gefunden habe ich sie noch nicht, doch wollte ich, ehe ich zu suchen anfange, zunächst einmal anfragen, ob ich nicht auf die in Aussicht stehende Belohnung hin einen Vorschuß erhalten könnte." (Hausmorbladet)

*

Der Vater meinte mißbilligend zu seinem Sohn: „Als ich in deinem Alter war, hatte ich noch keine Freundin!"

Sagt der Sohn: „Das lag wohl daran, daß du zu schüchtern warst!"

„Portier, ich möchte meiner Frau gerne ein Brillantkollier kaufen, wo bekomme ich das in Ihrem Geschäft?"

„Glaswaren, dritter Stock, bitte!"

Zeichnung: Edler (M)

Emil kommt um vier Uhr nachts nach Hause. Die Frau ist übermunter.

„Wie spät, Emil?" fragt sie unheilvoll.

„Ach . . . ich weiß nicht . . . noch nicht spät . . .", meint Emil, unschuldig lächelnd.

In dieser Minute schlägt die Uhr. Sie macht vier Schläge.

„Eins . . . zwei . . . drei . . . vier Uhr!" kreischt die Frau. Da saust Emil auf die Uhr los und schlägt sie kurz und klein.

„Warum schlägst du die Uhr, Emil?"

Schimpft Emil: „Sie hat zuerst geschlagen!" (Kölnische Illustrierte Zeitung)

Einleuchtend

„Warum schreiben Sie eigentlich dauernd?"

„Sehr einfach, weil ich dauernd in der Tinte sitze." (Fliegende Blätter)

Böse Ahnung

Brummer kauft einen Wagen. Brummer sagt: „Ich hoffe, Sie werden mir mit den Wechseln entgegenkommen!"

„Ob, gewiß", meint der Verkäufer, „wir werden Ihnen damit sogar nachlaufen!"

(Lustige Blätter)

Der literarische Schneider

„Ich muß einen anderen Schneider haben, meiner liest mir zu viel. Er schreibt mir immer wieder: ‚Bei Durchsicht meiner Bücher . . .'"

(Lustige Blätter)

*

„Bitte, Herr Friedrich, mein Vater schickt die Rechnung, und ich soll nicht eher fortgehen, bis Sie bezahlt haben."

„Hast du denn schon große Ferien, mein Junge?" (Allgemeiner Wegweiser)

*

„Warum bist du denn nicht mehr in dem Modesalon beschäftigt, wo du doch mit deiner Stellung sehr zufrieden warst?"

„Nun, daran ist ein einziger Satz schuld. Weil ich eine Kundin, die bereits mehr als zwei Dutzend Kleider anprobiert hatte, auf ihre Aeußerung hin, am vorteilhaftesten finde sie sich in etwas Wolligem, fragte, warum sie dann nicht ins Wasser springe."

(Tit-Bits)

Angepfiffen . . . !

Gemütlich

„Seit zwei Jahren warte ich nun auf mein Geld. Sie sollten sich wirklich schämen."

„Gut, ich werde mich schämen. Aber tun Sie mir dafür den Gefallen und lassen mich fortan in Ruhe."

*

„Wenn ich einem Manne begegne, dem ich etwas schuldig bin, gehe ich einfach auf die andere Straßenseite. Das ist doch ganz einfach, nicht wahr, lieber Freund?"

„Ja, sehr einfach, aber mußt du da nicht oft im Zickzack gehen?" (Neue Ztg.)

*

„Sag' mal, ist das wahr, daß Papier warm hält?"

„Na und wie! — Neulich bekam ich eine Rechnung, da ist mir der Schweiß aus allen Poren getreten." (Neue Ztg.)

Im Separée

„Ich wünschte, dieser Abend nähme kein Ende."

„Du hast wohl nicht genug Geld für den Kellner, mein Junge?" (Fliegende Blätter)

Borgen macht Sorgen

„Ah, wirklich gut, daß ich Sie treffe, Herr Doppe . . ."

„Herr Hoppe? Ich bin nicht Herr Hoppe!"

„Aber diesmal will ich Sie wirklich nicht anpumpen!"

„So, so, dann ist es natürlich ganz etwas anderes!"

*

„Lieber Freund, wenn du Geld pumpen willst, wende dich stets nur an einen Pessimisten!"

„Warum gerade an einen Pessimisten — glaubst du, daß der so gebefreudig ist?"

„Das vielleicht nicht, aber wenn er dir schon Geld pumpt, erwartet er nicht, daß du es ihm zurückgibst!" (Neue Ztg.)

Der Millionär langweilte sich fürchterlich im Winterkurort. Er ließ den Kellner kommen, gab ihm eine Fünfzigdollarnote und sagte: „Hier haben Sie fünfzig Dollar, bringen Sie mir einen Whisky, und holen Sie sich auch was."

Der Kellner kam, brachte den Whisky und zwei Dollar zurück. „Ich habe Ihnen doch fünfzig Dollar gegeben, dafür sollten Sie mir einen Whisky bringen, Sie sollten sich auch was gönnen, und jetzt bringen Sie mir zwei Dollar zurück. Was haben Sie sich denn gegönnt?"

„Ein Pfund Kaviar, mein Herr!"

„Warum gehst du denn so komisch?"

„Nun, ich habe zu viel Fuß im Schuh."

(Marc Aurelio)

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Nikotin vergiftet d. Körper. Wendet Nichtraucher ohne Gefahr. Nik.frei. Ch. Schwarz Darmstadt M 167 Herdw.

Kieler Matrosen-Kinder-Anzüge, Kleider u. Mäntel, Alter, Körpergröße (Scheitel b. Fußsohle) Kinder u. Mädch. u. Beruf angeb. Marine-Offizierstuche, Joppen, Jackettblusen, farb. Rammgarne für Anzüge, Damen-Mäntel, Kostüme, Kleider, **Fertigstellung,** Anzüge, blau und farbig, **Litzen, Damenmäntel, Kostüme, Kleider,** Körper- u. Konfektionsgröße **unbedingt** erforderl. Bemust. Ungeb. u. Preisliste gratis. 3—4monatl. Ratenzahlung. Bertlandhaus **B. Preiler, Kiel 84.**

Ehenanbahnung diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich **Neuland-Verlag B Herne i. W.** Mühlenstr. 7

Unterricht

Stottern Heilinst. Bestehe. Prosp. fr. **Fachinstitut Nasckel,** Berlin-Ch., Dahlmannstr. 32

Ohrenleiden (Abs. sich vermeiden und alles mindestens lindern durch: **Rhustika** - die antiphlogistische Ohrsalbe. Wichtig! bei Zugluft, Kälte, Nässen. In Apoth. u. Drog. RM 0,90 Mg. **RHUSTIKA-SPANDAU**

Ab 3 Pf. monatlich 12 Raten. Anzahlg. 10 Gut-Billig 95 Modelle. Katalog mit Farbmustern frei. **Hans W. Müller Ohligs 413**

Trinker Rauschverbot gibt's. Prospekt gegen Rückporto. Aufklärung kostenlos. M.Com. Nürnberg 57 a/2

Inserieren in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

Damen- Bart lästige Haare beseitigt Sie dauernd durch Präparat gegen Rückporto. Aufklärung kostenlos. M.Com. Nürnberg 57 a/2

Stille Privatpension Luftkurort, Hochwald, Pensionspr. 3,50 RM bei 4 Mahlzeiten. Einzel- und Doppelzimmer. Anfrag. unt. Nr. 1128/3 an „Der 7. Tag", Paderborn.

So jung und schon Sorgen? um die Schlankheit! Veranlagung und wenig Bewegung machen all zu bald stark und rundlich. Deshalb brauchen Sie nicht hungern. Trinken Sie rechtzeitig den naturgemäßen, unschädlichen **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee** Ausführl. Einkaufsliste und Gratis-Drogerie in Apotheken und Drogerien

erst-STRICKER- Katalog anfordern! Tauschwert RM 30.- kostenl. **Fahrradfabrik E. & P. STRICKER** Brackwede-Bielefeld 274

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte **Helwakakur.** Sehr bewährt **v. Aerzten u. Fachpersonen** erprobt. **Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933.** Tägl. Dankschreiben a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). **Marke Helwaka** mit Stern patentamtl. Wz. 468509 **schützt vor Enttäuschung.** Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Fläch. 5.50 u. 6.50. Nachn. **Helwaka-Köln** 164

Vergrößern Sie Ihren Kundenkreis durch die Anzeige in unserer Zeitung!

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 1. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrg. – Nr. 21 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 21. Mai 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Ein Soldat schreibt seiner Mutter

Es gibt Briefe, die nie wirklich geschrieben wurden, die aber jederzeit geschrieben werden können, so wahr sind sie und so voll wirklichen Erlebens. Auch dieser Brief hat nie den Weg zu einer Mutter gemacht, und doch würden viele, die unter Kameraden fern der Heimat ihrer Mutter gedachten, ihren Namen unter diesen Brief setzen mögen, weil sie in jener Stunde gleich oder ähnlich empfanden.

Liebste Mutter!

Einen Brief hast Du sicher nicht von mir erwartet. Du bist es gewohnt, hin und wieder die anspruchslosen Karten zu bekommen, durch die Du erfährst, daß es mir gut geht und daß ich Dich und alle daheim herzlich grüßen lasse. Aber niemand weiß wie Du, wie aufrichtig diese kleinen Karten dennoch gemeint sind. Soldaten schreiben nicht gern lange Briefe. Sie brauchen die Rechte zu härteren Dingen. Das hast Du immer verstanden. Ich weiß es. Daß ich Dir dennoch heute einen wahrhaftigen Brief schreibe, hat seine sonderbare Bewandtnis. Gestern waren wir draußen im Gelände. Es war schon gegen Abend. Ich stand mit einigen meiner Kameraden auf einem kleinen Hügel, von dem aus man weiten Ausblick ins Land hatte. Die Wolken gingen wie schwere Frachten in langen Zügen mit dem Wind, und wir sahen schweigend ihrer ruhelosen Fahrt nach. Da kam es wie von selbst, daß ein jeder plötzlich wissen wollte, in welcher Richtung von hier aus seine Heimat lag. Ach, da schaute fast jeder nach einer anderen Himmelsgegend aus. „Wo bist denn Du zuhaus?" ging die Frage um, und die Antworten hießen: Thüringen, Rheinland, Danzig, Schlesien, Westfalen, Ruhrgebiet. Und dann waren wir dabei, von zuhaus zu erzählen . . .

Wundert es Dich, daß ein jeder von seiner Mutter erzählte? Wenn Soldaten auf der Rast oder in der Dämmerung des Abends einander erzählen, ist ihre Rede handfest und grob; sie lieben das grundehrliche, befreiende Lachen, das Wort, das den Nagel auf den Kopf trifft. Und darum werde ich es nie vergessen, wie still und besinnlich die rauhen Männer von ihrer Mutter sprachen. Kleine Geschichten waren es zumeist, die sie wie kostbare Steine mit scheuer Gebärde hervorholten, die auch ein Funkeln und Glänzen hatten, daß da von eine Wärme aut uns alle ausging „Min Moder", sagte der eine, und das klang vertraut, wie die Melodie eines alten Liedes. Der andere trug einen Brief in seiner Brusttasche, darauf in steilen ungelenken Zügen nur die Worte standen: „Halte Dich gut, mein Junge — Deine Mutter". Der dritte zeigte uns das Bild einer gütigen, vom Leben hart gezeichneten Frau, und es fand jeder irgend eine kleine Aehnlichkeit mit der eigenen Mutter darin . . .

Otto Quante

Das Antlitz der Mutter / Zeichnung von Otto Quante (Bavaria-Verlag, Gauting)

Siehst Du, so ist es gekommen, daß wir versprachen, von dieser Stunde der Mutter einen Brief zu schreiben, damit sie wissen soll, wie sehr sie auch in der Ferne immer um uns ist.

Nur mein Kamerad Günther sah uns groß und fragend an: „Ich kann meiner Mutter nicht schreiben", sagte er leise und wandte den Kopf von uns fort, als käme ihn gewaltsam eine Rührung an. Da wußten wir: wenn einer seiner Mutter nicht schreiben kann, dann ist sie nicht mehr zuhaus, nicht auf dieser Erde . . .

Liebe Mutter, ich habe meinem Kameraden Günther gesagt, daß er unter meinen Brief einen Gruß an Dich schreiben soll, wie an seine eigene Mutter. Er hat sich darüber gefreut wie ein Kind, und ich weiß ja, daß Du diesen Gruß annehmen wirst, weil ja, wie einer von uns sagte, die Mütter alle wie Schwestern untereinander sind.

Schließlich zog ein Kamerad, der immer viel in Büchern liest, ein kleines buntes Bändchen aus der Rocktasche, darin von einem jungen Kornett geschrieben steht, der vor vielen vielen Jahren in den Krieg gegen die Türken zog. Daraus las er uns eine Stelle vor, an der der Dichter — Rainer Maria Rilke ist sein Name — so schön von der Mutter spricht, daß ich es Dir hier aufschreiben muß:

„Jemand erzählt von seiner Mutter. Ein Deutscher offenbar. Laut und langsam setzt er seine Worte. Wie ein Mädchen, das Blumen bindet, nachdenklich Blume um Blume probt und noch nicht weiß, was aus dem Ganzen wird —: so fügt er seine Worte. Zu Lust? Zu Leide? Alle lauschen. Sogar das Spucken hört auf. Denn es sind lauter Herren, die wissen, was sich gehört. Und wer das Deutsche nicht kann in dem Haufen, der versteht es auf einmal, fühlt einzelne Worte: ‚Abends' . . . ‚Klein war . . .' Da sind sie alle einander nahe, diese Herren, die aus Frankreich kommen und aus Burgund, aus den Niederlanden, aus Kärntens Tälern, von den Böhmischen Burgen und vom Kaiser Leopold. Denn was der eine erzählt, das haben auch sie erfahren und gerade so. Als ob es nur eine Mutter gäbe . . ."

Kann man etwas Größeres und Schöneres der Mutter zu Lieb' und Ehr' sagen?

Vielleicht werde ich Dir nun öfter einen Brief schreiben.

Lk.

Das tat die Förgenmutter!

Von Lorenz Strobl

Einsam verlebte die Förgenmutter ihre Tage in dem verlorenen Häusl am Dorfende.

„Ist ein verrücktes Weiberleut", lachten die Jungen.

Doch, wer in die Stube des alten Weibleins kam, wußte gar schnell um das große Leid. In holzgeschnittenem Rahmen hingen drei Bilder im Sonnenwinkel an der Wand. In der Mitte das Bild des Förgenvaters, und den hatte ein Eichstamm bei der Waldarbeit erschlagen. Links und rechts zwei Soldaten, die beiden einzigen Söhne der Förgenmutter, und die hatten dem Vaterland ihr blutjunges Leben geschenkt. Das schwere Leid hatte die Förgenmutter still gemacht. Sie lebte ihr Leben rückwärts in dem Erinnern an die teuern Toten.

*

Ostmarkkinder kamen in das Reich, kamen auch in unser Dorf. „Nun wie wär's Förgenmutter?" Der Ortsvorsteher klopfte an die Tür.

Das alte Weibl horchte auf.

„Es sind blutsarme Racker... Haben Kummer und Not gelitten mit ihren Eltern lange Jahr'. Sollen ein paar gute Wochen bei uns haben!" „Arme Racker... wann sie... wann sie...", verlegen schaute sich die Förgenmutter in ihrem Stübl um.

„Hast einen warmen Ofen... einen Garten... viel Sonn' rundum — — Es tät ihnen sicher recht gut gefallen bei dir..."

„Bin schon so alt...!"

„Wirst wieder jung werden mit den Kindern, Förgenmutter... Und schau, im Jahr 1937 sind allein 682 155 arme Kinder zu guten Leuten verschickt worden. Das ist weit über eine halbe Million..." „Ueber eine halbe Million Kinder..." Da fällt das alte Weibl gar vor Schrecken und Staunen von der Bank. „Bürgermeister... ich will's probieren... will nit abseits steh'n..."

*

„Was nur mit der Förgenmutter ist", tuscheln die Leut. „Neue blümelte Vorhäng' hat sie an die Fenster gekauft... Die Stuben ausgeweißelt (getüncht)... Die Betten gesonnt... Die Zimmerleut richten die Gartenlaube... Der Schreiner streicht die Türen und Fensterläden..."

„Als wann ein Bräutl in das Haus käme."

Die Förgenmutter lachte still und heimlich. Holt beim Krämer ein Packerl Bohnenkaffee.

„Einen Bohnerkaffee...", fragt nochmal die Krämer Marie.

„Einen Bohnerkaffe... freilich, einen Bohnerkaffe!"

„Kriegst wohl einen Besuch", forscht die Marie.

„Mann sein", weicht die Förgenmutter dem Fragen aus, knixt durch die Türe.

*

Eine Stunde vor der Zeit stand die Förgenmutter auf dem Bahnsteig. Das schönste Kleid hatte sie zum Empfang aus dem Kasten geholt und immer wieder mußte sie den Bürgermeister fragen, ob die Kinder auch ganz sicher kämen.

Endlich, endlich...

Ein Kärntner Mädl wurde dem Weibl zugeteilt, ein armer Racker, dem Not und Elend aus den Augen sahen.

Da mußte die Förgenmutter erst ein paarmal tief schlucken und verstohlen über die Augen fahren.

„Und dein Kitterl (Kleid) dein dünn's... Wir müss'n glei' zum Krämer geh'n und a neu's kaus'n .. und dann zum Metzger, daß du wieder dicke Backen kriegst .. und einen großen Gugelhopf (Würzbeig) hab i backen zum Kaffee... und... und..."

Die Förgenmutter strahlt. Das Ferienmädl mit.

Die Sonne hat wieder in das verlorene Häusl gefunden, lacht aus jedem Winkel und überstrahlte mit güldenem Kranz die drei Bilder an der Wand.

*

Der Abschied war recht bitter und schwer.

Nur eine Bitte hatte die Förgenmutter an den Ortsvorsteher.

„Gelt... und... wann wieder mal so arme Hascherl kommen — tust mich halt nit vergessen... und tausend Dank dafür..."

Dank...?

Die Förgenmutter hatte mit dem Ferienmädl wieder in's Leben zurückgefunden.

Herz der Mütter

Von Maria Kahle

Ihr Männer erwandert Gebirge und seid gewaltig,
Wenn ihr euch Gipfel unter die Füße türmt
Und nun thront, von den Winden der Weite umstürmt,
Und Sternrätsel deutet und Wunder vielgestaltig.

Aber das Weib Mutter
Wächst aus Urgründen empor,
Wurzelnd im Erdgeheimnis steht es ragend,
Im Lichte Gottes das Antlitz!

Wenn euer Grübelverstand sich im Weltall verliert,
Irrwege hastend, gottferne im Eishauch des Raumes,
Seht den geleugneten Gott, wie er sich wiedergebiert
Im Herzen der Mutter und ihres Unsterblichkeit-Traumes!

Wendelin sucht einen Satz

Heitere Kurzgeschichte von Roland Betsch

Noch im Bett liegend überkommt Wendelin plötzlich die Lust, sich auf den Kopf zu stellen. Wendelin ist kein schlechter Turner, er kann sich großartig auf den Kopf stellen. Er macht jetzt auch noch einen Schulterstand, überschlägt sich von rückwärts, streckt den Kopf zwischen den Beinen hindurch und springt aus dem Bett. Möglich, denkt Wendelin verschwommen, daß der Frühling schuld ist, wenn ich Verdrehtheiten begehe, wenn es überall kannibalisch juckt und kribbelt, wenn ich mich im Bett überkugeln muß, wenn ich — — ja, was denn? Wenn ich — — zum Donnerwetter, es fällt ihm nicht ein. Wie sagt man doch, um diesen hoch explosiven Zustand auszudrücken? Es gibt einen Satz, eine bestimmte Redewendung. Wie heißt nur der Satz?

„Vater", sagt er später zu einem Herrn, der keine Lust verspürt, sich auf den Kopf zu stellen. „Vater, genau genommen, suche ich einen Satz."

„Was für einen Satz denn?"

„Einen Satz, den jeder Mensch kennt, der den Zustand ausdrückt, wenn man sich auf den Kopf stellen möchte, wenn man Schulterstände und Luftsprünge machen muß, wenn man — — sieht du, dort! Schau zum Fenster hinaus, dort siehst du den Satz."

Beide schauen zum Fenster hinaus. An einem Zaun hängen zwei Kinder, zwei Mädchen, und turnen in verdrehtester Weise. Sie rufen und lachen und kreischen dabei. Der Uebermut quillt aus allen Poren, sie können sich nicht genug tun, in Verdrehungen und Verrenkungen des Körpers, sie sind wahrhaftig ganz aus dem Häuschen, sie schäumen über vor lauter Kraftüberschuß.

„Also, da gibt es doch einen bestimmten Satz. Was tun denn diese Kinder, bitte, was tun sie?"

„Ich weiß nicht, was du meinst."

Wendelin, unruhig im Geist und Gemüt, verläßt das Haus und durchstreift die Landschaft.

Ein Lausbub und eine Ziege sind ausgesprochen verrückt. Beide machen Bocksprünge, sie stoßen sich gegenseitig, die Ziege ist gewalttätig aufgelegt, mit gesenktem Kopf geht sie gegen den Jungen vor, es ist ein närrisches Spiel. Jetzt reitet der Bub auf der steifbeinig galoppierenden Ziege davon.

„Der Satz!" ruft Wendelin, „der Satz, den ich nicht finde, drückt aus, was Bub und Bock beginnen möchten. Geht mir den Satz!"

Wendelin, nach dem Satz wühlend und bohrend, macht einen Flankensprung über den Zaun und schlendert über die erwachende Wiese. Er bummelt durch den jungen Frühling, hört die Bachgeigen am Himmel brummen und kommt hinüber zu den kleinen Landhäusern.

Hoppla, kommt dort nicht Lore aus dem Haus? Doch, das ist Lore, sie hat ihn noch nicht gesehen, er verbirgt sich hinter einem Zaun und schlendert über die erwachende Wiese. Er bummelt durch den jungen Frühling, hört die Bachgeigen am Himmel brummen und kommt hinüber zu den kleinen Landhäusern.

„Was willst du?"

„Ich suche einen Satz, Lore."

„Einen Satz? Bei dir piept es wohl?"

„Nein, ich suche einen Satz, der das ausdrückt, was du jetzt alles gemacht hast, Schwalbenschwanz und Badenixe und Dampfwalze."

„Mit deinem Satz!" sagt sie, „weißt du nichts Besseres?"

Zum Neungeschwänzten mit dem Satz, denkt Wendelin und setzt sich zu Lore ins Grüne. Lore flicht Wendelin einen Grashalm ins Ohr.

„Lore, du bist frech."

„Das heißt du dafür, daß du Schwalbenschwanz gesagt hast. Wendelin, mein Lieber, weißt du, was ein Schmetterlingskuß ist?"

„Schmetterlingskuß? Schwalbenschwanzkuß?"

„Paß auf, du mußt dein rechtes Auge gegen mein linkes Auge drücken, und dann müssen wir beide mit den Wimpern klimpern."

Sie probieren, es ist wirklich eine großartige Sache, man könnte sich krank lachen.

Jetzt küßt er sie aber richtig, nichts da mit dem Wimpernklimpern. Ihre Lippen berühren sich lange und tief und in schmelzender Süße.

Eine Welle herrlich Schweigen. Jetzt reckt sie die Arme nach oben, dehnt den geschmeidigen Körper und holt tief und beglückt Luft.

„Ach", ruft sie, „es ist, um aus der Haut zu fahren!"

„Hurra!" brüllt Wendelin, „endlich habe ich den Satz! Es ist, um aus der Haut zu fahren! Gefunden, Viktoria!"

ganz ähnlich, man beginnt zu schwitzen, wenn man immerfort darüber nachdenkt.

Lore zieht sich wieder an, sie kaut Gras, sie pfeift wie ein Fink, sie denkt heiße Arme und will sich ein Stück Himmel herunterholen.

Sie möchte — — was, zum Teufel, möchte sie denn?

Wendelin schleicht heran, plötzlich steht er hinter ihr. Welch ein prächtiges, herrliches Mädchen, denkt er.

Sie dreht sich um, sie wirft etwas Feuer aus ihren hellen Augen.

„Schwalbenschwanz", sagt Wendelin und lacht.

„Was willst du?"

„Ich suche einen Satz, Lore."

„Einen Satz? Bei dir piept es wohl?"

„Nein, ich suche einen Satz, der das ausdrückt, was du jetzt alles gemacht hast, Schwalbenschwanz und Badenixe und Dampfwalze."

„Mit deinem Satz!" sagt sie, „weißt du nichts Besseres?"

Zum Neungeschwänzten mit dem Satz, denkt Wendelin und setzt sich zu Lore ins Grüne. Lore flicht Wendelin einen Grashalm ins Ohr.

„Lore, du bist frech."

„Das heißt du dafür, daß du Schwalbenschwanz gesagt hast. Wendelin, mein Lieber, weißt du, was ein Schmetterlingskuß ist?"

„Schmetterlingskuß? Schwalbenschwanzkuß?"

„Paß auf, du mußt dein rechtes Auge gegen mein linkes Auge drücken, und dann müssen wir beide mit den Wimpern klimpern."

Sie probieren, es ist wirklich eine großartige Sache, man könnte sich krank lachen.

Jetzt küßt er sie aber richtig, nichts da mit dem Wimpernklimpern. Ihre Lippen berühren sich lange und tief und in schmelzender Süße.

Eine Welle herrlich Schweigen. Jetzt reckt sie die Arme nach oben, dehnt den geschmeidigen Körper und holt tief und beglückt Luft.

„Ach", ruft sie, „es ist, um aus der Haut zu fahren!"

„Hurra!" brüllt Wendelin, „endlich habe ich den Satz! Es ist, um aus der Haut zu fahren! Gefunden, Viktoria!"

Dies nebenbei

„Die Flieger werden gebeten, die Elefanten nicht zu erschrecken!" So steht in einem offiziellen englischen Regierungsbericht, der eine Kommission zur Neuregelung der Verkehrsvorschriften für Flugzeuge ausgearbeitet hat. Die Kommission empfiehlt ein allgemeines Verbot, den Londoner Zoo zu überfliegen und gibt dafür folgende Begründung: Die Beamten des Zoo erklären, daß eine öffentliche Gefahr für das Publikum daraus entstehen könnte, wenn die Elefanten durch niedrig fliegende Flugzeuge in Panik versetzt würden und ausbrächen. Die Elefanten, sehr temperamentvolle Tiere, sind schon durch ähnliche Vorfälle erschreckt worden und haben dabei ihre Wärter verletzt. Ein Elefant in Panik wäre sehr wohl imstande, die Einzäunung niederzureißen und draußen im Regent's Park Unglücksfälle zu verursachen.

*

„Stumm wie ein Fisch", ist uns eine geläufige Redensart und wir haben wohl noch nie darüber nachgedacht, ob es denn überhaupt auch stimmt, daß Fische stumm sind. Zwar hat von uns vielleicht noch niemand einen Laut von einem Fisch vernommen; aber wer einmal nach Neapel kommt, kann, wie Univ.-Prof. Dr. W. Jacobs im Maiheft des „Kosmos" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart) berichtet, in dem dortigen reichhaltigen Aquarium einen Fisch beobachten, der, wenn man ihn aus dem Wasser herausnimmt, ein knurrendes Geräusch von sich gibt. Es ist dies der Flughahn, der diesen für einen Fisch ungewöhnlichen Namen führt, weil er sich nach Art der fliegenden Fische mit Hilfe seiner flügelartigen Brustflossen über die Wasseroberfläche emporschnellen können soll. Aber das stimmt wohl nicht; im Gegenteil, er bringt die meiste Zeit ruhig auf dem Boden des Aquarium zu. Ist dieser knurrende Fisch nun ein Sonderfall? Keineswegs. Die Fischwelt hat schon immer eine ganze Reihe sog. „trommelnder Fische" gekannt, so den „Knurrhahn", den unser Flughahn nah verwandt ist, eine große Gruppe welsartiger Fische, die sogar zum Teil sehr laute Töne hervorbringen, und schließlich die Gruppe der „Trommelfische", unter denen der Adlerfisch der bekannteste ist. Diese Trommelfische, die in größeren Gruppen zusammenleben, veranstalten in ihren ozeanischen Gewässern regelrechte „Konzerte" ein Durcheinander vieler Töne in den verschiedensten Lagen. Der Aufsatz im „Kosmos" verrät uns auch, wie diese Töne zustandekommen: durch die Betätigung eines Muskels, der die Schwimmblasenwand in Schwingungen versetzt. Wir sehen, es gibt viele Geheimnisse in der Natur, die wir nicht ahnen. Wer Freude hat, ihnen nachzuspüren, wird in „Kosmos" immer einen Freund und Berater finden.

*

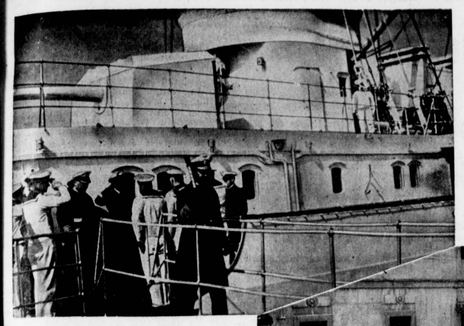
Nach den jüngsten Veröffentlichungen zählt Rom, die Ewige Stadt, heute rund 1 800 000 Einwohner. Es ist interessant, die Einwohnerzahlen dieser Stadt einmal bis ins früheste Altertum zurückzuverfolgen. Die alten römischen Schriften geben uns dabei verschiedene Anhaltspunkte. So wissen wir, daß im Altertum in Rom 39 Volkszählungen stattfanden, deren erste unter dem König Servius im Jahre 568 vor der Zeitrechnung durchgeführt wurde. Damals lebten in Rom 8 400 Bürger. Die letzte der 39 Volkszählungen des Altertums wurde unter Cäsar durchgeführt und ergab im Jahre 51 vor der Zeitrechnung einen Bevölkerungsstand von rund einer Millionen Menschen! Genau 500 Jahre später, unter dem letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustulus war die Million wieder auf 100 000 Köpfe zusammengeschmolzen. Zu oft war die Stadt umkämpft, belagert, erstürmt und geplündert worden. Der furchtbarste Rückschlag aber erfolgte in der Frühzeit des päpstlichen Rom, wo die einstige Metropole Cäsars zeitweise kaum mehr als 29 000 Einwohner hatte. Lange dauerte es, bis Rom schließlich im 17. Jahrhundert wiederum die Hunderttausend-Grenze überschritt. Als es 1871 die Hauptstadt des geeinigten italienischen Königreiches wurde, zählte man 226 000 Einwohner, die sich um die Jahrhundertwende auf 460 000 vermehrt hatten. Erst 1914 wurde die halbe Million überschritten und dann vollzog sich unter der faschistischen Erneuerung Roms Aufstieg zur Millionenstadt und zum Mittelpunkt des Imperiums.

*

Im amtlichen Verkündungsblatt des Departements Calvados im nordwestlichen Frankreich, das zwischen der Mündung der Seine und der Vire liegt, konnte man vor kurzem eine merkwürdige Versteigerungsankündigung lesen. Unter den Hammer sollten nach der Veröffentlichung mehrere „guterhaltene Eisenbahnstationen" gelangen, mit roten Dach, grün bemalten Barrieren, Wartesälen mit allem Zubehör einschließlich der grünen Plüschsofas für Reisende erster Klasse, Personen- und Gepäckwagen, Uhren, Läutwerk und dergleichen mehr. Die Gebäude wurden als „bewohnbar und mit wildem Wein bewachsen" bezeichnet. Nun haben bereits mehrere dieser Bahnhöfe, die zu dem stillgelegten alten Eisenbahnnetz des Departements Calvados gehören, einen Besitzer gefunden. Der am Meer gelegene Bahnhof „Gare de Falaise" erzielte mit der verhältnismäßig bescheidenen Summe von 51 000 Francs den besten Preis, während die Haltestelle Tornquay für nur 3 500 Francs versteigert wurde. Einige Stationen sind noch zu haben. Die bisherigen Käufer haben vor, die Anlagen, wenn die Schienen entfernt sind, so zu belassen, wie sie sind. Bahnhöfchen mit Wartesaal und Uhren werden inmitten eines Gartens die Rolle von Landhäusern spielen.

Jo.-Ja

Aus fünf Erdteilen



Großadmiral Raeder besichtigt Memel

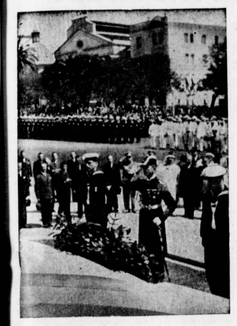
Nach dem Willen des Führers wird die heimgekehrte deutsche See- und Handelsstadt Memel Marinehafen und Seefestung. Der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Dr. h. c. Raeder, traf auf dem Aviso „Grille" ein. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die älteste Trägerin des goldenen Ehrenkreuzes

Am Ehrentag der deutschen Mutter werden in Berlin allein 22 000 Goldene Ehrenkreuze verliehen. Die älteste Trägerin des Ehrenkreuzes wird die 101 Jahre alte Frau Franziska Schmidt sein, die 10 Kindern das Leben gab. Unser Bild zeigt sie mit ihrer genau 100 Jahre jüngeren Urenkelin Ingrid. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Deutsche Flottenbesuch in Vgo.-Marokko u. Portugal →

Das sich zur Zeit auf einer einmonatigen Auslandsreise befindliche deutsche Flottengeschwader stattete auch der spanischen Hafenstadt Vigo einen

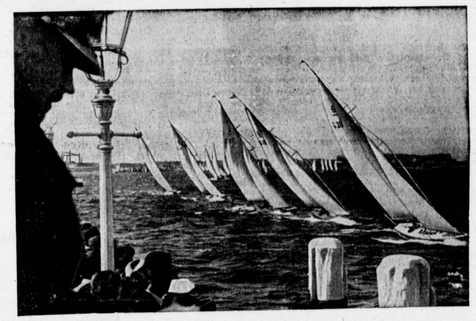


Besuch ab. Die Bordkapelle des Panzerschiffes „Deutschland" erntete mit ihren musikalischen Darbietungen auf dem Hauptplatz von Vigo bei der spanischen Bevölkerung reichen Beifall. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

In Lissabon

befinden sich zur Zeit mehrere Einheiten zu Besuch. Unser Bild zeigt den deutschen Flottenchef, Admiral Boehm, bei der Ehrenbezeugung vor dem Ehrenmal.

(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



Waffensportparade in Kiel

In Kiel nahm der Kommandierende Admiral der Ostsee, Admiral Carls (ganz links im Vordergrund) die erste großdeutsche Wassersportparade ab, die von Wehrmacht, Partei und dem NS.-Reichsbund für Leibesübungen veranstaltet wurde. In kilometerlanger Kiellinie ziehen die schmucken Boote am Hindenburgufer entlang. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multipl.-K.)

Sir Samuel Hoare besucht Spanien

Der britische Botschafter in Madrid, Sir Samuel Hoare, stattete dem spanischen Staatschef, General Franco, einen Besuch ab. Unser Bild zeigt Sir Samuel Hoare (links) und General Franco (rechts) bei einer Begrüßung. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Dr. Todt Ehrenbürger von Berlin

Der Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen, Dr. Todt, wurde zum Ehrenbürger der Reichshauptstadt ernannt. Unser Bild zeigt Dr. Todt (links) mit dem Oberbürgermeister von Berlin, Dr. Lippert, bei der Ueberreichung der Ehrenbürgerurkunde. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

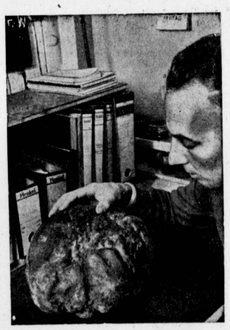
Die deutschen Schriftleiter in Tokio

Die deutschen Schriftleiter, die zu einem Freundschaftsbesuch in Japan eintrafen, wurden bei ihrer Ankunft in Tokio herzlich begrüßt. — Am Tage nach ihrer Ankunft ehrten die deutschen Schriftleiter die Gefallenen des Weltkrieges durch eine Kranzniederlegung am Yasukuni-Schrein. (Links Admiral Foerster.)

(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die Pyramiden von Gizeh werden restauriert

Soldaten und Arbeiter beseitigen die Trümmerhaufen vor dem Madrider Königspalast. (Weltbild, Zander-M.-K.)



Jagd nach Riesenbakterien

Am Ende des Roten Meeres, an der Küste von Arabien, wurden Riesenbakterien entdeckt, die bis zu 0,3 mm lang sind. Sie sind so groß, daß sie mit bloßem Auge gesehen werden können. Unser Bild zeigt Professor Dr. Hans Pringsheim, der diese Riesenbakterien entdeckte, bei der Arbeit. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Jan Wellen" der Ersten Deutschen Walfang-Gesellschaft, Hamburg, hatte in der letzten Walfangsaison das ganz seltene Glück, in einem der geschossenen Pottwale rund 12 Kilo Ambra zu finden. Es ist dies der erste Ambrafund des deutschen Walfanges überhaupt, dem insofern eine ganz besondere Bedeutung beizumessen ist, als das im Bild gezeigte Stück Ambra einen Wert von rund 20 000 Mark verkörpert. Ambra ist bekanntlich das seltenste und weitaus teuerste Walprodukt, das sich im Darm von Pottwalen als krankhafte Ausscheidung bildet und als Riechstoff und Duftträger in der modernen Parfümindustrie Anwendung findet.

(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Komik ist eine todernste Angelegenheit...

Besuch bei Ralph Arthur Roberts

Es ist nicht leicht, in der Dschungel des Tiergartens Ralph Arthur Roberts aufzuspüren. Er hat sich in einen stillen Winkel zurückgezogen, um ungestört seine Stücke schreiben zu können, und der Tarzenbauffeur muß sich mehrmals mit vollem Scheinwerfer durch die dunklen Kurven quälen, ehe er vor dem Portal des verwunschenen Schlosses halten kann. Man geht eine Treppe hoch — welch ein Genuß, eine solche Treppe emporzusteigen! — und wird von einem weißbejoppten Diener in Empfang genommen. Noch rascheln Roberts in einem der Hinterzimmer, aber es dauert nicht lange, und er naht mit elastischen Schritten: ein Gentleman, wie er im Drehbuch steht. Seine Gesten sind geschliffen wie eine extradünne Rasierklinge, er trägt die grauen Schläfen sozusagen nach innen. So sieht er in einer salopp-schneidigen Haltung da, ein nobler Herr, der mit dem Monokel auf die Welt gekommen ist. Er gehört zu den wenigen Männern, die es sich leisten können, die linke Hand in die Hosentasche zu stecken, ohne die Etikette zu verletzen . . .

Es ist nicht einfach, mit einem Komiker über Komik zu reden. Aber Roberts ist ein Mann, der das seltene Geschenk der Selbstironie besitzt. Er hat die Komik unter die Lupe genommen und ihr Wesen testiert.

„Komik ist, bei Licht besehen, eine todernste Angelegenheit", lächelt er. „Das Wesen der Komik ist letzte Natürlichkeit, gesehen durch ein Prisma. Ich glaube, daß diese letzte Natürlichkeit in komischen Rollen auf das Publikum immer humoristisch wirkt. Wenn ich Rollen spiele wie Tell, Macbeth oder Richard III., wird sie das Publikum als Gegebenheiten der Geschichte oder der dichterischen Phantasie ohne Skepsis hinnehmen. Spiele ich aber einen Kellner, dann kann der letzte Galeriegast diesen Kellner auf seine Echtheit hin kontrollieren. Die Komik in meinen Rollen war bisher bewußte Parodie gewisser Menschen und Dinge, die mir lächerlich erschienen. An solche Figuren gehe ich mit einer gewissen diabolischen Abneigung heran. Wenn ich einen albernen Spießer darzustellen habe, dann tue ich es mit einer grimmigen Freude an der Karikatur. Im übrigen finde ich, daß zum Schreiben und Inszenieren komischer Stücke mehr Humor gehört als zum Darstellen."

Inzwischen hat sich Max hereingeschlichen, angelockt von der Stimme seines Herrn. Pätzchen, wie Roberts ihn nennt, ist ein ebenso nobler Windhund wie sein Herr in gewissen Rollen. Nachdem er sich durch zurückhaltendes Schnuppern davon überzeugt hat, daß außer einem kleinen Interview im ganzen Raum nichts Ueberraschendes zu finden ist, entfernt er sich ebenso lautlos, wie er gekommen ist.

Roberts ist ein Mathematiker der komischen Wirkung, ein Adam Riese des Humors. Als Leiter seines eigenen Berliner Theaters, als Autor und Star probt er mit seinen Schauspielern wie mit einem Orchester, damit keine Note unter den Tisch des Hauses fällt. Er probt vom Pianissimo der zarten, traurigkomischen Stimmung bis zum schwankhaften Forte. Er ölt seine Maschine, bis die Zahnräder haarscharf ineinandergreifen. Hier liegt sozusagen der alte Theaterhase im Pfeffer; er füllt seine Lachpralinen mit dem Dynamit des Humors, er berechnet den Einschlag der Pointen auf den Zentimeter genau. Ralph Arthur Roberts, Charakterkomiker und Hauptmann der Reserve, hat die Lacher" am Zügel wie ein ausgebrochter Jockei sein Rennpferd.

Wenn er mit seinem Auto an den Leuten vorbeifährt, rufen ihm Passanten „Hans-Paul" nach. Eine Huldigung, die Schmeichelhafter ist als die hartnäckigste Bitte um ein Autogramm. Wie volkstümlich er nach dem Film „Der Raubkorb" war, zeigt folgende Begebenheit: In einem Vorort in der Roberts mit einem Freund in einem Münchner Beisl, wo die „biederen Eingeborenen" mit dreiter Andacht ihre Maß hinter die Binde gießen und dazu eine Weißwurst verdrücken. An einem der Nebentische thront ein urtümlicher Bajuware, der den jugendlich schlanken Roberts aufs Korn nimmt. Er sieht andauernd zu ihm hinüber, dann gibt er sich einen Ruck, steht schwerfällig auf und steuert auf den Tisch zu.

„Do, san Sie's denn?" fragt er halb zweifelnd.

Roberts sieht den Münchner freundlich an und nickt: „Do, jo, i bin's scho!"

„Jo — Sie san ja no ganz jung!" wundert sich der Mann von der Isar, indem er Roberts wie eine seltene Briefmarke betrachtet. Und dann fügt er bedächtig und personnen hinzu: „Am Film, da is schon bald vorbei mit Gahne! Da wirken's schon a bißl ältlich!"

Ein andermal zieht Roberts einen Berliner ins Gespräch, der sich darüber beklagt, der Schauspieler wäre in einer bestimmten Rolle nicht so komisch gewesen wie sonst.

„Da haben Sie mal vor ein paar Jahren einen Film gemacht, da waren Sie so'n Kavalier und haben mit einer kleinen Frau ein Techtelmechtel angefangen. Abends haben Sie sie mit einer Droschke nach Hause gebracht, und der Mann stand in Hemdärmeln vor dem Hausstor und guckte nach seiner Frau. Wie er Sie aussteigen sah, gingen Sie zu ihm hin und stellten sich vor. Da langte er Ihnen mit der Hand einen linken Schwinger, daß Sie sich einmal um sich selber herumdrehten und vornüber in eine Pfütze mit schwarzem Wasser fielen. Wie Sie da nun aufstanden, det janze Gesicht schwarz, det Frackende schwarz und die Frackweste schwarz — det war Kunst!"

Wenn R. A. R. an einer Straßenkreuzung auftaucht, lächeln die Schupos. Sie alle kennen Roberts von der flimmernden Leinwand her, den Zappelphilipp mit der herrschsüchtigen Miene und dem zerstreut-cholerischen Temperament, der sich wie ein begossener Pudel schüttelt, wenn ihm das Leben auf die Zehen tritt. Sie kennen seine Gesten, die typischen Roberts-Gesten. Leider ist in der Unterhaltung nur wenig von diesen Gesten zu spüren.

„Verzeihen Sie, Herr Roberts, wenn ich den Stier bei den Hörnern pack. Sie haben da in manchen Filmen gewisse Bewegungen, die man öfter wiederholen . . ." Ich denke an den blasierten Verlegenheitshusten, das erschöpfte und resignierte Ausstoßen der Luft aus geplätzten Backen, das leicht angeblödete Stottern, das fauchende Verziehen des Mundes, das zuckartige Hervorschnellen des Halses, das schwungvolle Einziehen des Kopfes, genannt mit verblüfften Stielaugen . . ."

„Es sind ungefähr zehn Gesten!" Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen. „Sie sind nur durch Zufall entstanden. Als ich merkte, wie sehr sie dem Publikum gefielen, habe ich sie kultiviert, ausgebaut und auf eine mathematische Formel gebracht." Und als ich wolle er mir beweisen, daß sie immer noch zündeten, gibt er einen Roberts-Lacher zum Besten; hohl, hüstelnd und verschluckt.

„Sie seyen", fährt Ralph Arthur Roberts fort, „ich habe mal einen russischen Hochstapler gespielt, aber das Publikum war bis zum letzten Augenblick enttäuscht. Da machte ich zum Schluß irgendeine kleine Bewegung. Hallo hätten Sie hören müssen! Es war fürchterlich, wie mich ein Beweis, daß die Leute darauf gewartet hatten. Mit diesen typischen Gesten ist es ähnlich, wie wenn das Publikum einen lieben alten Bekannten trifft, den es ewig nicht gesehen hat."

Roberts blickt auf die Uhr. Halb sieben durch. „Zeit, ins Theater zu gehen. Vorstellung wird noch ein Stilleben mit Pärchen geknipst, aber der Windhund hat Staralliren, im Gegenstand zu Herrchen. Er jault gedämpft vor sich hin, wie es sich für einen Hund und Kinderstube gesiemt, und atmet auf, als bei Blitzlicht unseres Photographen erlöschen.

Dr. Theodor Riegler

Hollywood vor dem Zusammenbruch?

Die Welt wehrt sich gegen die jüdische Filmhetze — James Roosevelt soll hellen — Geld, Politik und Roosevelt-Dynastie

Interpreß Copyright-Bericht für den „7. Tag" von Jessy G. Markworth

Das skandalös niedrige Niveau der amerikanischen Filme macht es bekanntlich schon seit Jahren einem durchschnittlichen Europäer unmöglich, sich diesen aus Sensation, Erotik und Sentimentalität gemixten Quatsch anzusehen oder anzuhören. Man nahm aber an, daß die jüdischen Manager von Hollywood — abgesehen davon, daß sie eines höheren Niveaus gar nicht fähig waren — mit ihrer Produktion irgendwo im Innern Chinas oder Afrikas ihr Geschäft machen würden, und so haben sie das auch getan. Seit einigen Jahren aber hat sich Hollywood im Zuge der allgemeinen jüdischen Aufhetzung in USA in den Dienst dieser „Politik gestellt und man muß jetzt die überaus schmerzliche Erfahrung machen, daß ein großer Teil des Weltpublikums von dieser Politik nichts wissen will und daß infolgedessen die Einnahmen ausbleiben.

Seit einem Jahr bereits verdichten sich die Nachrichten von Hollywoods schwerer Produktionskrise. Diese Krise ist nicht über Nacht gekommen, zwei Momente sind es, die diese logische Konsequenz einer verfehlten Filmindustrie die Einschränken schon vor geraumer Zeit erkennen ließen. Der eine Grund für dieses Debakel liegt darin, daß Hollywood seine ganze Produktion häufiger als notwendig auf kostspieligste Spitzenfilme anlegte, auf eine sog. Super-Produktion. Die gigantischen Millionenbeträge, die in einzelne Filme investiert wurden, hätten nur durch durchschlagende Erfolge wieder hereingeholt werden können. Daß in der Mehrzahl der Fälle nicht aufging, dagegen sich aus dem zweiten Fehler: der Politisierung der Hollywood-Produktion. Die geringste Rolle spielen hierbei die prominenten Filmstars, Librettisten und Komponisten. die durch ihre pronocierte politische Betätigung das „Film-Paradies" zu einem Inferno aufgeriebter gegensätzlicher Leidenschaft werden ließen.

„Das ist zu komisch!" Und alles schüttelt sich vor Lachen über Ralph Arthur Roberts (Photos: Ufa)

Typisch Ralph Arthur Roberts: Den Kopf zwischen die Schultern gezogen Stielaugen mit Monokel . . .

Wichtiger war, daß maßgebliche finanziell und künstlerische Manager die Hollywood-Produktion, gerade in ihren kostspieligsten Spitzenfilmen, auf eine einseitige politische Linie abdrängten, die eine Ablehnkrise in Europa, und nicht nur in den autoritären Staaten, zur selbstverständlichen Folge hatte. Lang, lang ist's her, als das statistische Büro von Hollywood errechnete, daß in jeder Woche 250 Millionen Menschen in der ganzen Welt amerikanische Filme sehen. Als sich im europäischen Zuschauern, die wöchentlich amerikanische Filme sahen, verbindern könne.

Italien ist gänzlich verloren, hier haben die Hollywood-Firmen keine Vertretung mehr. In Deutschland, einem der fino-reichsten Länder der Welt, ist seit 1934 kein Film mehr

Gesichtspunkt strikter Neutralität aus der Vorführung politisch-tendenziöser Filme ein den USA ablehnen.

Kein Wunder also, daß Hollywoods „Außenministerium" in dieser katastrophalen Situation den Mann mit dem besten Verkaufstalent nach Europa entsandte, um hier die „Film-Friedenstaube" zu wirken. Ironie des Schicksals, daß dies gerade ein — Roosevelt sein muß . . .

Denn James Roosevelt, der älteste Sohn des Präsidenten — „Jimmy" wird er allgemein genannt — hat mit seinen erst 32 Jahren in seiner Karriere eine Smartness bewiesen, die selbst für amerikanische Begriffe imponierend wirkt. Nach einem der üblichen Colleges Jimmy er erzogen, in Groton, und dort spricht man noch heute von dem unübertroffenen Fußballchampion Jimmy. In Harvard wurde er ein Star, den ersten Examen fiel durch, weil seine Leistungen im Deutsch nicht genügten. Aber dann hat er die Grade erworben, die ihn in Amerika zu einem Klubmann machen, den Jimmy hatte auf ein akademische Betätigung gar keinen Wert. Er sammen mit dem ehemaligen Kosacken-Heimann Gerard machte er eine Versicherungs-Firma auf. Noch heute träumen alle Versicherungsmakler der USA von den Abschlüssen, die die junge James Roosevelt tätigte, zu seinen Klienten gehörte der Präsident des amerikanischen Nachrichtentrusts, George Hill, der seinem Jimmy sein kostbares Leben auf 2½ Millionen Dollars versichern ließ, die Columbia Broadcasting Co. schloß auf einen ähnlichen Betrag gegen Feuer und Einbruch ab — minutiösen Provisionen ließ sich ein Bankkonto vergrößern. Aber im Jahre 1938 bestand Vater Franklin darauf, daß er diese lukrative Tätigkeit, die nicht zum geringen Teil auf Vaters Beziehungen basierte, aufgab. Aber Jimmy, dem es die private Vermittlerstätigkeit nun einmal angetan hatte, setzte seine Geschäfte auf anderer Basis fort. Gesichtt mit er gewesen sein, denn nach der Großmutter Roosevelts ist der 32jährige James heute der Nabob der Familie, reicher als der reiche Vater: man schätzt James Vermögen heute auf fast 1 Million Dollars.

Im Oktober 1937 gab Präsident Roosevelt mit verschämtem Vaterstolz der Presse bekannt, daß er seinen Sohn James zu seinem Sekretär im Weißen Hause ernannt habe. Trotz seiner Bitte, diese Tatsache nicht mit Hochlinien aufzumachen, wurde es die Sensation der USA-Presse. Nicht zu Unrecht, denn er hat in dieser Zeit eine beherrschende Rolle in der Dynastie Roosevelt und der Kreise, die hinter ihr stehen, gespielt. Seit damals bezeichnet man ihn als den „Kronprinzen" oder den „Großmutti der USA". Zu seiner Popularität hat sein Einfluß auf die Politik der USA nicht beigetragen. Einer der entschiedenen Gegner der europäischen Einmischungspolitik des Präsidenten, General Butler, erklärte neulich kurzem: „Wenn es zum Krieg kommt, werde ich dafür sorgen, daß James in die erste Reihe an die Front gestellt wird!"

James' große Leidenschaft liegt aber nicht auf dem Gebiete der Politik — er ist der beste money-maker der Familie. Deshalb fühlte er sich im vorigen Jahr durch seine politische Tätigkeit im Weißen Hause „überarbeitet", er nahm mit Freuden den Posten eines Vizepräsidentschefs bei dem jüdischen Film-Magnaten Samuel Goldwyn an, inzwischen ist er in das Direktorium des Konzerns eingetreten.

Peinlich war es, als man ihn kürzlich der Absage falscher Steuererklärungen bezichtigte, worauf James jedoch erklärte: „Mein mein Vater Präsident ist, kann ich schließlich nicht wie ein Arbeitsloser leben . . ."

Trösten wir uns — das hat Jimmy auch gar nicht nötig. Die Rettung der verlorenen Hollywood-Positionen in Europa wird Jimmy mehr Arbeit machen, als ihm lieb ist.

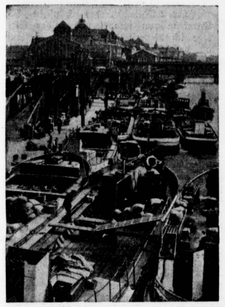
Rund um St. Pauli

Hansestadt Hamburg — Deutschlands Tor zur Welt

Von unserem Gr.-Hauptschriftleiter

Vor der Abreise nach Hamburg sprach einer davon, daß er schon viele Hochzeitsgesellschaften gemacht habe und angesichts der ewig schneebedeckten Berge gewaltig beeindruckt gewesen sei, nicht minder wenn nicht größer sei der Eindruck gewesen, den Hamburg und sein Hafen auf ihn ausgeübt habe. Das haben auch wir erfahren.

Wer auch bei nur kurzem Besuch das Wesen Hamburgs erkennen will, der darf sich nicht begnügen mit einer Fahrt durch die City, in der sich wie in keiner anderen deutschen Stadt die wirtschaftlichen Betriebe städtebaulich so stark zusammengeballt haben der darf sich nicht erschöpfen in einem Besuch der Kunstsammlungen und Museen, obwohl er zweifellos die



Leichter am Bollwerk. Sie entladen die inmitten des Hafenbeckens ankernden Seeschiffe und bringen die Ladung an Land

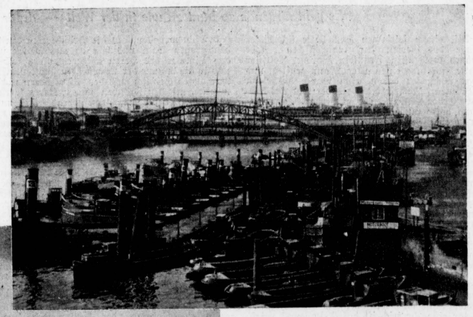
führende Rolle Hamburgs auch hier erkennen könnte, der darf sich auch nicht von der Lieblichkeit der Alster gefangen nehmen lassen, auch nicht von der fröhlichen Beschwingtheit und dem geradezu heiteren Abstimmung der auf dem Jungfernstieg wandelnden Menschen, die dem Schwung des Frühlings in Kleidern und Gebärde tragen. Das alles ist mehr Schmuck und galoppisches Feiertagskleid. Wer Hamburgs Pulsschlag fühlen will, der muß seine Schritte zum Hafen lenken und von den St. Pauli-Landungsbrücken die große Hafenrundfahrt antreten. Mit der Flut kommen die großen Schiffe stromauf in den Hafen, mit Beginn der Ebbe fahren sie mit Fahrgästen und Gütern hinaus zu nahem und fernem Ziel. Das graue Hafenwasser kommt nie zur Ruhe. Ununtertrochen fahren die Barkassen, die die Menschen an ihre Arbeitsstätte bringen und den Verkehr zwischen den ausgedehnten Hafenbecken vermitteln. Wir erblicken am langen seitigen Ufer die Werftanlagen von Blohm & Voß, der größten deutschen Werft, geradezu die vom Reiherstiegbetrieb der Deutschen Werft und von H. C. Stülcken Sohn mit ihren Hellingengerüsten, Kränen und Schwimmdocks. Markant hebt sich vor allem rechts der riesige 250-Tonnen-Wertikran von Blohm & Voß, einer der größten Kräne der Welt, vom Himmel ab. Von den Werften dröhnen die Nietkämmer, die Schwerstrenner fauchen und zischen. Deutsche Arbeiterfäuste schmieden Großdeutschlands Flotte. Ohne Unterlaß pfeifen und schrillen und Tuten, Hämmern, Klopfen, Rattern und Rufen, und dazwischen mischen sich die heulenden Sirenen der Ozeanriesen, die von Schleppern aus dem Hafen bugsiert werden oder aus fernen Ländern zurückkehren. Schlepper, Kräne, Werften, Lärm, Qualm und ewige Unrast: Hafenmusik und Hafenstimmung vor St.-Pauli-Welthafenstimmung! Das Hin und Her der Fährdampfer, Schuten und Jollen mit dem ruhig ihres Weges ziehenden Schiffen, das geschäftige Leben und Treiben auf den Kais, in Schuppen und Speichern, die rastlose Arbeit auf Hellingen, Docks und in den Fabrikbetrieben des Freihafens, das alles schafft ein ständig wechselndes Bild von immer neuem Reiz und eindrinalicher Schönheit. Wir haben auch die Gelegenheit, den 14 000 Tonnendampfer Monte Pascoal der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrt besichtigen zu können. Dieses Ueberseeschiff befördert 2500 Personen und hat 280 Mann Besatzung. Seit 1930 fährt es nach Buenos Aires. Die Kabinen, Gesellschafts- und Wirtschaftsräume müssen eine Ueberfahrt angenehm und bekömmlich machen.

750 Jahre waren am 7. Mai vergangen, seit Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1189 der Stadt Hamburg einen Freibrief gab, der die Stadt von „Zoll und Ungeld" vom Meer bis zur Stadt und zurück befreite. Dieser Freibrief war die Grundlage der Entwicklung der Stadt und vor allen Dingen ihres Hafens zum „Tor zur Welt", wie er heute genannt wird. Heute liebt der Hamburger Hafen mit der Zahl der anlaufenden Schiffe (18 565 im Jahre 1938) an der Spitze vor Rotterdam (15 866) und Antwerpen (11 762). Alle seefahrenden Nationen der Welt sind hier zu finden, und von den Masten der im Hafen liegenden Schiffe wehten im Januar 1939 die Flaggen von 27 verschiedenen Ländern. Ein ständiges Kommen und Gehen der großen Ozeandampfer herrscht hier, zwischen denen sich die flinke Schar der Schlepper und Motorboote tummelt. Die Hafenbecken haben eine Gesamtgröße von 861 Hektar, das sind 3441 Morgen, 86 Kilometer lang sind die Kais für Seeschiffe. Dazu kommen noch 26 Kilometer Kais für die Flußschiffe. Die Eisenbahnanlagen der Hafenanlagen würden-aneinandergereiht von Hamburg bis etwa zur polnischen Grenze reichen mit ihren 410 Kilometern. 1234 Kräne, 29 Heber, 31 Verladebrücken usw.

Die berühmten St.-Pauli-Landungsbrücken (Photo: H. v. Seggern)

sorgen dafür, daß die Ent- und Beladung der Schiffe glatt und reibungslos vor sich geht. Ueber 20 000 Hafenarbeiter finden hier im wimmelnden Betrieb des Hamburger Hafens ihr Brot. Tausende von Werftarbeitern sind beim Bau neuer Schiffe in den verschiedenen Werften tätig, auf denen zurzeit 80 Schiffe mit einer Wasserverdrängung von 414 000 (436 000 Tonnen) gleichzeitig im Bau sind.

Hamburg ist aber auch ein ebenso wichtiger deutscher Binnenhafen. Betrachten wir nur einige beispielhafte Zahlen: Etwa 7300 Binnenfahrzeuge mit 1,5 Millionen To. Ladefähigkeit sind hier beheimatet, und dort, wo der erste im Jahre 1862 eröffnete Binnenschiffs-, der Haken-Hafen nur erst eine Wasserfläche von 4,1 Hektar aufwies, bedecken die der Flußschiffahrt zugewiesenen Anlagen heute ein Areal von 840 Hektar Größe. Dabei muß es als eine hafenbautechnische Glanzleistung Hamburgs anerkannt werden, die See- und Binnenhäfen so zueinander angeordnet zu haben, daß jedes Flußfahrzeug jedes Seeschiffbecken erreichen kann, ohne den Kurs der Ueberseeschiffe zu kreuzen und den Hafenverkehr



Hafenbarkassen und Schleppdampfer Im Hintergrund die „Kap Arcona."

Der Segelschiffhafen (Zander, Multiplex-K. 3)

(und sich selbst) zu gefährden und zu behindern. Der nationalsozialistischen Staatsführung verdankt Hamburg den beginnenden Bau des neuen großen Fischereihafens auf Finkenwärder und die Errichtung der riesigen Elbbachbrücke und imponierenden Fahrgastanlage am stadtseitigen Flußufer, der vom Dritten Reich wieder erweckten privaten Initiative endlich die neue, deutsche in Hamburg beheimatete Weltflotte. Hamburgs Werften sind auf Jahre hinaus mit Aufträgen für deutsche und ausländische Rechnung belegt. Sein seewärtiger Warenverkehr stieg im letzten Jahre auf über 35 Millionen Tonnen hinaus.

Man wird im Anschluß an eine Hafenrundfahrt gewiß — wenige Schritte von den Sankt-Pauli-Landungsbrücken entfernt — das Wunderwerk deutscher Technik, den Elbtunnel, besichtigen, der 22 Meter unter dem mittleren Hochwasserstand der Elbe und 6 Meter unter der Stromsohle liegt und 1907 bis 1911 mit einem Kostenaufwand von 11 Millionen Mark gebaut wurde. Man wird einen Besuch im Hagenbeck Tierpark nicht versäumen, dessen Eigenart in den großen Freigehenen besteht. die hier in großem Verständnis für das Tier geschaffen worden sind. Man wird St. Pauli's Schauseiten besichtigen, die eine fremde, weite bunte Welt und Länder und Meere von Pol und Pol zeigen, so daß man sich im Geist unter Kokospalmen ergeht, Sonnenuntergänge auf den Südseeinseln erlebt, Hawaigitarren melancholisch klimpern hört und von Weltreisen träumt. Man wird Hamburger Spezialitäten vom „harmlosen" Grog bis zum „steifen Nordost" nehmen in einer der Seemannskneipen, etwa dem „Ersten Landungsschuppen" oder dem „Alten Störtebeker" oder bei „Tante Berta". Man wird in die Stätten der Kurzweil und der Freude besuchen. Bunte Lichter und strahlende Leuchtreklamen — Berlin im vieles überbietend — locken zu allen Arten des Vergnügens. Hinter diesen gewaltigen, grellen Lichtfassaden lärmen die Tanzkapellen; schluchzen die Schifferklaviere — auf der Reeperbahn nachts um halb eins . . .

Wer aber wollte von Hamburg scheiden, ohne den „Michel" bestiegen zu haben, den 132 Meter hohen Turm der Großen Michaeliskirche, das Wahrzeichen Hamburgs für die Seefahrer! Hier kann er den Blick schweifen lassen über das gewaltige Stromgebiet und die 2-Millionen-Stadt, über die gemütlichen Backsteinhäuser des vergangenen Jahrhunderts mit ihren malerischen Treppengiebeln und Erkern und über die modernen Paläste der Schiffahrt und des Handels, über die schmalen Wasserarme, die Fleete, die die Stadt durchziehen und mitten in das lärmende Treiben der Weltstadt das romantische Bild einer mittelalterlichen Hansestadt zaubern, über die weite Fläche der einzigartigen Alster, über schmucke Gärten und Parks, über den Hafen, das Herz Hamburgs! Und nicht zu vergessen die Seewarte, die „umgekehrte alte Komode", in der von einem Riesenlaubfrosch das berühmte Hamburger Wetter gemacht wird. Täglich „Sonnenschein in Strömen" sagt der Hamburger und zwinkert dazu vielsagend, amtlich heißt das im Wetterbericht: Weitere Eintrübung, dicht, Regenfälle. Die Melodie der Arbeit und die Sprachen aller Völker dringen zum Turm herauf. Die Sehnsucht in die Ferne, die Freude am Entdecken und die Beharrlichkeit im Erstreben formte diese Menschen und diese Stadt, der während Kampf mit Sturm und Fluten prägte das Wesen dieser Menschen und dieser Stadt, die aus dem Naturgeschenk ihres Lebensraumes Arbeits-, Wohn- und Nahrungsraum — wir kommen darauf zurück — nicht nur für sich, sondern auch zum Nutzen ihres Volkes schufen. Der Blick vom „Michel" ist von solcher Eindringlichkeit, daß selbst ein flüchtig Verweilender Hamburg nicht so leicht vergißt: für die Stadt entscheidet sich nicht nur der kühle Verstand ob ihrer Leistungen und Werke, sondern um ihres Wesens und ihrer Schönheit willen auch das Herz.

Der kritische Augenblick

Tatsachenbericht von Ulrich von Uechtritz

4. FORTSETZUNG

Alles umsonst!

Mit einer hochmütigen Miene öffnet der Diener die Tür. — Sonderbar, wie Diener im Vorzimmer schon oft ein Charakterbild der Herrschaft widerspiegeln!

„Franz Schubert ist mein Name, ich möchte den Gräflichen Herrschaften meine Aufwartung machen!"

Der Diener kommt zurück. Mit einem hochmütigen Gesicht sagt er:

Der Herr Graf lassen sagen, daß er nicht mehr beabsichtige, den Komtessen Musikunterricht erteilen zu lassen!"

Zwei Tage darauf reist die gräfliche Familie wieder nach Ungarn zurück.

„Franzl, halt den Kopf hoch" — sagt Kathi Fröhlich zu dem jungen Komponisten, als er verzweifelt vor ihr sitzt. — „mit Sonnleithner werde ich es schon in Ordnung bringen, obwohl er — und mit Recht — fuchsteufelswild auf dich ist, daß du seinen wohldurchdachten Plan, die eine Lebensgrundlage zu schaffen, durchkreuzt hast. Und mit dem Mädel, der Komtesse . . . die schlag' dir aus dem Kopf, Franzl, und laß alles Leid in deine Noten überfließen . . . wohl dem, der's kann, dem so ein Mittel zur Verfügung steht! — und hast du mir nicht einmal selbst erzählt von deiner allerersten Jugendliebe, der Therese Grob, die, als sie einen Bäckermeister heiratete, deinen „Schnfuchtswalzer" zu einem „Trauerwalzer" werden ließ?"

Franz Schubert hat noch lange diese Liebe mit sich herumgetragen.

Und als er, sehr jung, kaum 31jährig, starb, — vielleicht erlosch mit seinem letzten Atemzug auch erst der letzte Funke dieser reinen Liebe.

Pflicht oder Liebe?

Die Jakobiner herrschen in Frankreich. — Ganz Europa zittert vor der Ausbreitung des revolutionären Gedankens. — Man schreibt das Jahr 1798.

Auch die Königin von Neapel, Marie Carolina, die Tochter Maria Theresias und Schwester der unglücklichen Marie-Antoinette, lebt in ständiger Furcht vor der französischen Gewaltherrschaft. Sie setzt ihre einzige Hoffnung auf die Freundschaft mit England, das mit seiner Flotte unter Admiral Hood gemeinsam mit den Spaniern Toulon blockiert.

Tiefblauer Septemberhimmel hängt über Neapel. Die Spätsommerblumen in den Gärten lodern leuchtende Farbenbündel in die heiße, zitternde Luft.

Am Hafen stauen sich die Menschen. — Was ist's? — Was habt ihr da zu gaffen, Neapolitaner?

Auf dem blauen Wasser schaukelt ein stolzes Schiff. Drohend und überheblich reckt es über die Bordwand 64 Kanonen empor. Am Bug steht in weißen Lettern sein Name „Agamemnon". — Neapolitanische Truppen soll es nach Toulon bringen, um sie den Jakobinern entgegenzustellen.

Der erste Besuch

Der Kapitän der „Agamemnon", der in der Villa des englischen Gesandten, Lord Hamilton, Quartier genommen hat, ist ans Fenster getreten.

Wie gebannt scheint sein Blick an irgendetwas zu hängen. Dann dreht er sich jäh zu dem Diener um, der auf die Befehle des eben angekommenen Gastes wartet:

„Wer ist die Frau?"

Unten im Garten, im Schatten der weißen Villa, liegt in einem Liegestuhl ein junges Geschöpf in leichten Morgenkleide; rot flammt ihr Haar wie eine kupferfarbene Gloriole um das schöne Gesicht.

„Wer ist die Frau?"

Der Diener verbeugt sich:

„Lady Hamilton, Euer Gnaden. Lord Hamilton wird heute mittag aus Sizilien erst zurückerwartet!"

„Frag Mylady, ob sie die Güte haben will, Kapitän Nelsons Besuch in einer Stunde zu empfangen!"

Tief beugt sich Nelson über die Hand der schönen Frau.

In ihren Augen aber steht Erstaunen. Warum läßt der englische Kapitän sich zuerst bei ihr melden, wo der Lord doch bereits am Mittag von der Reise zurückkommt!

Bald ist ein angeregtes Gespräch im Gange. Der Kapitän scheint Geist zu haben, — obwohl sein Aeußeres ihr fast unsheinbar erscheint! Ihr um Jahrzehnte älterer Mann gibt ihr nichts in der Ehe, als blaß und abgeschmackt von Anfang an verlief, — nur Luxus und eine öde Langeweile. Ein Lichtpunkt in dem Einerlei der Tage bildet für sie nur die Freundschaft mit der Königin Maria Carolina, die die schöne Engländerin in ihren intimsten Kreis zieht.

Sonderbar, wie der Kapitän zu plaudern weiß! Ist das der Ton eines ersten förmlichen Besuches? Und immer interessanter hängen ihre Augen an den Lippen des Mannes, dessen Schicksal — das er, wie in einem Buche blätternd, Blatt um Blatt vor ihr enthüllt — denn ähnlich ist: Nie jung, ein hartes Muß von Jugend an zur Seite, mühsam um jeden Erfolg ringend, der wieder eine Stufe höher führen soll.

Dann kommt der Lord.

Zwei Stunden sind wie nichts verflogen und haben doch das erste Glied gefügt in einer Kette, die die beiden Menschen zeitlebens aneinander fesselt.

Mit einem etwas eingebildeten Lächeln um den schmalen, nie zuviel von seinen Gedanken verratenden Diplomatenmund nimmt der Gesandte die Meldung des Kapitäns entgegen.

„Es ist gut, Kapitän Nelson, daß sie im rauhen Kriegshandwerk die Pflicht den Frauen gegenüber nicht verlernt haben!"

Das Kriegsglück schwankt

Warum ist Lady Hamilton jetzt weniger in der Umgebung der Königin zu sehen, warum flammt auf einmal in ihr, dem Lord gegenüber, ein starkes Interesse auf für alles, was die englische Marine betrifft?

Oft sitzt sie stundenlang im Garten und lauscht der Stimme des Kapitäns; manchmal ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen. Nur seine Stimme, seine geliebte Stimme will sie hören. Und er, der rauhe Seemann, dem sein Ehrgeiz strikte Wege weist, versucht, die schöne Frau, von der er ahnt, daß sie sein Leben in eine andere, noch ungekannte Richtung treiben wird, in sein Schicksal einzuordnen. Dabei fällt zwischen beiden nicht ein Wort von Liebe.

Anfang Oktober lichtet die „Agamemnon" heimen Liebe, der wieder nach langer, langer Zeit so nahe und doch unerreichbar ist.

Das Kriegsglück schwankt launenhaft zwischen den Engländern und Franzosen. Einmal sitzt es neben dem französischen Artillerieoffizier Napoleon Bonaparte, ein andermal auf dem Flaggschiff der englischen Flotte bei dem inzwischen zum Konteradmiral beförderten Nelson, dem die Kämpfe bereits ein Auge und einen Arm gekostet haben.

Was ist inzwischen aus der heimlichen Liebe Nelsons zu der schönen Frau des englischen Gesandten in Neapel geworden? Ist sie untergegangen im Kanonendonner? Verblaßt unter dem schwärzenden Pulverrauch? Oder haben die Schmerzen der schweren Verwundungen sie hinweggeschrien aus seinem Herzen?

Die falsche Unterschrift

Durch neue französische Rüstungen ist Neapel schwer bedroht. Maria Carolina fleht König Georg III. von England um Hilfe an.

Ein englisches Geschwader, unter Admiral Nelson, wird gegen die feindliche Flotte im Mittelmeer entsandt. Aber Stürme lassen sie den Gegner verfehlen.

Da läuft Nelson mit seinen Schiffen Neapel an, um neue Verpflegung zu nehmen und die Sturmschäden zu beseitigen.

Doch die neapolitanischen Häfen sind durch einen Vertrag, der Neapel durch die Franzosen aufgezwungen wurde, für alle englischen Schiffe gesperrt.

Englands Zukunft und Nelsons Ehre stehen auf dem Spiel; denn die französische Flotte hat bereits Kurs auf Aegypten genommen.

Die Königin von Neapel und ihre Minister sind ratlos. So naß die Rettung verheißenden Verbündeten — und doch kann ein Vertragsbruch unabsehbares Unheil auf das Königreich herabbeschwören.

Aber was die Klugheit, was feingeschliffener Diplomatengeist nicht vermögen, das bringt die Liebe fertig.

Lady Hamilton ist bei der Königin:

„Ich beschwöre Sie, Majestät . . . geben Sie den Hafenkommandanten den Befehl, die Häfen für die englische Flotte zu öffnen! Und wollen Sie es nicht des eignen Landes wegen wagen, so denken Sie an die vielen tapferen Seeleute, die Ihretwegen ihr Leben auf das Spiel setzen. Neapel helfen wollen und nun womöglich Hunger und neuen Nöten preisgeben sind.

Die Stimme der englischen Gesandtin zittert, als sie diese Worte leidenschaftlich hervorstößt; Tränen stehen in ihren schönen Augen. Und ihre Seele bangt um den Mann ihrer geheimen Liebe, der wieder nach langer, langer Zeit so nahe und doch unerreichbar ist.

Noch einmal ruft die Königin den Ministerrat zusammen. Aber: „Frankreich ist ein mächtiger Feind, es kann das kleine Neapel mit seiner gewaltigen Hand erdrosseln, wie man einen lästigen Wurm zerdrückt. Der Vertrag besteht, ein Brechen wäre Selbstmord!"

Die Königin ist fassungslos. —

Da läßt sich Lady Hamilton noch einmal bei ihr melden:

„Majestät — ein schwaches Weib fühlt in höchster Not manchmal aus den Tiefen ihrer Seele einen Weg, den kluge, harte Männertöpfe niemals finden würden . . ."

Die Königin schüttelt nur den Kopf.

„Einen Weg, der Eure Majestät und Euer Land nicht bloßstellt. Ein einziges Leben steht dabei nur auf dem Spiel — und das ist meins! — Schnell . . . nehmen Sie die Feder, Majestät, und setzen Sie den hohen Namen unter den Befehl an alle Hafenkommandanten, die englischen Schiffe einzulassen und ihre Wiederherstellung mit allen Mitteln zu unterstützen. — Und hier" — sie breitet ein von ihrer eigenen Hand geschriebenes Schriftstück vor der erstaunten Königin aus — „hier ist ein Schriftstück, das Eure Majestät und das Land Neapel aller Verantwortung enthebt!"

Die Hände der Königin beben, als sie die Zeilen liest:

„Ihrer Majestät, der Königin Maria Carolina von Neapel und beider Sizilien gebe ich hiermit das reuevolle Geständnis ab, daß ich selbst ohne Wissen und Zutun irgend einer zweiten Person, unter dem Befehl an die Hafenkommandanten die königliche Unterschrift, die, einem Hohen Verbrauch unabsehbares Unheil auf das Königreich herabbeschwören.

Aber was die Klugheit, was feingeschliffener Diplomatengeist nicht vermögen, das bringt die Liebe fertig.

Lady Hamilton ist bei der Königin:

„Ich beschwöre Sie, Majestät . . . geben Sie den Hafenkommandanten den Befehl, die Häfen für die englische Flotte zu öffnen! Und wollen Sie es nicht des eignen Landes wegen wagen, so denken Sie an die vielen tapferen Seeleute, die Ihretwegen ihr Leben auf das Spiel setzen. Neapel helfen wollen und nun womöglich Hunger und neuen Nöten preisgeben sind.

Die Stimme der englischen Gesandtin zittert, als sie diese Worte leidenschaftlich hervorstößt; Tränen stehen in ihren schönen Augen. Und ihre Seele bangt um den Mann ihrer geheimen Liebe, der wieder nach langer, langer Zeit so nahe und doch unerreichbar ist.

Anfang Oktober lichtet die „Agamemnon" die Anker. Sie bringt neapolitanische Kämpfer nach Toulon.

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Mit einem seltsamen Fall hatte sich dieser Tage das Gericht der französischen Stadt Nancy zu befassen. Fräulein Florence Durand hatte jahrelang einen alten Mann gepflegt und war überzeugt davon, zum Dank dafür im Testament ihres Arbeitgebers, der keinerlei leibliche Erben hatte, bedacht zu werden. Herr Durand hatte auch wiederholt durchblicken lassen, er werde Florence zu seiner Universalerbin machen, wenn sie ihn bis zum letzten Atemzug betreue. Um so betroffener war die Pflegerin, als der Notar in ihrer Gegenwart das Testament verlas. Herr Durand hatte von seinem beträchtlichen Vermögen Florence nicht einen Sou vermacht, sondern bestimmt, daß mit seinem Gelde eine Schule für „begabte und ideal veranlagte Krankenpflegerinnen" eingerichtet werden solle, damit es anderen nicht so gehe, wie ihm, der jahrelang unter einer ganz und herrschsüchtigen, groben Pflegerin leiden mußte. Aus Zorn über diese Entäuschung trip Florence dem Notar das Testament aus der Hand, zerfetzte und — verschluckte es, ehe man sie daran hindern konnte. Nun hat sie sich wegen Zerstörung einer Urkunde vor dem Gericht zu verantworten. Herrn Durands letzter Wille aber wird dennoch erfüllt, da der Notar eine Zweitschrift des Testaments besaß.

In der kleinen englischen Stadt Penart wurde die Nachricht, die Bürger hätten händig durch das durchdringende Gequak zahlloser Frösche gestört, die sich in einem durch die Mitte des Ortes fließenden Bach angesiedelt hatten. Die Treibhaden, die von den erbitterten Einwohnern veranstaltet wurden, hatten keinen Erfolg; es war unmöglich, die Tiere auszurotten. Die Bürger wandten sich daher mit Beschwerden und Bitten an den Bürgermeister, er möchte den Bach zuschütten lassen. Der Gemeinderat weigerte sich jedoch, eine Ausgabe zu machen, die in dem Jahresetat nicht vorgesehen war, und wies das Gesuch ab. Da entschlossen sich die Männer von Penart zu einer energischen Maßnahme: sie kauften bei einem Londoner Tierhändler einige hundert große Frösche und ließen diese in dem Sitzungssaal des Gemeinderates frei. Man kann sich das Bild vorstellen, als die Frösche nun durch den großen Saal und von da aus weiter in das Zimmer des Herrn Bürgermeisters selbst und in die Räume der Angestellten hüpften. Es war augenscheinlich auch den Stadtwätern nicht möglich, mit den Fröschen ohne weiteres fertig zu werden, denn der Gemeinderat sahe angezwungen den Beschluß, den Bach zuschütten zu lassen und so die Frösche obdachlos zu machen, damit sie sich anderswo ein Unterkommen suchten.

*

Eine eigentümliche künftige Rechtsvertreterin hatte sich dieser Tage vor dem Pariser Gericht in der Person der 25jährigen Studentin der Jurisprudenz Charlotte Guinot zu verantworten. Die junge Dame hatte im Quartier Café, als es heftig zu regnen begann. Da sie keinen Schirm bei sich hatte und auch nicht genügend Geld, um ein Taxi zu nehmen, heftig sie kurzerhand ein Auto, das vor dem Lokal parkte und fuhr die Champs-Elysees herab. „Ich hätte das Auto natürlich gelegentlich an Ort und Stelle zurückgebracht", versicherte Fräulein Guinot dem Richter. „Nur hatte ich es an diesem Tage sehr eilig, da ich mich für mein Staatsexamen der Jurisprudenz vorbereiten mußte." Der Richter sah in dem Mundleichtsinn eine wenig geeignete Vorbereitung zu einem juristischen Staatsexamen und schickte die junge Studentin, die zufällig von einem Verkehrspolizisten angehalten und auf diese Weise ertappt worden war, für 14 Tage ins Gefängnis.

*

In einem Tanzlokal in Genf sah man in letzter Zeit häufig eine aufgeblondete hübsche Blondine, die die Einladung wohlhabender Gäste, mit ihnen zu essen und zu trinken, gerne annahm. Stets benahm sie sich anständig und bescheiden, so daß sie der Barbesitzer gerne bei sich sah. Vor einigen Tagen wurde die Blondine von einer Gesellschaft sehr junger Herren an den Tisch gebeten. Nachdem man gespeist und ziemliche Mengen Alkohol zu sich genommen hatte, versuchte einer der Männer, zudringlich zu werden. Und nun hatte man Gelegenheit, über die ungeheuren Körperkräfte der jungen Dame zu staunen. Wie ein Berserker wütete sie unter ihren vier männlichen Gesellschaftern, den einen ohrfeigend, den anderen in eine Ecke werfend, den Dritten durch einen wohlgezielten Boxhieb außer Gefecht setzend. Als sich die jungen Leber daraufhin erneut gemeinsam auf die Tischdame stürzten, gelang es einem von ihnen, ihren platinblonden Schopf zu fassen, an dem er sie zu Boden reißen wollte. Aber plötzlich hatte er — eine Perücke in der Hand. Die Blondine entpuppte sich als ein kräftiger junger Mann, ein Arbeitsloser, der, als ihn die Polizei abführte, das Geständnis ablegte, er habe diese Maskerade gewählt, um allabendlich zu einem guten warmen Abendessen zu kommen, das er sich von seiner geringfügigen Unterstützung nicht leisten konnte.

*

Manchmal hat man es in der Ehe nicht leicht. Das ist wenigstens die Ansicht Mrs. Martha Petchota's, die vor dem Chicagoer Scheidungsrichter vor kurzem die Trennung ihrer Ehe forderte. Als sie heiratete, verlangte ihr Mann, der ein leidenschaftlicher Raucher war, daß auch sie sich sogulagen zur Gesellschaft, dem Genuß des Tabaks hingebe. Mit vieler Mühe lernte Mrs. Petchota das Rauchen, das ihr anfänglich lediglich einen ständigen Hustenreiz verursachte. Allmählich aber fand sie doch Gefallen daran und gewöhnte sich an die Zigaretten. Nach einem Jahre rang sich ihr Mann endlich zu dem Entschluß durch, ein Nichtraucher zu werden. Und nun verlangte er von seiner Frau, daß sie, sozusagen zur Gesellschaft, gleichfalls dem Tabak entsage. Das wurde Mrs. Petchota doch zuviel. Sie hatte keine Lust, auf die ihr liebgewordene Zigarette nun in Zukunft wieder zu verzichten. Und als ihr der über diese Weigerung empörte Gemahl das Rauchen mit Peitsche und Stiefeln verbieten wollte, reichte sie die Scheidungsklage ein, der das Gericht, voll Verständnis mit diesem ungewöhnlichen ehelichen Problem, auch stattgab. — Man kann auch in diesem Falle nur den Kopf schütteln: Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Xaver Xanten

5

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

Schwer sank der graue, heiße Kopf des Blinden über des Priesters Hand, die seine bebenden Finger immer noch wie in Todesangst umklammert hielten.

Der alte Pfarrer Maselli sagte nichts. Wo wäre auch Antwort gewesen auf diese Frage? Und der vor ihm lag, merkte nicht, daß er im Dunkeln langsam die Rechte hob und das Kreuzeszeichen über ihn machte, und daß seine Lippen lautlos sprachen:

„Pax tecum, Absolvo te!"

IV.

Klausur

Ottenrieth hatte, während er den Wagen durch die großartigen Bergtäler von Tirol, Kärnten und Steiermark heimwärts lenkte, sein Herz immerfort gleich einer großen Gletschermühle arbeiten gefühlt.

Wie lange war er fort gewesen? Noch keine drei Wochen! Noch nicht die Hälfte der Ferienzeit, die er sich gesetzt.

Und diese drei Wochen hatten genügt, seine satte, beruhigte, selbstzufriedene Existenz vollkommen durcheinanderzurütteln und durcheinanderzuschütteln, wie es ihm nie seit stürmischen Jugendjahren geschehen war.

Von zwei Seiten — kam es ihm vor, so oft er darüber nachdachte — hatte das Schicksal den großen Angriff gegen ihn gerichtet: aus den schönen Augen eines Mädchens, das er nicht vergessen konnte, noch wollte, das im Traum und im Wachen immer um ihn war, und aus einem wogenden Meer von Tönen, das ihn zu jeder Stunde wie ein Chor von Geistern umschwebte, fordernd, mahnend, tief erschütternd.

So sehr hatten diese drei Wochen sein inneres Leben verändert, daß er fertigbrachte, was er noch niemals fertig gebracht: in dem heiteren, lebensvollen, spätsommerlich prangenden Wien sich einzuschließen, sich einzuspinnen wie ein Seidenwurm, der an nichts als an seine Arbeit denkt, und dabei nicht die mindeste Unlust, Einsamkeit und Sehnsucht nach dem Leben zu empfinden, das draußen fröhlich lärmte und allabendlich in tausend Lichtern aufschwoll.

Er lebte in seiner Junggesellenwohnung, nahe dem Praterstern, und niemand sollte von seiner Rückkehr wissen. Er verbrachte die Tage am Flügel und am Schreibtisch und wartete im Herzen nur immer darauf, daß dieser Sommer vergehen und der Herbst kommen und sie wiederkehren würde.

Sogleich nach seiner Rückkehr hatte er einen Spaziergang durch die Stadt gemacht und sich in der Bartpfrasse 3, unmittelbar hinter dem Volkstheater, in der Pension Lonner erkundigt, ob Fräulein Tudesco zu Hause sei.

Nein, die Dame sei verreist.

Oh, verreist? Und wann sie wohl wiederkomme?

Jedenfalls nicht vor dem ersten Oktober, bis dahin habe sie ihr Zimmer aufgegeben.

Er dankte und ging.

Ging in die Einsamkeit, die er sich verordnet hatte, da ein klares Gefühl ihm sagte, dem, was er jetzt vorhabe, fromme nicht Zerstreuung.

Er arbeitete, getrieben von einem unbezähmbaren Drang, wie er ihn seit langem nicht verspürte. Was er diese ganzen letzten Jahre gemacht — war das eigentlich Arbeit gewesen? Beratungen mit den Librettisten, Besprechungen mit Sängern und Sängerinnen, ängstliche Berücksichtigungen ihrer tausend Extravünsche, das hatte seine Tage ausgefüllt. Oft genug war ihm sein Talent vorgekommen wie eine Wasserleitung, an der von Zeit zu Zeit der Hahn aufgedreht wird, um hier etwas und dort etwas abzuzapfen.

Aber wenn er jetzt vom Schreibtisch aufstand und an den Flügel ging, dann fühlte er, wie ein wilder, starker Strom aus ihm hervorquoll, den kein Librettist, keine Sängerin und kein Sänger mit Forderungen eingnge, der sich frei ergießen konnte.

Eines Tages machte er sich in die Stadt auf, trat in ein großes Geschäft, ließ sich ein Harmonium vorführen, prüfte fünf, sechs Instrumente und ordnete schließlich an, daß das beste davon unverzüglich in seine Wohnung geschafft wurde.

Daran saß er nun täglich viele Stunden, und immer war ihm, als hörte er einen schwachen Nachhall der Orgel im kleinen Kirchlein von Sant Ambrogio, deren unvollkommenes Werk ihn so sehr beglückt hatte. Und fast mit Schrecken sah er täglich am Kalender auf seinem Schreibtisch, wie rasch die Zeit dahinschmolz, wie unaufhaltsam sich der Tag näherte, an dem es mit seiner Freiheit und Einsamkeit zu Ende war, weil im „Theater an der Wien" die Proben zu „Diana von der Donau" begannen.

Bis dahin mußte er fertig sein mit dem, was ihn beschäftigte. Denn was bis dahin nicht fertig war, würde wie unter einem Verhängnis begraben werden. Und er arbeitete zehn Stunden am Tag und war glücklich wie nie.

So verging der September. Alle seine Freunde und Bekannten glaubten ihn noch fern, er stellte es mit Genugtuung aus Briefen und Karten fest, die ihm über die „Casa Rossa" nachgelandt wurden und die er nicht beantwortete.

Am letzten Septembertag rief er wieder in der Pension Lonner an, ob Fräulein Tudesco zurückgekehrt sei? Er bekam nicht sogleich die Inhaberin an den Apparat, sondern geriet in eine andere Verbindung hinein, hörte eine fremde Männerstimme gleichfalls nach „Fräulein Tudesco" fragen, ließ sich, heiter gelaunt, mit ihr in ein Gespräch ein, fragte belustigt, wem denn nun der Vortritt gebühre, amüsierte sich, als der Fremde rohrpatzenmäßig zu schimpfen begann und legte schließlich den Hörer auf, vergnügt und doch auch ein wenig beunruhigt. Bei erneutem Anruf erfuhr er, das Fräulein werde morgen, Sonntag, um einundzwanzig Uhr fünfundvierzig erwartet.

Diesen letzten Tag verbrachte er in einer Unruhe sondergleichen. Er stieg noch einmal alles vor, was er gefabrieben hatte, viele, viele Notenblätter voll, als müsse er ein Examen bestehen, und war nicht zufrieden. Zum ersten Male unterbrach er seine wochenlange, freiwillige Haft, bummelte nachmittags in den schon vorherbstlichen Prater, schlenderte durch den Stadtpark zum Ring, als im „Bauthierkeller" aus Nacht und fuhr in einem Taxi zum Südbahnhof.

Er hatte sich verspätet, es war kurz vor Ankunft des Zuges. Auf dem Bahnsteig waren nur wenige Menschen. Sie konnte ihm sicher nicht entgehen. Sein Herz schlug ganz unvernünftig angesichts der Aussicht, daß der Zeiger an der großen Uhr nicht einmal um fünf Minuten vorrücken würde, bis er sie wiedersah — sie, um die so viele einsame Wochen lang der Zeiger seines inneren Lebens unablässig seinen Kreis beschrieben hatte.

Mit feurigen Augen schob sich der Schnellzug in die Halle. Der Packwagen, zwei Grazer Wagen, ein Waggon, auf dessen gelbem Schild stand „Venezia" — dahinter mußte der Mailänder Wagen kommen.

Und da neigte sie sich auch schon aus dem Fenster und winkte einem Gepäckträger.

Ottenrieth stand da, mit der Miene gespielter Gleichgültigkeit, die Hände in den Manteltaschen vergraben. Erst als sie dicht bei ihm war — er hatte ihr langsames, ahnungsloses Herankommen genossen wie ein Feinschmecker — bob er, scheinbar erschrocken, den Kopf und fuhr an den Hut.

„Mein gnädiges Fräulein, welche Ueberraschung!"

Es war schmerzlich für ihn, aber sie erkannte ihn nicht sogleich. Grübeln stand in ihren schönen Augen unter dem breitrandigen Reisehut, ein Fragen, ein Zaudern, bevor sie ihrer Sache sicher.

„Herr Ottenrieth, nicht wahr?" Sie reichte ihm die Hand.

„Kommen Sie von da unten? Jetzt erst? So lange Ferien? Das ist aber nett. Ich wurde hier auf einen Grazer Freund, verabredet, wie es scheint. Darf ich Ihnen behilflich sein?"

„Danke, der Facchino hat schon alles."

Sie gingen nebeneinander bis zur Sperre. Ottenrieth redete ununterbrochen, um nur nein und kein Sänger mit Forderungen einengte, der sich frei ergießen konnte.

Eines Tages machte er sich in die Stadt auf, kaufte ein großes Geschäft, ließ sich ein Harmonium vorführen, prüfte fünf, sechs Instrumente und ordnete schließlich an, daß das beste davon unverzüglich in seine Wohnung geschafft wurde.

Daran saß er nun täglich viele Stunden, und immer war ihm, als hörte er einen schwachen Nachhall der Orgel im kleinen Kirchlein von Sant Ambrogio, deren unvoll-

„Halloh, Neh!"

Was war das? Ottenrieth fuhr erschrocken aus seinem Traum hoch.

Jenseits der Sperre stand, lebhaft winkend, ein junger Mann im grauen Gabardinemantel, mit vollen, runden Backen — das war doch — Donner und Doria, das war doch — das war doch das Mondgesicht!

„Halloh, Neh!"

Renata schüttelte auch ihm die Hand, eine große Belustigung malte sich auf ihrem schönen Gesicht.

„Darf ich vorstellen? Herr Armbruster — Herr Ottenrieth, dessen Bekanntschaft du um ein Haar schon in Torbole gemacht hättest."

Dieser junge Mann konnte sich offenbar nur sehr wenig beherrschen. Dichtes Unmutsgewölk geisterte über sein wohlgenährtes Gesicht, spitz sagte er:

„Oh, du bist nicht allein gereist?"

Ottenrieth beeilte sich, an Renatas statt zu versichern, daß es sich um ein zufälliges Zusammentreffen auf dem Bahnsteig handle, was auf den anderen, obwohl er es nicht so recht zu glauben schien, beruhigend wirkte.

Sie gingen zu dritt durch die Halle, der Gepäckträger schleppte Renatas Lederkoffer hinterdrein.

Draußen winkte Fritz Armbruster ein Taxi heran, mit einer Betonung, die erkennen ließ, daß es sein selbstverständliches Recht sei, Renata nach Hause zu geleiten.

Ottenrieth streckte ihr zum Abschied die Hand hin.

Es war entzückend, Ihre Bekanntschaft zu erneuern, Signorina. Darf ich auf ein Wiedersehen hoffen?"

Fritz Armbruster machte ein so abweisendes Gesicht dabei, daß Renata unversöhnlich sagte: Sie werde sich freuen, er solle nur einmal anrufen, sie wohne in der Pension Lonner.

Und dann entlohnte sie den Gepäckträger und fuhr davon, Fritz Armbruster an ihrer Seite.

Zurückbleibend sah Ottenrieth den Wagen zwischen den herbstbunten Schmuckanlagen verschwinden.

So, sagte er bei sich, tatsächlich also dieser Jnfant. Damit muß man also für die Zukunft rechnen.

Aber ihm war dabei leicht und heiter zu Sinn. Er hatte sie wiedergesehen. hatte wieder ihre geliebte Stimme gehört, mit dem Mondgesicht wiede er schon fertig werden.

Er fuhr nach Hause, öffnete eine Flasche Wein und arbeitete bis in die Nacht.

Böse Tage für Fritz

Für Fritz Armbruster kam keine schöne Zeit. Jedenfalls hatte er sie sich recht anders vorgestellt, so oft er in den vergangenen Wochen an die Reh dachte und ihre Rückkehr herbeisehnte. Und die Folge davon war, daß die Damen im Büro an der Wollzeile nichts zu lachen hatten. Die schlechte Laune des Herrn Prokuristen drohte chronisch zu werden.

Gutmütig, wie er von Haus aus war, hatte er es der Reh nicht lange nachgetragen, daß sie in Torbole derartig mit ihm umgesprungen war und ihm nicht einmal einen kurzen Spaziergang abschenkt hatte, nachdem er ihretwegen eine Reise von sechs Stunden hin und sechs Stunden zurück gemacht. Er war mehr traurig und unglücklich als ärgerlich gewesen, wenigstens nachdem sich der Aerger des ersten Augenblicks verflüchtigt; er hatte Renata schon am nächsten Nachmittag einen versöhnlichen Brief voller Liebesbeteuerungen in die „Casa Rossa" geschickt und war betrübt abgereist.

In der Antwort, die er vierzehn Tage später aus San Bartolomeo empfangen, hatte sie die kurze Szene unter dem Torbogen in Torbole überhaupt nicht mehr erwähnt. Und so hatte er sich in der angenehmen Vorstellung wiegen können, daß nun wieder alles ganz und durchaus beim alten sei, und er das Leben mit der Reh genau an dem Punkte wieder aufnehmen könnte, wo ihre Abreise im August es unterbrochen.

Aber seit dieser dreimal verwünschte Ottenrieth auf der Bildfläche erschienen war, seitdem war alles, alles anders.

Zunächst nur in seiner Einbildung. Er wußte nicht recht, ob er daran glauben dürfte, daß die beiden sich zufällig auf dem Südbahnhof getroffen hatten. Manchmal schien es ihm möglich, manchmal hielt er es für ausgeschlossen und glaubte, die Reh „ertappt" zu haben.

Er hatte, da er, schon berufsmäßig, viel in Musikerkreisen verkehrte, so manche von den Geschichten gehört, die über die Liebesabenteuer des erfolgreichen Operettenkomponisten umliefen; und wer wollte ihm übelnehmen, daß er nicht kritisch genug gestimmt war, zu prüfen, was daran Wahrheit sei, was Reklamerick und was Legende, wie sie sich um jeden Ruhm rankt. Lieber Gott, er war gar nicht prüde, er gönnte Ottenrieth von Herzen jedes Abenteuer, viel Vergnügen. Aber von der Reh sollte er die Finger lassen.

Leider aber war er auch unkritisch genug, die Frage zu überhören, die Renata ihm manchmal leise andeutend stellte: wodurch er sich eigentlich die Würde auf sie erworben habe, die er für so selbstverständlich hielt?

Sie kannten sich seit Jahr und Tag, fast solange sie in Wien war; sie hatten zusammen auf dem Konservatorium studiert, er Klavier und sie Gesang; erst war es eine Kameradschaft gewesen, allmählich hatte er es gewagt, zu ihr von der Liebe zu sprechen, und sie hatte es hingenommen wie eine selbstverständliche Huldigung, die ihr angenehm war. Daß sie wenig Bekannte in Wien besaß und sich überhaupt nicht leicht anschloß, begünstigte ihn: sie ließ es sich gefallen, daß er ihr beim

Olaf Hassel wird „unsterblich"

Taubstummer Amateur-Astronom entdeckte einen Kometen

Der jüngste Astronom, der sich durch die Entdeckung eines Kometen die Unsterblichkeit gesichert hat, ist Olaf Hassel, ein taubstummer Bauer aus dem norwegischen Dorf Oevre Eiker. Schon auf Grund seiner Herkunft nimmt dieser Mann eine Sonderstellung unter den Kometenentdeckern ein, von denen die meisten berufsmäßige Himmelsforscher waren. Man hat nunmehr offiziell beschlossen, einen der in einiger Zeit von dem Bauern Olaf Hassel entdeckten geschweiften Himmelskörper, der bisher unbekannt war, als „Hassel-Komet" zu bezeichnen.

Wie kam Olaf Hassel dazu, einen Irrstern im Weltenraum zu finden? Als Sohn eines norwegischen Großbauern besuchte er von seinem sechsten Lebensjahr an die Taubstummenschule in Oslo, auf der er sich durch seinen Eifer und seine rasche Auffassungsgabe auszeichnete. Als er dann den väterlichen Hof übernahm, beschäftigte er sich in seiner Freizeit mit Naturwissenschaft und dem Studium astronomischer und meteorologischer Bücher. Schon als Knabe hatte er sich aus Brillengläsern selbst ein Fernrohr konstruiert; als 19jähriger aber konnte er seinen Lieblingswunsch, sich ein richtiges Himmelsfernrohr anzuschaffen, verwirklichen. Abend für Abend begab er sich mit diesem „in die himmlischen Sphären" und studierte unermüdlich den Lauf der Gestirne.

Zum ersten Mal machte Hassel bereits im Jahre 1920 von sich reden, als er einen neuen Stern entdeckte, um ein Jahr später einen neuen Kometen im Weltall zu erspähen. In beiden Fällen aber konnte er sich nicht als den ersten Entdecker dieser Himmelserscheinungen bezeichnen, denn gleichzeitig mit ihm hatten auch die großen Sternwarten die Neuigkeiten im Himmelsraum wahrgenommen. Aber immerhin wurden bei dieser Gelegenheit die norwegischen Astronomen auf den Bauer Hassel aufmerksam und übertrugen ihm leidenschaftlichen Amateur-Astronomen verschiedene sachwissenschaftliche Arbeiten, denen sich Hassel mit großem Eifer hingab und die er auch stets zur Zufriedenheit seiner Auftraggeber löste.

Schließlich wurde Hassel zum Mitglied der norwegischen Nova-Gesellschaft, einer Vereinigung von Himmelsforschern, ernannt, und er wies sich als wertvoller Mitarbeiter des bekannten Astronomen Professor Störmer, der sich mit Himmelsphotographien befaßte. Vor einiger Zeit übertrug die Nova-Gesellschaft Hassel die Beobachtung des lichtveränderlichen Sternes Triangulum, der mehr und mehr an Lichtstärke einbüßt und neuerdings ganz zu verschwinden droht. Bei dieser Gelegenheit gelang es dem Hassel plötzlich einen Kometen im Himmelsraum entdecke, den er auf Grund seines umfassenden astronomischen Wissens sofort als eine Neuerscheinung erkannte.

Hassel beeilte sich, den Sternwarten von seiner Wahrnehmung Mitteilung zu machen. Und diesmal war er, wie eine Rundfrage ergab, tatsächlich der Erste gewesen, der den geschweiften Weltenwanderer entdeckt hatte. Daher wird der flimmte Komet, der nun auf die Sternenkarte eingezeichnet wird, den Namen „Hassel-Komet" erhalten — zu Ehren jenes norwegischen Bauern, der sonst über seinen Acker bestellt, um nachts den Sternenschimmel zu erforschen. Gleich den meisten seiner Artgenossen ist der „Hassel-Komet" nicht mit dem bloßen Auge, sondern nur mit dem Fernrohr wahrzunehmen.

Mittagessen Gesellschaft leistete, daß er sie abends ins Konzert mitnahm oder auch einmal über den Sonntag mit ihr in den Wiener Wald fuhr.

Sie hatte ihn gern, um seiner immer dienstfertigen, zutunlichen Art willen, sie wußte sich seinen Kameraden, in dessen Gesellschaft sie sich besser von den schweren und ernsten Problemen hätte ausruhen können, die Studium, Leben und nicht zuletzt das Elternhaus ihr tagtäglich zu lösen gaben.

Ja, er war ein Kamerad zum Ausruhen. Er plauderte mit seinem wienerischen Schnabel angenehm, ohne daß es den Geist anstrengte. Etwas Drolliges war in ihm, das sie erheiterte, wenn das Nachdenken sie dunkel gestimmt hatte. Er war einer von diesen Leuten, die Menschen von Renatas Art niemals ganz ernst werden: Arabeske am Rand des Lebens, doch nicht Schicksalsschrift in seinem Buch.

Darum duldete sie auch lächelnd, wenn er ihr von seiner Liebe sprach, die sie doch bestenfalls nur mit Zutraulichkeit zu erwidern vermochte. Seine von Zeit zu Zeit ungestümen Werbungen belustigten sie wie Purzelbäume. Aber da er in den letzten Wochen vor der Abreise manchmal von Heirat redete, hatte sie doch aufgehorcht und sich gefragt, ob sie nicht ein Unrecht an ihm tue, wenn sie ihn auf dem allzu schwanken Seile solcher Erwartungen und Hoffnungen lasse. Und gar sein plötzliches Erscheinen am Gardasee und seine wild hinausgesprudelte Idee, vor die Eltern zu treten und um ihre Hand zu bitten — wie wenn jemand anderes ihre Hand vergeben könnte als sie selber! —, hatte doch in ihrem Verhältnis zu ihm etwas geändert und ihr den Entschluß eingegeben, fortan vorsichtiger zu sein.

An jenem Abend in Torbole, als sie ihn unter dem Hoftor stehen ließ, obwohl er sie im Grunde dauerte, und ziemlich verstört nach oben eilte, wo der Vater leidend und mißmutig in seinem Stuhl saß, und die Mutter, wie so oft, am offenen Fenster stand und auf den See hinausträumte, als blickte sie in eine unendliche Ferne — an jenem Abend hatte Renata noch lange über Fritz Armbruster nachgedacht; aber da waren ihre Gedanken ganz überraschend aus dem Gleis geraten, sie hatte an Ottenrieth denken müssen, Ottenrieth, dessen Bekanntschaft sie erst vor vierundzwanzig Stunden gemacht; und plötzlich hatte sie aufgelacht und war aus dem Zimmer gegangen, und der Vater hatte ihr verwundert nachgeschaut.

Aber das war nur an jenem Abend gewesen, war am nächsten Tage vergessen. Und war vergessen geblieben während der ganzen Zeit in den Kastanienwäldern von San Bartolomeo und bis zu dem Augenblick, da Ottenrieth auf dem Südbahnhof plötzlich vor ihr gestanden und an den Hut gegriffen hatte.

Es war keine gute Zeit für Fritz Armbruster, und zwar deshalb, weil er wußte, daß Renata dann und wann mit dem verhaßten Ottenrieth zusammenkam. Er wußte es, weil sie es ihm ganz offen sagte und alle seine Einwände, Klagen, Bitten lächelnd beiseiteschob, wie die Bitten und Klagen eines Kindes in einer Sache, die es nicht versteht.

Die Sache, die Fritz Armbruster nicht verstand und nicht verstehen wollte, war die, daß Renata eifersüchtig über ihre Freiheit wachte. Es behagte ihr nicht, sich kontrollieren, sich gar ihren Umgang vorschreiben zu lassen: dazu war ihr Gefühl für den gutmütigen Jungen nicht stark genug.

Nein, er mußte begreifen, daß von Rechten auf sie keine Rede sein konnte. Und Ottenrieth war ihr gerade der Rechte, ihm das an seinem Beispiele begreiflich zu machen. Sie lächelte wissend über sich selbst, wenn sie das dachte — dabei brachte sie die Sympathie nicht in Anschlag, die sie für Ottenrieth empfand, seit sie ihn einmal in seinem eigentlichen Element gesehen, nämlich auf einer Probe zu „Diana von der Donau".

Er hatte sie, nur wenige Tage nach ihrer Ankunft, angeläutet und gefragt, ob sie's wohl interessieren würde, etwas von dem Entstehen einer Operettenaufführung im „Theater an der Wien" mitzuerleben; ganz bescheiden — und das gefiel ihr — hatte er einfließen lassen, daß es sich um ein Werk von ihm selber handele. Und da sie wirklich Lust verspürte, einmal sich hinter den Kulissen umzusehen, so hatte sie ja gesagt. Er hatte sie um 11 Uhr mit seinem Wagen abgeholt, und sie hatte ein paar Stunden in dem dunklen Theaterraum gesessen und zugeschaut und zugehört, wie dieser merkwürdige Theatralisch-musikalische Organismus, der so sonderbar aus Gesprochenem und Gesungenem gemischt war, sich langsam aus einer oder zwei von seinen hundert Häuten wickelte. In den Pausen hatte er sich zu ihr gesetzt und ihr dies und das erklärt, die Mitwirkenden oder einen Regieeinfall: ganz ruhig, kühl und sachlich hatte er immer gesprochen — so kühl und sachlich, daß er Schulter an Schulter mit dem Dirigenten und dem Regisseur die Probe leitete. Das hatte ihr an ihm gut gefallen — und außerdem war die Musik wirklich hübsch, voller Einfälle, bisweilen funkelnd und sprühend, im ganzen angenehm. Da die Probe lange dauerte, hatten sie in einem nahen Restaurant schnell zu Mittag gegessen, und später hatte er sie wieder nach der Pension Lanner gefahren, ihr die Hand geschüttelt, als kennten sie sich schon lange, und gesagt: Wenn die Einstudierung etwas weiter sei, so daß man weniger die Puppe und schon mehr den Schmetterling sehe, dann würde er sich erlauben, sie wieder einmal anzurufen.

Das geschah nach etwa einer Woche, und seitdem sahen sie sich dann und wann, zu Fritz Armbrusters Aerger und Kummer.

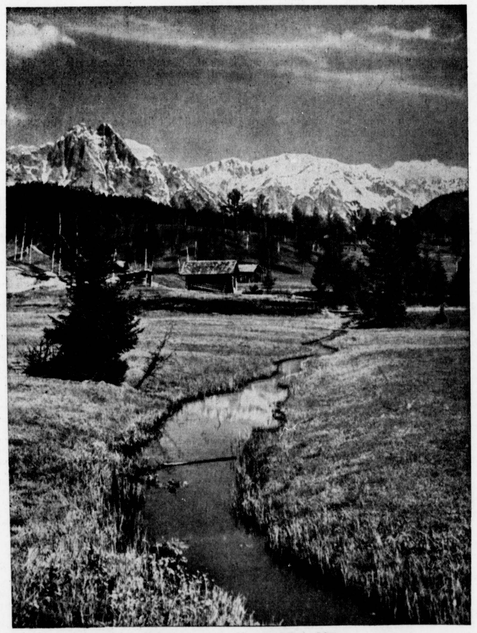
Er sparte nicht mit Warnungen, aber sie lachte nur. Und in ruhigen Augenblicken mußte er selber einsehen, daß es gefährlich war, einem Mädchen wie Renata mit dem schwarzen Mann Angst zu machen. Ottenrieth, sagte sie zu ihm, betrage sich immer tadellos gegen sie und rede ihr niemals von Liebe oder gar von Heiraten, wie gewisse Leute! Dann senkte er den Kopf und wurde sentimental, so daß sie nur noch mehr lachen mußte.

Ja, es war keine leichte Zeit für ihn! Was nützte es, daß sie seine Besorgnisse, seine Bekümmernisse, seine Angst immer wieder Einbildungen nannte? Wohl ihr, wenn sie nie erfahren hatte, welch schreckliche reale Wurde Einbildungen sein können. Er erfuhr es jetzt, nur allzu sehr. Und da in seinem Wesen wenig Festigkeit und Haltung war, folgte das Barometer seiner Laune sofort und stürzte um viele Striche. Fräulein Wingert und die anderen Damen im Büro hatten nichts zu lachen, und selbst seine Tante schüttelte oft den Kopf über ihn, weil er so ungleichmäßig und fahrig war.

„Ach, Frau Armbruster. Ich habe Sorgen, Sorgen, Sorgen!" sagte er dann, ohne sich über diese dreifachen Sorgen näher zu äußern.

Renata — er gewöhnte sich nur schwer an diesen Namen, aber sie hatte ihm eines Tages ganz bestimmt erklärt, sie dieße nicht „Reh" und sei überhaupt kein süßes Mädel! — Renata mochte sagen, was sie wollte — er fühlte doch, daß er Terrain bei ihr verloren hatte. Er verdoppelte seine Anstrengungen, rief sie jeden Tag an, kam ihr mit Vorschlägen für ein Theater, für ein Konzert — selbst seine Tarockabende im Kaffee Central opferte er dafür. Manchmal sagte sie ja, und dann wäre alles gewesen wie in alter Zeit, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß er sie dauernd umschlich und argwöhnisch belauerte. Aber war es nur „Einbildung" von ihm, daß er sie im ganzen doch viel seltener sah als früher, daß sie öfter nein sagte, und daß die Gründe für dieses Nein — wofür sie Gründe angab — ihm nicht ganz aufrichtig klangen?

Er sagte sich dann selber, daß er an ihren Worten zweifelte, was er früher nie getan. Und — zum Kuckuck, war ein nicht ganz aufrichtig klingender Grund in ihrem Mund nicht immer noch tausendmal besser als die kühle Mitteilung: sie könne heute nicht kommen, weil sie mit Ottenrieth verabredet sei?



Frühling in den Bayerischen Alpen (Hackner, Zander-M.)

So plagte und marterte er sich den langen, bunten Herbst über; aber seine Natur war im ganzen doch zu phlegmatisch, um die Dinge auf die Spitze zu treiben oder es gar auf einen Bruch ankommen zu lassen.

Und der, den er tagtäglich mit seinen haßerfüllten Gedanken mehrmals mordete?

Ottenrieth ahnte nichts davon. Er war glücklich — ja, es kam ihm vor, als wäre er noch nie in seinem Leben so glücklich gewesen. Die Proben zu „Diana" verliefen über alle Erwartungen gut, es gab keine ernstlichen Schwierigkeiten, keine Primadonnenlaunen, keine Szenen aus Rollenneid, alles arbeitete einträchtig zusammen, um ein Werk zum Sieg zu führen, dessen liebenswürdige Natur sich immer mehr entfaltete — das allein war schon Glück!

Und mehr als Glück war es, daß diese harmonische Atmosphäre — ganz anders als seinerzeit beim „Hellblauen Engel" — nicht an den Nerven zerrte, sondern Raum und Kraft ließ für die Arbeit an den vielen, vielen Notenblättern, die sich im Schub des Schreibtisches häuften und immer mehr wuchsen. Hatte er nicht gezittert um diese zarte Pflanze, die vor jedem grellen Licht und vor jedem scharfen Wind geschützt werden mußte? Nun wuchs sie von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht unter seinen Händen, die Segenskräfte, die den Keim zu ihr ins Erdreich gesenkt, erwiesen sich als beständig, wenn er die Partitur ansah und ihre Melodien vor sich hin sang oder zum Harmonium ging und sie spielte, dann war er glücklich in dem sicheren Bewußtsein, daß er sich getäuscht hatte, daß die alte, auf das Hohe gerichtete Kraft nicht verdorrt war im grellen, giftigen Rampenlicht des heiteren Musentempels.

Und daß er Renata, die schöne Renata, dann und wann zu sehen bekam, das war das größte Glück!

„Liebst du mich?"

Der ganze Oktober ging mit den Proben zu „Diana von der Donau" hin. An seinen letzten, herbstlich bunten Tage war die Uraufführung. Agenten und Direktoren aus vielen Ländern waren gekommen, das elegantefte Publikum gab sich ein Stelldichein im „Theater an der Wien". Es wurde ein lärmender Erfolg, der den des „Hellblauen Engel" weit übertraf. Alle Zeitungen sprachen am nächsten Tage von Ottenrieth als von einem Fixstern am Himmel der heiteren Musik; bei seinem Agenten häuften sich die unterschriebenen Aufführungsverträge.

Renata wohnte der Aufführung in einer Loge bei; sie hatte ausdrücklich gewünscht, an diesem Abend nicht neben Ottenrieth zu sitzen, und er hatte ihren Wunsch wohl verstanden. Aber in der Pause kam er glückstrahlend zu allererst zu ihr, und sie schüttelte ihm kameradschaftlich-herzlich die Hand.

Wie schön war sie in ihrem einfachen, teerosenfarbigen Kleid. Wie herrlich stand dazu das dunkle Schwarz von Haar und Augen. Er fragte, ob sie nachher mit ihm und ein paar Hauptdarstellern bei Sacher essen wollte, und sie sagte ein wenig zögernd zu, eigentlich gegen ihr Gefühl, nur weil sie spürte, daß eine Ablehnung dem Glücklichen wehe getan hätte.

Am nächsten Tag, während alle Blätter seinen Erfolg und Ruhm verkündeten, holte er sie mit dem Wagen zu einer Fahrt nach Mödling ab. Im langsamen Tempo glitten sie durch das bunte Land. Braunrot lohten die Fackeln am Weg.

Ottenrieth war still und in sich gekehrt, so daß es Renata auffiel.

„Sind Sie nicht froh?" fragte sie und sah von der Seite her in sein geradeaus gerichtetes Gesicht: „Ich dachte, Sie hätten allen Grund, froh zu sein?"

„Mir geht es sonderbar", erwiderte er, ohne sie anzuschauen: „Natürlich sollte ich heute vor lauter Freude trillern. Aber sehen Sie, ich kann es nicht. Vor einem Jahre — ach, vor einem Vierteljahr noch hätte mir das alles ungeheuer viel bedeutet — Erfolg, Ruhm, Geld, diese drei Zauberworte. Damals, nach dem „Hellblauen Engel", hat es mich ganz aus dem Häuschen gebracht, da habe ich geglaubt, es könnte keinen glücklicheren Menschen geben. — Heute ist alles ganz anders."

„Und warum?"

„Warum? Weil ich fühle, daß ich inzwischen gewachsen bin. Ueber diese Dinge hinausgewachsen bin. Weil sich inzwischen Traum und Sehnsucht meiner Jugend wieder gemeldet haben. Und weil ich weiß, daß ich ein schlechter Kerl wäre, wenn ich nicht auf sie höre. Wenn ich sie verriete — um der drei Zauberworte willen!"

Sie wußte nichts Rechtes mit seinen abgerissenen Aeußerungen anzufangen.

Er erklärte ihr es. Er sprach davon, daß er sich im Grunde dieser leichten Dinge schäme, die nur unterhielten und belustigten und schließlich niemand etwas anderes gäben als Zerstreuungen einen Abend lang. Daß es ihn im tiefsten Herzen zu der ernsten Musik ziehe, der alle Mühen und Kämpfe seiner Jugendjahre gehört hätten. Sie wolle es ihm wohl gar nicht recht glauben? Aber er könne es beweisen. In seinem Schreibtisch liege eine große Arbeit, halbfertig erst, der er seit vielen Wochen seine besten Stunden gewidmet habe. Und er fragte plötzlich, ob er sie ihr einmal vorspielen dürfe.

Ohne Besinnen sagte sie: „Ja, das würde mich sehr freuen."

„Aber dazu müßten Sie schon zu mir kommen, Fräulein Renata", sagte er, „denn es ist ein Werk für Orgel — ich habe ein gutes Harmonium zu Hause." Dabei wandte er für eine Sekunde den Kopf zu ihr und sah sie bittend an.

Sie las in seinem Gesicht, daß darin kein anderer Wunsch stand.

„Gut, ich komme", sagte sie einfach. „Ich freue mich immer, einen Menschen in seiner Werkstatt zu sehen, nicht nur an der Oberfläche. Und daß bei Ihnen noch etwas anderes dahinter ist als Operettenmusik, das habe ich immer gefühlt. Sonst säße ich kaum neben Ihnen."

„Na, hoffentlich sind Sie nicht enttäuscht" versuchte er zu lachen. „Ich habe selbst noch keine Ahnung — kein Mensch hat auch nur eine Note davon gehört — Sie werden der erste sein. Aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie den ganzen anderen Kram vergessen, der den Leuten so schrecklich gut gefällt."

Sie tranken im Kursalon Kaffee, ließen den Wagen dort und kletterten zusammen auf den Kalenderberg. Er wurde gesprächiger, erzählte von seiner Jugend, von seinen toten Eltern, der Vater war Staatsbeamter gewesen, Hofrat am Ballhausplatz, und hat sie, auch von ihren Eltern zu sprechen, vom Schicksal ihres Vaters, von der schönen Mutter, die er in Torbole immer voll Bewunderung habe ansehen müssen.

„Ja, bewundern Sie sie nur", sagte Renata", „ich tue es auch. Sie war eine schöne Frau, ich habe im Leben keine schönere gesehen. Aber Papas schweres Schicksal hat ihr böse mitgespielt. Sie haben in Afrika geheiratet, wo Papa damals in Garnison stand, in Libyen. Aber bald nach der Heirat brach ja der Krieg aus, und er mußte an die Front und wurde so fürchterlich zusammengeschossen. Seitdem ist Mama eigentlich nur noch seine Pflegerin. Und er macht es ihr nicht immer leicht." Mehr sagte sie nicht darüber.

Er fühlte, daß sie ihre Worte sorgsam wog, um nicht zuviel zu sagen. Und er merkte auch, daß bei ihren Worten eine Melancholie über ihr Antlitz sank, gleich einer Maske, ganz wie er es bei der Mutter gesehen.

Am nächsten Tage kam sie dann wirklich zu ihm, wie sie es verabredet, in seine Wohnung, nahe dem Praterstern.

(Forts. folgt.)

Welt der Frau

Der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten

Viele berühmte Männer ähnelten ihrer Mutter - Eine interessante Untersuchung

Uralt schon ist die Volksmeinung, daß die Töchter meist mehr nach dem Vater, die Söhne mehr nach der Mutter zu geraten pflegen. Und unsere tägliche Erfahrung scheint die Berechtigung dieser Ansicht zu bestätigen, wenn sich natürlich auch so manche „Gegenbeispiele" finden lassen. Es ist nun gerade am Muttertag eine sehr reizvolle Aufgabe, diese Frage einmal an Hand solcher Beispiele zu untersuchen, die uns die Bilder und Biographien der großen Söhne unseres Volkes bieten. Waren diese berühmten Männer wirklich so häufig ihrer Mutter ähnlich — und inwieweit war diese Aehnlichkeit körperlich und seelisch bedingt? Der nachstehende Artikel gibt auf diese Fragen Antwort.

Solange ein Mensch lebt, lebt in ihm auch seine Mutter fort. Gewiß auch der Vater, denn beider Wesen vermischt sich ja in dem neuen Erdenbürger. Aber wenn wir im besonderen die Bilder von berühmt gewordenen Männern betrachten und die der Eltern daneben halten, dann sind es vor allem die Züge der Mutter, die uns im Sohne stärker entgegentreten und öfter wiederzukehren scheinen.

Daß die keltische Einwirkung der Mutter gerade auf den Sohn stärker ist als die des

Jugendbildnis von Goethe
Die Aehnlichkeit zwischen Goethe und seiner Mutter wird aus diesen Bildern besonders deutlich. (Pastellzeichnung von Lips)

Vaters, läßt sich ziemlich leicht erklären. Die Mutter wird dem Kinde überhaupt früher vertraut, weil sie ihm die Ernährerin und Pflegerin ist. Das allein müßte allerdings Sohn und Tochter gleichermaßen an sie binden. Der später erwachende „Protest" jedoch, der bekanntlich auch kulturell — in der Kunst z. B. in der Form des Generationenwechsels — seine Auswirkung hat, wendet sich stets vor allem gegen das gleichgeschlechtliche Wesen. Beim Sohn in der Reifezeit gegen die Anschauungen des Vaters, bei der Tochter gegen die Beschränkung durch die Mutter.

Es gibt natürlich manche Ausnahmen, z. B. Schopenhauer, der sich mit seiner Mutter durchaus nicht vertragen konnte. Aber hier spielt eine gewisse Eifersucht die größte Rolle, und vieles von dem, was Schopenhauer Böses über die Frauen überhaupt sagt, entspringt dem Versuch, sich von der Liebesfessel, die ihn mit seiner Mutter dennoch verbindet, zu befreien. Aehnlich steht es um die Beziehungen Kaiser Josephs zu seiner Mutter Maria Theresia. Aber es ist dies ausschließlich der Thronerbenkonflikt, hier auf die Mutter übertragen, die vor und neben ihm Herrscherin ist — ein Konflikt, der sonst zwischen Vater und Sohn beobachtet wird.

Das Normale jedoch ist der andere Fall, daß der Sohn weit vor dem Vater der Mutter anhängt und in erster Linie ihrer voll inniger Liebe gedenkt. Goethes zärtliches Verhältnis zu seiner Mutter ist bekannt. Fritz Reuter sagt von seinem Vater, daß er ihn nie ein Buch habe lesen sehen, von seiner Mutter dagegen berichtet er, daß sie ihn „für alles Schöne" — darunter versteht er namentlich die großen Dichter seiner Zeit — „enthusiasmiert" habe. Diese Frau war vom Tage seiner Geburt an krank und leitete vom Krankenbett aus die Wirtschaft und die Erziehung ihres Sohnes und vierer Pflegekinder.

Nicht immer ist so wie in diesem Falle deutlich ausgesprochen worden daß die Mutter dem Sohne oft mehr Verständnis entgegenbrachte als der Vater — aber in der so oft anzutreffenden einseitigen Erwähnung nur ihrer Person liegt vielfach das verheimlichte Zugeständnis dieser Tatsache. Hinzufügen müssen wir allerdings, daß sich immer das Gefühl und nur höchst selten eine unvoreingenommene Wertung und Prüfung hier sprechen.

Weit erstaunlicher als diese rein gefühlsmäßige Seite unseres Problems ist die Tatsache, daß zwischen Mutter und Sohn auch im Gesichtsschnitt und in der Kopfbildung, in der Ausgestaltung der einzelnen Züge weit häufiger eine Aehnlichkeit anzutreffen ist als zwischen Vater und Sohn. Namentlich ist das dann der Fall, wenn es sich um Künstlerhandelt, weil häufig gerade der starke Einschlag, den die Mutter vererbte, die künstlerische Begabung schuf. Dazu ist keineswegs nötig, daß die Mutter selbst eine schöpferische Gabe besitzt. Aber sie ist fast Mittlerin geistiger und künstlerischer Eindrücke, für die der Vater oft weniger Sinn mitbringen. Goethe nennt diese Erbschaft, die er von seiner Mutter überkommen hat, „die Lust am Fabulieren". Natürlich ist es eine unterschiedene Hypothese, daß die geistige Aehnlichkeit auch eine körperliche mit sich bringe. Aber in vielen Fällen spricht doch für sie viel. So kann man von Richard Dehmel zweifellos sagen, daß er seiner Mutter geistig und auch körperlich außerordentlich ähnlich war. Sie war ihm im wahrsten Sinne Ideal der Weiblichkeit. Er liebte sie, und sie nahm bis ins höchste Alter Anteil an seinem Schaffen und seinem Erleben. „Was an Liebeskraft in und Kindern lebt" schreibt er ihr in einem seiner zärtlichen Briefe „das haben wir ja von Euch geerbt". Und ein andermal: „Wieviel Lobensmut habt ihr beiden in uns weiter gepflanzt! Und deine heiteren Seelenruhe, die Vaters einziges Glück war . . . o, mein geliebtes Mutterherz, welch ein Segen, ein solches Vorbild!"

Auch wenn man die Bilder Friedrichs des Großen und seiner Mutter vergleicht, fällt die Aehnlichkeit, namentlich der Stirne, der Lippen und der Brauen auf. Die größere Fülle im Gesicht der Mutter vermag das nicht zu verwischen. Friedrichs und seines Vaters Charakter standen in hartem Gegensatz. Um so inniger hing Friedrich der seine schöngeistigen Neigungen und damit die Weite seines Horizontes ganz und gar seiner Mutter verdankt, an dieser Frau. Zu Garve äußerte er einmal: „Wenn er wüßte, was mich der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würde er sehen, daß ich unglücklich gewesen bin wie jeder andere und unglücklicher als andere, weil ich mehr Empfindlichkeit gehabt habe."

In den Bildern von Dürers Mutter fällt vor allem das leicht schielende Auge auf, ein Schönheitsfehler, der auch an dem Sohne haften blieb und in seinen Selbstbildnissen noch erkennbar ist, wenn auch die Absicht, die störende Wirkung zu vermeiden, den Bildern stets eine bestimmte Blickrichtung wies.

Die auffallende Aehnlichkeit aber besteht zwischen Richard Wagner und seiner Mutter: Stirn, Nase, Mund und Kinn machen die Abstammung unverkennbar. Wagner sind außerordentlich an seiner Mutter Er schreibt an sie „im zärtlichsten Tone eines Verliebten gegen seine Geliebte". Auch von Schillers Aehnlichkeit mit seiner Mutter strecken die Biographen. Sie bilden ganz und gar seinen Typ vor: das hagere affektische Gesicht, die fast unbewimperten Lider, die Hakennase, die etwas sommersprossige Haut, das rote Haar. Seine Mutter liebte Schiller sehr, mit seinem „Herrn Vater", der ihn zeitlebens mit „Er" anredete wie einen Rekruten, wurde er nie recht vertraut.

Diese Beispiele ließen sich beliebig vermehren. Von Goethes Jünglingsbildern braucht man nicht einmal den „männlichen Zug" die größere Härte des männlichen Gesichtes abzuziehen, um Frau Aja wiederzuerkennen. Ebenso braucht man neben Josephs II. Bild nur eines der jungen Maria Theresia zu stellen, um in Auge, Stirn und Nase, ja in der Bildung der Ohrmuschel die große Aehnlichkeit festzustellen.

Aber alle Bilder lassen sich hier nicht aneinander reihen. Es möge als Anregung genügen, daß öfter als man glaubt etwas daran ist, wenn man von Knaben und Männern sagt: seiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Dr. H. Engelmann

Mutter

Mutter" — tiefer, dunkler Laut,
Urbeginn und stilles Enden
Sanft umschließend wie mit Händen,
Die uns alle Zeit verttraut.

„Mutter" — nah' und weit zugleich
Ist das Wort, das geprägte,
Das von Lippen viel bewegte
Aus des Blutes heil'gem Reich.

„Mutter" — unvergänglich' Wort!
Trosterfüllt und heimgebunden,
Mutter, ewig neu gefunden;
Aller Sprache treuster Hort.

Gerda von Below

Denkmal der Kochkunst

Wie die Meister der Küche geehrt werden
Von Ludwig Voß-Harrach

Ein einem Städtchen der französischen Provinz, in Villeneuve-Loubet, hat man vor kurzem beschlossen, dem größten Sohne der Gemeinde ein Denkmal zu widmen. Es handelt sich nicht um einen General, auch nicht um einen Dichter, sondern um einen — Koch, um den berühmten Escoffier nämlich, der sich durch eine den ihm erschaffene Speise, durch den Pfirsich Melba, Unsterblichkeit sichern konnte. Immerhin ist es doch das erste Mal, daß einem Koch eine derartige Ehrung zuteil wurde. Der verdienstvolle Mann, der gerade das Zeitliche gesegnet hatte, durfte sie zwar nicht mehr erleben.

Schlechtes Pflaster — guter Tisch

Im übrigen denken die Franzosen nicht daran, ihren Köchen nur den Nachruhm zu gönnen. So haben sie Henri Lefaivre rechtzeitig das Kreuz der Ehrenlegion an die Brust geheftet. Wenn der Geehrte allerdings ein gartbesaiteter Mann ist, hat ihn die Anerkennung nicht viel Freude gemacht, denn der Minister, der den Akt vollzog, mußte von seinen erbitterten Landsleuten eine ganze Menge Erdbeeren dafür einstecken. Der Kaiser Napoleon, der die Ehrenlegion einst gestiftet habe, müsse sich hoch im Grabe umdrehen, wenn er diese Kunde vernähme — sagte man. Aber der Meister der Küche hat auch manchen witzigen und schneidigen Verteidiger gefunden. So schrieb der Philosoph Dürofeau, der Koch habe das Kreuz durchaus verdient. Der Regierung liege die Pflicht ob, den Nationalruhm der Republik zu pflegen, und dazu gehöre die gute Küche. „Ihr verdankt das Land einen großen Teil des Fremdenverkehrs. Jeder Ausländer, der sich über die schlechte Wasserleitung, das üble Pflaster und die allzu liebenswürdigen Dämchen geärgert habe, der werde durch den prächtig gedeckten Tisch wieder versöhnt. Also sei dem guten Lefeuvre, der im Gasthause „Zur Tante Luise" Einheimische und Fremde erlabe, das Kreuz der Ehrenlegion wohl zu gönnen . . .

Der gelehrte Koch

Die Logik dieses Philosophen hat sicherlich viel Bestechendes. Und es ist zu begreifen, wenn die Köche selbst das Ihrige tun, um ihrem Stande die Ehre zu geben, auf die er Anspruch hat oder doch zu haben glaubt. Uebrigens sind sie dazu durchaus in der Lage — wie zum Beispiel deren scharfsinniger Emil Ammon, der unlängst vor einer Versammlung Londoner Aerzte einen nach Form und Inhalt vollendeten Vortrag hielt. Dieser gelehrte Koch bekannte sich unumwunden als ein geschworener Feind jeglicher Schlemmerei. Er bewies auf den römischen Kaiser Vitellius, der einst zwölf Stunden des Tages auf das Essen verwandt habe. Es mußten zwölf Gerichte aufgetragen werden. An jedem von ihnen wurde eine Stunde gespeist, und keines durfte schon einmal auf dem Tische gestanden haben. Jedes wurde in einem anderen Hause eingenommen. Die mehreren hundert Gäste beförderte man durch Sänften . . . Es kann nicht wundernehmen, daß selbst ein kaiserliches Vermögen vieler Schlemmerei nicht erträgt. Nach zweijähriger „Regierung" war es verlan: fünfzig Millionen Pfund sollen es gewesen sein. Vitellius starb als bankerotter Mann.

Nicht nur der Schneider, auch der Koch ist der Mode unterworfen. Den Nachtigallenzungen des Altertums folgten die Rinderlenden des Mittelalters, zu Dutzenden am Spieß sich drehend. Und was wird die Zukunft bringen? Die winzige Tablette etwa, in der Retorte des Chemikers erzeugt? Der gelehrte Koch beitreitet es. Immerhin — mit der Schlemmerei aber sei es endgültig vorbei, mit dem Uebermaß an Genüssen ebenfalls. Dies habe übrigens einen sehr einfachen Grund. Es sei früher viel Fleisch auf den Markt gekommen, das nicht mehr frisch war, und da habe man gar nicht anders gekonnt, als durch kräftiges Würzen den mangelhaften Geschmack zu verbessern. Heute werde dank den Errungenschaften der Technik, besonders durch die Kälteanlagen eine Möglichkeit der Frischhaltung gewährleistet, die den Gebrauch des Gewürzes auf das richtige Maß beschränke.

Das sind gewiß alles überaus interessante Dinge, und es ist dem klugen Ammon durchaus beizustimmen, wenn er erklärt, daß der Koch dem Arzt und der Arzt dem Koch viel zu geben habe. Er warnt vor allen Dingen den eingebildeten Kranken. Wer sich für magenleidend halte, auch ohne es zu sein, verderbe sich die Lust am Essen, so daß er schließlich bei jedem Essen Schauder empfinde. Und dadurch erst werde er wirklich krank. Kein Organ, auch das im Verdauungsschlauch nicht, vertrage es, auf die Dauer unbeschäftigt zu sein.

Vom Königshof zur Heilsarmee

Emil Ammon ist Küchenchef eines Londoner Gasthauses. Es geht ihm sicher besser als dem armen Donau, obwohl dieser ebenfalls ihrenamt Küche. Koch einst in den Diensten des englischen Königspaares stand. Er hat für seine vornehmen Auftraggeber wahre Meisterleistungen vollbracht. Die Krone aller soll der Geburtstagskuchen gewesen sein, den Donau im Jahre 1912 für die Königin Alexandra „komponierte". Das Kunstwerk wog vierzig Kilo. Es waren kleine Eisberge aus Zucker, Schneegipfeln aus Schaum türmten sich darüber, Tunnels öffneten sich, durch die eine elektrische Eisenbahn brauste. Nachher kam die Königin selbst in die Küche, um sich bei dem Meister zu bedanken.

Alle Kunstfertigkeit des Koches aber hat es nicht fertig gebracht, den schlechten Magen der Herrin zu kurieren. Der Appetit wurde immer schlechter — vielleicht gerade infolge der allzu guten Küche. Und es scheint der Königin nicht schwer gefallen zu sein, sich von ihrem Koch zu trennen, als der Weltkrieg ausbrach. Da mußte Donau an der Front in Frankreich sein Können zeigen. Er kochte vier Jahre lang für Marschall Foch und General Pershing. Und als das Völkerringen zu Ende war kehrte auch die Glanzzeit des königlichen Kochs nicht wieder. Alexandra konnte nur noch die leichtesten Speisen vertragen, die ihr die Aerzte verordneten und zusammenstellten. Die gelehrten Medizinermußten selbst die Kochrezepte aufschreiben. Donau wurde allerdings erst entlassen, als die Königin starb. Er war eine Weile arbeitslos.

Dann fand der großbritannische Hofkoch eine Stellung — im „Palast des Volkes". Da hat es für den Küchenzettel des Königs Eduard des Siebenten kein Verwendung mehr. Er steht nun an den riesigen Kesseln, in denen Tag für Tag an die 600 Mahlzeiten gekocht werden. Meist ist es Kohlsuppe oder etwas Aehnliches. Denn die Kunden Meister Donaus haben deshalb nur zwei bis drei Groschen zu verzehren. Es sind die Schützlinge der Heilsarmee.

ATA sei Dein Putzgeselle, ATA zaubert Glanz und Helle,
ATA putzt in jedem Fall Fliesen, Holz, Glas, Stein, Metall!

Waschechte Wiener Waschermadeln

Feuchtes „Intermezzo" auf der Donau — So macht das Wäschewaschen Spaß

Stillvergnügt waschen die Madeln am Ufer der alten Donau

Die gewaschenen Stücke werden in großen Körben auf die Donauwiese zur Bleiche gebracht

Herrliche, strahlende Sonne lag über der schönen Stadt Wien. Es war so gerade das richtige Wetter für einen kleinen Ausflug auf der Donau. Gedacht — getan. Ein junger Schifferbuam fährt mich mit seinem Kahn hinaus. Wir sind noch garnicht so lange unterwegs, sind in flottem Tempe stromab gerudert, als plötzlich fröhliche Stimmen und lustiges Plätschern vom Ufer her zu uns herübertönen. Zu meiner großen und freudigen Ueberraschung erfahre ich, daß wir eine Gruppe der berühmten Wiener Waschermadeln vor uns haben, von denen ich zwar schon soviel gehört, die ich aber noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Also los, Kurs auf die sagenhaften Waschermadeln! Mein Bootsfahrer meint mit schalkhaftem Lächeln, es gäbe schon noch echte, ganz waschechte Wiener Waschermadeln, man müsse sie halt nur zu finden wissen. Wie wir dann näherkommen, da verstehe ich auch die verschmitzten Worte des jungen Schifferburschen, der offenbar schon recht viele Erfahrungen hinter sich hat; kaum in Reichweite angelangt, werden wir nämlich von den allzeit lustig aufgelegten Waschermadeln äußerst zünftig mit einem tüchtigen Donauspritzer in Empfang genommen. Mit ihrer klatschnassen Wäsche hauen sie aufs Wasser, daß einem angst und bange werden kann. Doch mein Schifferbuam nimmt diese wässrige Attacke nicht einfach so hin, er wehrt sich nach Leibeskräften, schlägt mit dem Ruder wuchtig ins Wasser, daß es weithin nach allen Seiten spritzt, bis schließlich nur noch eine versucht, die feuchte Stellung zu halten. Aber zugutersetzt hat mein Schiffsmann doch gesiegt, und mutig gehen wir an Land. Wieder einmal bekomme ich den vielgerühmten Wiener Humor auf eine recht galante Art zu spüren. Voller Großmut verzeihen die Waschermadeln dem Schifferbuam, daß sie nun mit nassen Haaren herumlaufen müssen, daß ihre Kleider nur so triefen, ihre echten getupften Waschermadelkleider, die sie aus lauter Gaudi wieder einmal angezogen hatten.

Kleines lustiges Geplänkel zwischen Bootsmann und Waschermadeln. In der in Gang gekommenen Spritzschlacht hielt dieses tapfere Mädel am längsten aus

Die nasse Wäsche wird aus den Körben genommen und auf der nassen Donauwiese zur Bleiche gebracht

Um eine wirkungsvolle Bleiche zu gewährleisten, müssen die Wäschestücke regelmäßig durch Besprengen feucht gehalten werden

Nach diesem im wahrsten Sinne des Wortes feucht-fröhlichen Intermezzo ging es mit um so größerem Eifer wieder an die Arbeit. Und wie die Madeln dabei sind, es ist eine wahre Freude, ihnen zuzusehen. Vergnügt lächelnd knieen sie auf dem Waschbord an der Donau, die fertig gewaschenen Stücke wandern in die Körbe, und mit ihnen ziehen sie dann hinauf zur großen Wiese, wo die Wäsche kunstgerecht ausgelegt und der natürlichen Rasenbleiche unterworfen wird.

Angesteckt von ihrer guten Laune sage ich den lustigen Waschermadeln ein herzliches Aufwiedersehen, und um eine schöne, von echtem Wiener Humor erfüllte Erinnerung reicher, fahre ich auf der in der Abendsonne glitzernden Donau zurück in unser schönes deutsches Wien.

Carolus.

(5 Photos: Fritz Carl)

Haus, Hof und Garten

Gärfutter-Sickersaft verfüttern

Je nach Pflanzenart, Reifezustand, Verfahren (Säure- oder Zuckerzusatz) fallen bei der Gärfutterbereitung mehr oder weniger große Mengen von Sickersaft an. In Gruben ist eine Regulierung des Saftabflusses nicht möglich. Bei den Hochbehältern, die heute wieder steigendes Interesse finden, wird meistens ein Saftabfluß eingebaut, der in einer kleinen Versickergrube mündet. Es entsteht nun die Frage: wohin mit dem Sickersaft? Soll man ihn weglaufen lassen? Ist eine Verfütterung zweckmäßig? Hat der Sickersaft düngende Wirkung? Die Ansichten über diese Fragen sind in der Praxis noch sehr geteilt.

Grundsatz muß heute sein: es darf nichts umkommen, was irgendwie noch einen Wert hat. Deshalb muß auch der Gärfutter-Sickersaft in irgendeiner Form Verwertung finden. Der Sickersaft ist keineswegs wertlos, wie vielfach angenommen wird. Er enthält ganz annehmbare Mengen von Nährstoffen, wie neue Untersuchungen beweisen. Besonders Prof. Dr. Gabriel, der Direktor der landwirtschaftlichen Forschungs- und Untersuchungsanstalt in Hildesheim, hat sich mit dem Problem des Sickersaftes eingehend beschäftigt. Zur Untersuchung gelangte ein Gärfutterbehälter mit 200 cbm Fassungsraum, der mit gewaschenem und gehäckseltem Rübenblatt gefüllt war. Das Gesamtgewicht des eingebrachten Rübenblattes betrug 2.175 dz, die Gesamtmenge des Saftes, der im Laufe der Zeit abgelassen wurde, betrug 26 600 l. Der Nährstoffgehalt des Sickersaftes ist natürlich je nach dem Zeitpunkt des Ablaufens verschieden, mit fortschreitender Gärung und Lagerung gehen mehr und mehr Nährstoffe in den Saft über. Nach den Untersuchungen von Prof. Gabriel enthielt der Sickersaft z. B. je Ltr. vom 1.—6. Tage nach der Füllung des Behälters 7,5 g Rohprotein, am 19. und 20. Tage 9,1 g, am 136. Tage 11,2 g. Die entsprechenden Zahlen für stickstoffreie Extraktstoffe betrugen 35,7, 50,9, 51,1 g, der Trockensubstanzgehalt war zu den verschiedenen Zeiträumen 57,9, 74,7 g. Im ganzen waren in den Versuchsbehältern mit den 26 600 l Saft 218,03 kg Rohprotein und 1 082,79 kg stickstofffreie Extraktstoffe abgeflossen!

Interessant ist nun noch die Feststellung, welcher Anteil der Nährstoffe des Futters im Sickersaft festgestellt wurde. Beim Rohprotein waren es 5,7 v. H., bei den stickstofffreien Extraktstoffen 7,1 v. H., bei der Trockensubstanz 5,7 v. H. Auf den ersten Blick sollte man annehmen, daß es sich hier doch nur um geringe Nährstoffmengen handelt, die für Futterzwecke keine große Bedeutung besitzen. Ganz anders wird die Sache, wenn man einmal berechnet, welche Mischmengen mit diesem Sickersaft erzeugt werden können. Die Umrechnung der Nährstoffe des Sickersaftes auf Stärkewerte ergibt nach Prof. Gabriel 982 kg, dabei wurden auch die Amide berücksichtigt, die zwar kein vollwertiges Eiweiß darstellen, aber dieses so gut wie völlig ersetzen können. Nach den üblichen Futtertafeln würden diese Stärkewertmengen zur Erzeugung von 3 928 kg Milch ausreichen, während der Eiweißgehalt die Erzeugung von 3 280 kg Milch zulassen würde. Aus den vorher schon erwähnten Gründen schwankt der Nährstoffgehalt des Sickersaftes in gewissen Grenzen, nach den bisherigen praktischen Erfahrungen kann man jedoch annehmen, daß mit 6 l Saft 1 l Milch erzeugt werden kann. Daraus dürfte sich der Wert des Sickersaftes für Futterzwecke zweifelsfrei ergeben.

In welcher Form kann nun der Sickersaft verfüttert werden? Sowohl der frische unvergorene als auch der vergorene milchsaure Saft ist für Futterzwecke geeignet. Bei der Verfütterung frischen Saftes ist jedoch eine gewisse Vorsicht zu beachten: bei der Verwendung von Zucker als Zusatzmittel würde ein zu frühzeitiger Saftabfall zur Folge haben, daß aufgelöster Zucker mit dem Saft abfließt und dadurch seiner eigentlichen Bestimmung verloren geht, bei Säurezusätzen könnten durch noch nicht verbrauchte Mittel Gesundheitsstörungen eintreten. Die Verabfolgung selbst kann entweder als Tränke oder durch Vermischen mit anderen geeigneten Futtermitteln, z. B. mit Trockenschnitzeln, vorgenommen werden. Soll der Sickersaft für Futterzwecke nicht restlos verwertet werden können, dann kommt auch die Heranziehung als Düngemittel in Betracht; hier fehlen allerdings noch nähere Untersuchungen.

Diplomlandwirt Dr. W. Engelbart.

Tomaten ein Volksnahrungsmittel

Fast jeder Boden eignet sich zum Anbau

Während vor wenigen Jahrzehnten die Tomate noch eine nur selten auf dem Markt und nur zu teueren Preisen angetroffene Frucht war, ist sie heute im wahrsten Sinne des Wortes Volksnahrungsmittel geworden. Nachdem sie in den klimatisch begünstigten Gebieten des Reiches zu einer bedeutenden Kultur des Erwerbsgartenbaues geworden ist, fehlt sie darüber hinaus auch in keinem Hausgarten mehr. Die Ausbreitung ihres Anbaues war dadurch begünstigt, daß sie in fast jedem Boden angebaut werden kann; selbst auf weniger guten Böden gedeiht sie, sofern ihr eine kräftige Düngung verabfolgt wird. Auf Böden, die sich in guter Kultur befinden, kann sie sogar noch in zweiter Tracht, d. h. nach einer in Stallmist stehenden Vorfrucht, z. B. nach Kohl, angebaut werden. Für eine mineralische Düngung ist die Tomate wie kaum eine andere Pflanze dankbar. Die Düngemittel sind zwischen den Reihen auszustreuen, da die behaarten Blätter der Tomaten leicht Düngerkörnchen festhalten und dadurch bei Tau beschädigt werden.

Soll im Gartenbau aus irgendwelchen Gründen die Düngung nicht mit Volldüngern, sondern mit Einzeldüngern durchgeführt werden, so sind für die Kalidüngung vor dem Pflanzen etwa 90 kg/ha Reinphosphorsäure als Superphosphat und etwa 160 kg/ha Reinkali als 40er Salz zu verabfolgen. Zu gleicher Zeit ist ein Teil der vorgesehenen Stickstoffdüngung in Form von etwa 2 dz/ha schwefelsaurem Ammoniak zu streuen. Die beiden folgenden Stickstoffgaben im Juni und Juli erfolgen in jeweils gleicher Höhe, und zwar in Form von je 3 dz/ha schwefelsaurem Ammoniak oder Kalkammonsalpeter. Man sieht gerade am Beispiel der Tomate, wie sehr die Handelsdünger die Qualität und die Gleichmäßigkeit unserer Früchte zu verbessern vermögen.

Neben der Düngung sind für die Erzielung früher und hoher Ernten Erziehung und auch Schnitt von ausschlaggebender Bedeutung. An und für sich neigt die Tomate unter unseren klimatischen Verhältnissen als Kind des Südens zu einer außerordentlich starken Triebentwicklung. Diese Eigenschaft muß deshalb zurückgehalten werden, weil sonst die Pflanze ohne nennenswerte Fruchtbildung verwildert. Wie oft sieht man solch wernachlässigte, buschartig entwickelte Tomatenpflanzen in Gärten. Man zieht daher die Tomate eintriebig, höchstens zweitriebig an einem Pfahl hoch. Dies geschieht am besten in der Weise, daß man die Pflanze von Anfang an am Pfahl mit Bast festbindet. Alle aus den Blattachsen entstehenden Seitentriebe werden — ehe sie größer als fingerlang geworden sind — ausgebrochen. Erzieht man zweitriebig, dann läßt man den untersten starken Seitentrieb ebenfalls wachsen, bindet ihn an den Pfahl an und behandelt ihn genau so wie den Haupttrieb. Normalerweise wird man ein Platz über der 5. oder 6. Fruchttraube dem Gipfel entspitzen. Auf diese Weise wird das Triebwachstum beschnitten und auf die Fruchtbildung gelenkt. Das muß vielfach betriebene Entfernen der Blätter hat unbedingt zu unterbleiben, da die Blätter nun einmal Ernährungsorgane der Pflanze sind für die Ausbildung der Früchte unerläßlich sind.

Um mit einer möglichst frühen Ernte rechnen zu können, muß Wert darauf gelegt werden, möglichst kräftige Topfpflanzen in der ersten Maihälfte sobald mit Spätfrösten nicht mehr zu rechnen ist, zur Auspflanzung zu bringen. Wichtig ist jedoch, daß bei diesen Pflanzen wohl der erste Blütenansatz bereits sichtbar, aber noch nicht aufgeblüht sein darf. Erfahrungsgemäß bilden derartige Blüten, da sie gar nicht oder nur schlecht befruchtet sind, keine Früchte aus. Als Abstand wähle man einen Reihenabstand von 80 cm bis 1 m und innerhalb der Reihen 60 cm. Wer sich diese Anregungen zunutze macht, kann je Pflanze mit einem Ertrag bis zu 5 kg rechnen. Daraus ist ersichtlich, welchen Raum man seinen Tomaten im Garten zuweisen muß, um den Bedarf zu decken.

Gartenbauinspektor Mappes

Frühlingszeit — Spargelzeit! (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

Beringung sichert erfolgreiche Hühnerhaltung

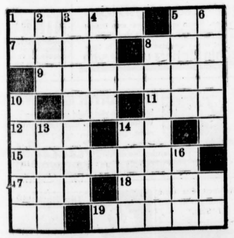
Die Kleintierhaltung ist im Rahmen der Erzeugungsschlacht von besonderer Bedeutung, denn es kommt auch auf die kleinsten Mengen an. Aus diesem Grunde wird der Hühnerhaltung des Kleinsiedlers besondere Beachtung geschenkt. Das Hauptaugenmerk ist auf eine gute Legerasse (Wirtschaftsrasse) zu richten, deren der Eierertrag, auch des kleinsten Hühnerstammes, wird für die Wirtschaftlichkeit des Kleingartens entscheidend sein.

Gerade im Hinblick auf die Hühnerhaltung setzen sich noch große Mängel. Vielfach sieht man beim Kleinsiedler Mischrassen im Hühnerstall, die weder als Eierleger, noch als Fleischlieferanten Bedeutung haben. Grundbedingung ist daher die Anschaffung eines guten Lootammes. Die Eierkontrolle erfolgt durch Einbau von Fallennestern. Hierbei kann die Legeleistung jedes Huhnes genau kontrolliert werden. Schlechte Eierleger werden ausgemerzt, sie sind nur unnütze Futterfresser. Von großer Wichtigkeit bei der Hühnerhaltung ist eine rechtzeitige Beringung der Junghühner. Die farbigen Jahresringe, die von den zuständigen Geflügelberatungsstellen sowie durch die Organisationen bezogen werden können, sind für die Auslese des Hühnervolkes von besonderer Wichtigkeit. Auf Grund der Beringung läßt sich der Altersstand des Hühnervolkes sofort feststellen. Da, wo Ueberalterung einzutreten ist, muß sofort für eine Verjüngung gesorgt werden. Ist alte Hennen erzielen nicht mehr den Preis, den man für jüngere Hühner bekommt. Die Beringung läßt aber auch alle diejenigen Hühner erkennen, die an irgendeiner Unart leiden und sich daher für die Aufzucht nicht eignen. Jede dieser Hennen muß ausgemerzt werden, denn solche Tiere beeinträchtigen die Wirtschaftlichkeit der Hühnerhaltung.

Die Beringung wird zweckmäßig in der 8. bis 10. Woche vorgenommen. Die farbigen Jahresringe werden zunächst über die vorderen Zehen geschoben, dann wird die hintere Zehe vorsichtig nach oben gebogen und der Ring hochgedrückt. Bei zu starken Beinen schmiere man diese vorher vorsichtshalber mit Seife ein, dann lassen sich die Ringe ohne Schwierigkeiten aufziehen. Man hält die Looghennen zwei Legejahre, nur in Ausnahmefällen, wo es sich um besonders gute Leger handelt, halte man die Hühner noch ein weiteres Jahr. Im Durchschnitt ist die beste Legeleistung nach zwei Jahren erschöpft. Aeltere Tiere leisten nicht mehr genügend, um die Futterkosten zu rechtfertigen. Die Beringung des Hühnerbestandes sichert eine erfolgreiche und wirtschaftliche Hühnerhaltung. Die heute auch vom Kleinsiedler gefordert werden muß. War auf Grund der Beringung festgestellt, daß der Hühnerbestand hoch und pflegt, wer eine dauernde Ueberwachung der Legeleistung vornimmt, wird sicherlich an der Erkenntnis kommen, daß die Beringung der Hühner in jeder Hinsicht erforderlich ist.

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter a) von links nach rechts: 1 Werkstoff, 7 Feldbahnwagen, 8 belgischer Badeort, 9 Künstler, 11 Herdentier der Lappen, 12 Vatername, 15 fliegerischer Vorgang, 17 fremdländischer Vogel, 18 männlicher Vorname, 19 Flächeninhalt;



b) von oben nach unten: 2 das Unausweichliche, 3 nordamerikanischer Bundesstaat, 4 Teil des Schiffes, 5 deutscher Geschwaderführer im Weltkrieg, 6 Nebenfluß der Seine, 8 erziehe rische Haltung, 10 fremder Gottesname, 13 englischer Adelstitel, 14 Erfinder auf dem Gebiet der Beleuchtungstechnik, 16 portugiesischer Teil Vorderindiens.

Wechselrätsel.

Mit A ist es ein reicher Mann,
Von vorn und hinten gleich gestaltet
Mit Z ist's eigentlich veraltet,
Doch wendet man's noch immer an.

Erdkundliches Silbenrätsel.

ar — au — au — ba — bar — ber — brett — brus — ce — chi — dad — damm — du — e — eh — el — ei — fa — fels — fen — gäb — heim — hon — il — le — li — li — lo — na — namsl — nau — ne — ne — neu — ni — nois — non — ras — ren — ren — rest — rho — rif — lad — sen — stein — te — tri — u — ve — wei.

Aus vorstehenden 51 Silben sind 19 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Sinnspruch ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. Berg im Böhmer Wald, 2. Insel im Züricher See (Grabstätte Huttens), 3. südamerikanischer Freistaat, 4. mittelamerikanischer Freistaat, 5. Stadt an der Saale, 6. Berg im Himalaja, 7. Bad in Hessen, 8. Kreisstadt in Niederschlesien, 9. Berg im Kaukasus, 10. Staat in USA., 11. Stadt in der Neumark, 12. Hafenstadt in Spanien am Mittelmeer, 13. Stadt an der Moselmündung, 14. britische Antilleninsel, 15. kanarische Insel, 16. Gebirge in Syrien, 17. Fluß in Südtirol, 18. französischer Strom, 19. Seebad auf Rügen.

Telegrammrätsel.

— — — . . — Genußmittel
— — . — . — männlicher Vorname
— — . . . — bestimmte Aufgabe
— . — . . — Getränk
— . . . . — Beleuchtungsmittel
— . — — . — männlicher Vorname

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Sind die angedeuteten Wörter gefunden und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben verbunden, so ergeben diese eine beliebte Einrichtung der Eisenbahn.

Gleichklang.

Schlagen und geschlagen werden
Ist mein hartes Los auf Erden.

Rätsel.

Ein Vogel ist es, klein und zierlich,
Der unsre Gärten froh belebt,
Und vor die Breit, doch stets manierlich,
Im Winter seinen Zoll erhebt.
Zwar singt er nicht, doch geht er unermüdlich
Von früh bis spät auf die Insektenjagd.
Drum, lebt er mit Kollegen auch nicht friedlich,
Er doch dem Land- und Forstmann sehr behagt.
Nun merke auf: Ein einzig Zeichen
Setz' vor ihn hin, so wird er plötzlich klein.
Dein Auge kann ihn kaum erreichen,
So ganz erstaunlich schrumpft er ein.
Der erst die Lüfte stolz durchflogen,
Beginnt sich mit der Erde nun.
Doch bleibt sein Fleiß uns auch gewogen:
Wie einst der Vogel, will der Kerl nicht ruhn!
Er weilt sich nützlichen Geschäften
Und dient dem Forstmann und dem Wald
Gar treulich mit vereinten Kräften.
Ich wette, du erräth ihn bald!

Rösselsprung.

soll	sich	kein	bei	das	stets
and	erst	sich	sag'	ihm	bei
so	kann			an	se
fang	zer	hilf	fit	nem	was
ent	der	gen	nern	den	im
sa	len	dir	selbst	sen	in

Fehlaufgabe.

Unter Hinzufügung der Silbe „ter" ale zweite in jeden Worte sollen aus nachfolgenden sieben Silben sieben Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, richtig geordnet, eine Frühlingsblume nennen. Die lauten die sieben Wörter und wie die Frühlingsblume?

al — biß — ech — ei — gift — mit — nach — nacht — nat — nat — ot — pe — stich — tum.

Auflösungen unserer vorigen Nummer

Buchstabentausch: Keller, Hase, Ewer, Kiste, Dohne, Retter, Kanne, Maser, Patte, Stuhl, Kurde, Herz — Lawinensturz.

Scharade: Hexenschuß.

Schachaufgabe: 1. Sc4—e5, Th5×e5; 2. Dd5—a2 matt a) 1. . . . , Kb5—c6; 2. Lb5—b7 matt; b) 1. . . . , beliebig; 2. Lb5 nach e1 matt.

Kreuzworträtsel: von links nach rechts: 1. Kohlenstoff, 6. Romanow, 9. Pol, 11. Ula, 13. Gas, 14. Stier, 15. Staub, 18. Tee, 17. Dee, 19. Udo, 22. Wachtel, 23. Kalkformen; von oben nach unten: 1. Klopstock, 2. Lot, 3. Naht, 4. Ton, 5. Fußboden, 7. Hotel, 8. Baude, 10. Tie 11. Urd, 12. Ale, 13. Gau, 18. Echo, 20 Kai, 21. Ren.

Fehlaufgabe: Arsenal, Maswak, Reseda, Ziegrim, Lisene, Sauseiwind, Chalsepot, Hanfeat, Inseat, Causerie, Kasein, Eisel, Nasserein. — Myrtlichicken.

Streich, was zu viel: Midas Erwin Pacht Leude Ferne Saturn. — Das Erwachen der Natur (Das Fettgedruckte ist zu streichen!)

Buchstabenrätsel: Aal, Pol, Num, Ils, Leo, Weh, Elm Tav, Typ, Els, Rom — Aprilwetter.

Anagramm: Genie.

Pyramidenrätsel: 1. a, 2. Bad, 3. Bande, 4. Einband, 5. Weinbrand.

Bilderrätsel: Die Reue ist der Mut der Tugenden

Lächeln und Lachen über lustige Sachen

An der Bar saß ein Mann, der ein Glas nach dem anderen in sich hineingoß. Dabei lachte er vergnügt vor sich hin. Ab und zu hob er in abwehrender Haltung eine Hand hoch. Nachdem der Mixer eine Zeitlang dem Gast zugesehen hatte, konnte er seine Neugierde nicht länger zügeln. „Entschuldigen Sie", wandte er sich an den Fremden, „aber was machen Sie da eigentlich?"

„Ich erzähle mir selbst W—Witze!" kam die Antwort.

„So — und warum heben Sie ab und zu die Hand hoch?"

„D — das mache ich nur, damit ich sofort aufhöre, w—wenn ich den W—Witz schon kenne!"

*

Zwei Alkoholfeinde lassen sich in Köln in einem bekannten Bierlokal nieder und bestellen zwei Gläser Milch. Der Kellner bedauert: „Milch? Och nä! Milch han mer kein doh, aber vielleicht darf ich dä Häre en Bilderbuch brenge?" (Koralle)

*

„Wenn ich bloß wüßte, was ich Friedrich zum Geburtstag schenke."

„Wie wär es mit einem Buch?"

„Nein — ein Buch hat er schon."

Die Handdeuterin

„Sie werden totgestochen, zerschnitten, gekocht und verspeist werden." „Einen Augenblick — — ich habe vergessen, meine schweinsledernen Handschuhe auszuziehen."

(Zeichnung: Hannesen, M.)

Erziehung

„Ich habe dich in letzter Zeit öfter beim Lügen ertappt, mein Sohn! Versprich mir, daß du dir das abgewöhnen willst!"

„Jawohl, Papa!"

„Also gut! Nun gehe mal ans Telephon, es hat eben geklingelt, und wenn jemand nach mir fragen sollte, dann sage, ich sei nicht zu Hause . . ."

„Gerade dachte ich an dich!"

(Zeichnung: M.)

Der Wunsch

Es gibt immer noch ein paar alte Münchner, denen der Maßkrug über alles geht. Einer von diesen Originalen mußte sich dieser Tage operieren lassen.

„Sie werden nichts spüren, guter Mann", beruhigte ihn der Arzt, „ich werde Sie in der Narkose operieren."

Der Münchener bat: „Herr Doktor, geht es nicht im Rausch?" (Lustige Blätter)

Höflichkeit

„Was für schmutzige Finger du hast!" tadelte der Lehrer. „Was würdest du wohl sagen, wenn ich zur Schule kommen würde, ohne vorher meine Hände gewaschen zu haben?"

„Ich würde nichts sagen", antwortete der Junge, „ich würde dazu zu höflich sein!"

*

„Aber, Männe, wo kommst du denn her?"

„Von einem Wiegenfest."

„Deshalb schwankst du auch so."

„Damit du es weißt: ich bin Herr im Hause und kann tun und lassen was ich will."

„Famos, komm, wir gehen zusammen aus, meine Frau ist auch verreist."

(Zeichnung: Hannesen, M.)

Mein Großvater ist gestern 90 Jahre alt geworden. Ich gratulierte ihm:

„Großvater, neunzig Jahre sind ein schönes Alter . . ." Er unterbrach mich:

„Unsinn, Junge! Zweiundzwanzig sind ein schönes Alter!" (Lustige Blätter)

*

„Junger Mann, Sie möchten also meine Tochter heiraten? Haben Sie auch Geld?"

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung. Aber ich möchte Ihre Tochter heiraten und nicht kaufen." (Ulkspatzen)

Glück

Unsere Sophie hat eine schwere Hand. Da zerbricht denn allerlei. Heute kommt sie strahlend und sagt: „Da habe ich aber Glück gehabt: das Ding ist nur in zwei Teile gebrochen."

„Glück, wieso?"

„Haben Sie eine Ahnung, was das sonst für eine Arbeit ist, all die Splitter aufzuheben!"

*

Der schüchterne Liebhaber kam zu den Eltern der Angebeteten. Der Vater hatte ein Einsehen und schenkte dem jungen Mann immer noch einen Portwein ein. „Na", meinte er schließlich, „nun haben Sie wohl Mut, wie?"

Lallte der junge Mann: „J . . . ja, jetzt habe ich Mut, aber nun habe ich ganz vergessen, was ich eigentlich hier wollte."

(Koralle)

Mißverständliche Auffassung

„Sie glauben nicht, wie besorgt mein Bräutigam, der Konditor, um mich ist! Der arbeitet nur für mich!"

„Unmöglich! Können Sie denn das alles essen?"

*

Märchen soll die Brüche erlernen. Der Lehrer fragt: „Stelle dir mal vor, ich habe ein Stück Kuchen, das ich in fünf Stücke schneide. Dir gebe ich ein Stück davon. Wie nennt man das?"

„Knickerig", war die verblüffende Antwort.

*

Nach einer tollen Nacht betritt Herr Pappke, ganz abgekämpft, ein Friseurgeschäft.

„Mal—ral—sieren", lallt Pappke.

Kaum sitzt Pappke im Rasierstuhl, beginnt er einzuschlafen; das Kinn rutscht tiefer und tiefer. Dem sich mit Pappke abmühenden Friseur reißt der Geduldsfaden, und er sagt:

„Aber, mein Herr, wenn ich Sie rasieren soll, müssen Sie das Kinn höher halten!"

„Dann lieber Haar—schneiden!" sagt Pappke.

(Lustige Blätter)

Tüchtigkeit

„Ihre Sekretärin scheint besonders tüchtig zu sein?"

„Das ist ihre Spezialität!"

„Tüchtig zu sein?"

„Nein, so zu scheinen!"

*

Arzt: „Ich verstehe nicht, woher Ihre Frau die blauunterlaufenen Stellen auf dem Rücken hat."

Ehemann: „Das kann ich Ihnen sagen, Herr Doktor. Seit sie krank ist, liegt sie nämlich auf dem Hausschlüssel!"

„Mutti, Mutti, der Papa hat deine Brosche gefunden."

(Zeichnung: Hannesen, M.)

Nicht zufrieden

Frau Schönwald ist eine etwas streitbare Dame. Neulich mußte sie wegen ihrer Gallensteine operiert werden. Einige Zeit nach der Operation trifft der Arzt ihren Gatten auf der Straße. „Nun, Herr Schönwald, ist die Operation bei Ihrer Gattin nicht gut verlaufen?"

„Das wohl, Herr Doktor", meint er kummervoll, „die Steine sind ja nun entfernt, aber die Galle, die haben Sie sitzenlassen!"

Selbstkontrolle

„Warum stellst du deinen Papagei nachts immer ins Schlafzimmer?"

„Ach, das ist nur aus Neugierde!"

„Wieso aus Neugierde?"

„Ja, weißt du, ich möchte mal dahinterkommen, was ich im Schlaf spreche!".

Dann nicht

„Ein gutes Buch bringt Freude ins Haus!"

„Jawohl, aber nicht, wenn man es verleiht!"

*

„Du fährst immer noch zweiter Klasse, obgleich du Schulden hast?"

„Was soll ich denn machen? In der dritten Klasse treffe ich ja alle meine Gläubiger!" (Die Woche)

Gutes Geschäft

Kunde: „Was kostet dieser Anzug?"
Verkäufer: „Achtzig Mark."
Kunde: „Und wieviel auf Abzahlung?"
Verkäufer: „Hunderteinzig Mark. Dann muß aber die Hälfte angezahlt werden."

(Lustige Blätter)

Gute Ausrede

Der Kellner lief dem Zechpreller nach: „Sie haben vergessen, Ihren Wein zu bezahlen."
Der Gast: „Ich trank, um zu vergessen."

(Schweizer Illustrierte)

*

Zwölfmal schon war der Einkassierer da, um das Geld für den Staubsauger zu erlangen. Da wandte sich der Schuldner an den Kassierer und sagte: „Geht es Ihnen denn nicht auf die Nerven, wenn Sie ständig von Tür zu Tür gehen müssen und sich überall unbeliebt machen?"

„Wieso unbeliebt?" erwiderte der Kassierer. „Ich bin sogar gern gesehen, fast alle Leute sagen, ich möchte doch wiederkommen."

(Berlingske Söndag)

Unverständlich

Koller hatte einen gehoben und war in der Straßenbahn eingedöst. Wieder einmal rief der Schaffner: „Endstation!"

Und wieder wurde Koller munter und lallte ärgerlich: „Fahren Sie eigentlich nur Endstation? Hier war ich doch schon dreimal!"

(Lustige Blätter)

*

In einer Pension wohnten zwei alte Herren. Es gab in dieser Pension auch eine kleine Bibliothek. Zufällig lasen die beiden alten Herren das gleiche Buch. Der eine las jeden Abend genau zwanzig Seiten, legte dann sein Lesezeichen hinein. Der andere las jeden Abend genau zehn Seiten, nahm das Lesezeichen heraus und legte es an die Stelle, wo er aufgehört hatte, zu lesen.

„Wie gefällt Ihnen das Buch?" fragte eines Tages der Zehnseitenleser den anderen.

„Ganz gut. Nur finde ich, daß sich der Schriftsteller sehr oft wiederholt!" (Koralle)

*

Während der Schnellzug eine kleine Station durchraste, lehnte sich ein Reisender an die schlecht verschlossene Tür und stürzte hinaus. Zum Glück in einen Sandhaufen. Als er wieder zu sich kam, sah er den Stationsbeamten neben sich stehen.

„Mein Gott, ist es schlimm?"

„Keine Besorgnis, mein Herr", erwiderte der, „es ist alles in Ordnung. Eine einmalige Fahrtunterbrechung ist gestattet!"

(Brooklyn Daily Eagle)

Bericht

Arzt: „Das Biertrinken müssen Sie unbedingt aufgeben, ehe es zu spät ist."

Patient (nachher zu seiner Frau): „Der Arzt meint, 's Biertrinken würde ich wohl aufgeben müssen, aber jetzt sei's noch zu früh dafür!" (Fliegende Blätter)

Beinahe

„Kann dein Kleiner schon Papa sagen?" fragt die Freundin.

„Beinahe", strahlt die Mutter. „Nur das P. kann er noch nicht ganz richtig aussprechen . . ."

*

Sie: „Du brauchst es gar nicht abzustreiten, ich sah dich gestern mit meinen eigenen Augen, wie du mit einem andern Mädchen ausgingst."

Er: „Du traust also deinen eigenen Augen mehr als mir!" (Koralle)

„Mein Mann kann hellsehen!"

„Nanu, seit wann denn das?"

„Seitdem er einen Wecker mit Leuchtziffern hat!" (Poliiken)

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Grau! Spezial-Haaröl bewirkt graue Haare auf Dauer ohne Nähr.-frei. Ch. Schwarz Darmstadt/ K 167 Herdw.

Frisch und arbeitsfähig „Quick hat mir gut geholfen. Wenn man ermüdet vom Dienst heimkommt, oder nach schlafloser Nacht einige Quick nimmt, so ist man wieder frisch und arbeitsfähig." So schreibt M. Lindauer, Soest/W., Langegasse 6 am 23. 4. 38 über QUICK mit Lezithin für Herz und Nerven. Packung M. 0.30 — 1.15 — Sparpackung M. 4.— in Apotheken und Drogerien

Nikotin vergiftet d. Körper. Wirkt Wochenlang als ein Gift gegen. Nähr. frei. Ch. Schwarz Darmstadt/ M 167 Herdw.

STRICKER-Sport 1939 Farbenfroh - preiswert Katalog kostenlos! Fahrradfabrik E. & P. STRICKER Breckwede-Bielefeld 274

Ab 3.- RM monatlich 12 Raten. Anzahlg. 10.- Gut - Billig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern frei. Hans W. Müller Ohligs 413

Eier-Vorrat für den Winter. Sie sparen viel Geld und haben auch im Winter stets gute Eier. Garantol geliert nicht. Sie können daher jederzeit Eier nachlegen. Verwenden Sie daher Garantol. In Garantol halten sich Eier über 1 Jahr / bis 100 Eier 65 Pfg

Geb., berufst. Frl. mit lustm. Vorbildung, t. Haush. kurzhaus bewand. Anf. 40, wünscht mit kath. Herrn in sich. Position zw. Heirat in Verbindung zu tret. Auch Witwer mit Kind angenehm. Off. unter Nr. 1143/1 „Der 7. Tag", Paderborn

Ehrbahn diskret, vornehme Arbeitsweise, seit 20 Jahr. erfolgreich Neuland-Verlag R Herne i. W. Mühlenstr. 7

Raucher Achtung Asthmatiker! Prämiert: gold. Medaille Ausstellung Nürnberg. Fr. Gotth. Nürnberg S.-R. 4/6

Inferieren bringt Gewinn

Stille Privatpension Luftkurort, Hochwald. Pensionspr. 3.50 RM bei vier Mahlzeiten. Einzel- u. Doppelzimmer. Mitt. u. Nr. 11989 „Der 7. Tag", Paderborn.

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Unterricht. Stottern Kalfl. Bonifl. Prosp. fr. Fachinstitut Naeckel, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 32

Zur Blutreinigung und bei Verstopfung hilft vielfach bewährt, eine Kur mit den bekannten erfolgt. erprobten Knelpp-Pillen. Aus reinen Pflanzenstoffen hergestellt, wirkt los. 50 Knelpp-Pillen nur RM 1.—, in all. Apothek. Knelppkur. Wegweiser kostenlos durch Knelpp-mittel-Zentrale Würzburg.

Werbung schafft Arbeit

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.

8. Jahrjang – Nr. 22 Einzelnummer 15 Pf. Pfingsten 1939

Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Zeichnung von Otto Quante, Bavaria-Verlag

FROHE PFINGSTEN

In den Kranz der alljährlichen Feiertage winden wir wieder der Blüten schönste: Pfingsten! Wir feiern das Fest im Ausklang des Frühlings, hart an der Schwelle des Sommers. Aber noch steht draußen Baum und Strauch in herrlichem Brautschmuck, in den Gärten leuchtet die Pracht der frühen Blumen und über den Feldern keimt das sanfte Grün der Saaten. Die Dichter haben das Pfingstfest das „liebliche Fest" genannt, und wir haben es gern, wenn an diesem Tag die neugewordene Welt in ihrem schimmernsten Lichte strahlt, wenn die Sonne ihren hohen Kreis durch den klarblauen Himmel zieht und die Farben der Blüten und Blumen, des fernen Waldes und des traulichen Tales den Tag mit frischer Buntheit verschönen. Wir freuen uns der prangenden Natur und ehren die Schöpferkraft, die in ihr waltet, nehmen mit dem Herzen Anteil an ihrem Leben und suchen in ihren Wundern, ihrem Werden und Vergehen, den Geheimnissen unseres eigenen Lebens nachzuspüren. – Lk.

Heimkehr im Maien

Pfingstgeschichte von Hermann Budde

Die grünen Maibäume wandern in die Städte, vor die Tore und Türen der Menschen, in ihre Stuben sogar, in die Nähe der Herzen. Aber Hein Burstede sog an ihnen vorüber, dem farbenprächtigen Glanz des Frühlings zu. Er sehnte sich — und wußte selbst kaum, wonach . . . Und so hatte er daheim seinen Besuch angemeldet. Heimat, das ist wie Zuflucht, ja.

Der Sohn kommt zu Pfingsten! — Was ist ihr die Stadt? so schmunzelte der Vater. Sein Moordorf, sein Elternhaus gelten ihm mehr. Konnte es anders sein? Der Bauer lächelte. Er hatte in der Stadt gedient. Zuerst in Bremen und dann später in Stade. Und wie gern hatte er die Moortöffeln wieder einmal angezogen!

Pfingstsonnabend roch es im ganzen Haus nach frischer Farbe, nach Brot und bunten Blumen. Rosmarinheide stand im Zinnkrug am Fenster, der Bauer hatte das Glöckchenbündel selbst vom Rande des Moorkolks geholt. Und kaum war er zurück, da kam auch der Hein schon an!

Das war ein Hallo! Aber nur in der ersten Minute, denn die Burstedes sagen nicht viel. Des Bauern frohe Erregung zeigte sich darin, daß er heimlich die Hand zu den Augen hob und einmal ums andere die Uhr sog . . .

Als das Vieh gefüttert wurde, ging Hein in den Garten. Kirl, der Kettenhund, heulte auf und sprang ihn an und ließ sich das Fell klopfen. Und derweil nun Hein an der Hundehütte lehnte und den Ungebärdigen streichelte, begann ihm das Herz bis zum Halse zu pochen. Denn hinter dem Goldregenbusch im Nachbargarten sah er die Annedor! Sie lief rasch hinüber, um dem Hein ein frohes Fest zu wünschen. Hein ist mit ihr zur Schule gegangen, lange Jahre haben sie denselben Weg gehabt. Oft hat er an sie gedacht. Und wie er sie nun sah, die Annedor, in heller Bluse und dunklem Rock, blokbeinig, mit strahlendem Gesicht und blauen Augen, da wußte er nichts zu sagen! Er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopf stieg. Weißt du noch, Annedor, damals im Heidebusch am Hünengrab? so möchte er fragen. Wenn der Brief nicht wäre . . .

Einfach stand er da. Schließlich ging er mit ihr durch den Garten. Scheue Worte flogen hin und her. Und ein Auseinandergehen kam, als müßten sie voreinander fliehen.

Morgen ist Pfingsten! Die Familie Burstede hockte am Vorabend länger als sonst beisammen, aus Freude über den Sohn, der vieles erzählte und manches verschwieg. Wie das Herz es ihm befahl.

Und länger noch saß Hein in der Kammer, holte den Brief hervor, den die Mutter ihm geschrieben hatte. Eingestreut in den unbeholfenen Briefstaß stand da zu lesen, daß ja die Annedor nun wohl doch auf den Hannes Fleitenkamp ein Auge geworfen habe. Hein las die Stelle, faltete den Brief, steckte ihn ein und holte ihn wieder hervor. Es war bäuerlicher Umstand in seiner Bewegung und viel Not.

Hannes Fleitenkamp! Der und die Annedor? Fliederduft wehte durchs offene Fenster. Draußen war fahler Schein am Himmel. Morgen gehe ich dorthin, dachte Hein, wo die Hügel aufragend sind und das Blankscheen singt. Vielleicht geht sie mit . . . Und wie er das ganz leise vor sich hinsprach und unwillkürlich ans Fenster trat, saß er, daß im Nachbarhaus auch ein helles Fenster war. Darin stand ein Schatten, aber schon erlosch das Licht drüben. Hab' wohl geträumt, brummte Hein. Er hörte die Uhr im Kirchdorf zart und klar den Pfingsttag anläuten.

Da löschte er seine Lampe. Doch ihm kam keine Ruhe. Er setzte sich auf die Bettkant und sann. Ob dieser Fleitenkamp Dannes!

Der Mond schaute indessen durch einen Wolkenriß, sein Schein hob ein Bild aus der Finsternis, das auf der Kommode stand, ein vertrautes Bild, Großvaters Photographie. Hein kam in den Sinn, wie der Großvater seinem Mädel nach alter Sitte in einer Pfingstnacht ein Büschlein vor das Fenster gepflanzt und wie dieses Mädel dann seine Frau und Heins Großmutter geworden war. Das hatten die Alten beide oft erzählt. Hein lachte mit einem Male ganz froh.

Einerlei, wie es wird! Draußen im Garten steht ein junger Holunder, noch struppig und wenig begrünt, aber gleichwohl ein lebendiges Zeichen der Liebe. Kaum gedacht, ist Hein auch schon durch das Fenster geflogen. Der Hund bellt kurz an. Hein gräbt mit den Händen die Erde fort und hebt das Büchlein heraus. Er dauert nicht lange, dann ist er damit über den Steg und vor der Liebsten Fenster. Alles bleibt ruhig, nur einmal klirrt die Kette des Hundes, der sich schüttelt. Das ist ein leises Geräusch. Aber noch viel leiser schafft Hein. Schnell wird die weiche Erde rund um die Wurzel gedrückt, dann ist alles getan.

Hein legt sich nieder. Seine Gedanken sind wieder bei Annedor. Sein Herz klopft, und wie es so pocht und tickt, schläft er ein. Nur einmal noch fährt er auf, ein Nachtvogel streifte sein Fenster. Und ihm kommt in den Sinn, daß einmal ein Mädel zu ihm sagte, auf die Liebe müsse man geradaus zugehen! Die hatte dazu gelacht und sich ihm entwunden. Hein lächelt im Halbschlaf und träumt, daß er nach sei und geradenwegs auf ein Ziel loswandere, fern und sicht der Himmel über der Heidkuppe.

Die Sonne steht hoch am Himmel, die weiße Sonne der Pfingsten. Hein schläft noch und träumt. Und sein Ziel ist weit.

Da pocht es ans Fenster. Und der Kirl kläfft. Kleine Steine prallen ans Glas. Hein reißt sich die Augen. Munteren Lärm hört er im Hause. Hannes Stimme ist dabei und quakt was vom Pfingstvoß. Da springt Hein aus dem Bett. Mit Reifern geschlagen und vor die Pumpe gesetzt werden von dem? Niemals! Hose und Jacke her, hinein in das Zeug! Schon ist die vergnügte Schar der jungen Leute an seiner Tür. Sie pochen und drücken mit kräftigen Stößen. Der Riegel gibt nach.

Aber Hein ist schon durchs Fenster geflohen, beidi! Und draußen steht die Steinwerferin — Annedor. Sie sagt: „Du solltest nicht Pfingstvoß sein. Du nicht!"

„Annedor!" ruft Hein. Sie stehen da, große und gute Kinder. Ihre Hände streben vor, falten sich ineinander. So küssen sie sich im pfingstlichen Morgen.

Hannes lehnt aus dem Kammerfenster, sein Mund bleibt vor Staunen offen. Aber die fröhliche Jugend lacht und klatscht in die Hände.

Annedor flüstert: „Ich hab den Holunder gefunden . . ."

Und Hein sagt ihr ins Ohr: „Bin geradenwegs auf die Liebe zu!"

Dann dreht er sich um und ruft dem Hannes zu: „Fröhliche Pfingsten! Bei mir mußt du früher auftreten, Hannes!"

„Aber mein Pfingstvoß bist du doch!" ruft Annedor laut und holt ein Birkenreis unterm Schürzchen hervor. Damit treibt sie ihn zur Pumpe. Sie duscht ihm den Kopf. In allen Winkeln des Hofs geistern Freude und Lachen. Hannes Fleitenkamp ist verschwunden.

„Komm, Vater, sieh dir das an!" meint Mutter Burstede vom Torweg her.

„Ach was, Mutter!" sagt der Bauer und lächelt. Er sieht nur scheu zur Fliederlaube hinüber, wo zwei sitzen, über denen die Goldammer ihr Liebeslied aufklingen läßt.

Hafenstädtchen

Ulmen wiegen ihre Wipfel.
Ein Gewirr von Gassen säumt
Grachten rings; und Meerwind schäumt
Ueber weiße Wolkenzipfel.

Mal ein Klang von alten Uhren,
Mal ein dumpfer Glockenlaut
Für den Toten, für die Braut.
Auf dem Pflaster rollen Fuhren.

Manchmal schwimmen, Gruß der Ferne,
Schiffe her und ruhen aus.
Schläft des Abends Haus bei Haus,
Brennt am Hafen die Laterne;

Wandeln gaffenher Gespenster
Unterm Mond, der sie betreut,
Schemen, silberhaft bestreut!
Und der Wind greift in die Fenster.

Clara Schünemann-Kruyskamp

Aufgebot im Bergischen Land

Eine Pfingstskizze von S. Droste-Hülshoff

kk Warme Frühlingssonne schien hell durch die hohen Fenster des kurfürstlichen Schlosses Jägerhof in Pempelfort bei Düsseldorf. Sie vergoldete die Bilder, blitzenden Glasflüsterund reichverzierten gedrechslichen Rokokomöbel des fürstlichen Arbeitszimmers und legte sich in breiten Streifen über den helfalängenden Parkettboden, auf dem Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, Herr von Jülich und Berg, mit kurzen, gereizten Schritten auf und ab ging. Der Fürst sah mit gerunzelter Stirne vor sich nieder und setzte seine Füße so genau, als hinge der Erfolg aller Regierungsmaßnahmen nur allein von der Tatsache ab, daß seine hochhackigen Schnallenschuhe jeweils genau die Mitte der gelben, viereckig eingelegten Parkettafeln berührten. Schließlich blieb er an einem Fenster stehen, sah auf die regelmäßigen Blumenbeete des Hofgartens hinunter und fingerte nervös an den feingefälteten Spitzen seiner Manschetten herum, die in duftigem Weiß zwischen den geschickten Aufschlägen seines grünsamtenen Fracks hervorschimmerte.

„Aergerlich ist das, höchst ärgerlich! Mehr noch — geradezu unerhört!" Dicht neben der hohen Flügeltür stand in devoter Haltung der kurfürstliche geheime vortragende Rat von Fabricius. Der wäre am liebsten ebenso aufgeregt im Saale herumgelaufen, wie sein hoher Gebieter. Doch war dies nach dem Hofzeremoniell natürlich ganz unmöglich. Man mußte schweigend stillhalten und die fürstliche Erregung austoben lassen. Sie hatte ja auch schwerwiegende Gründe: Die Folgen des siebenjährigen Krieges lasteten hart auf dem bergischen Land. Viele Kriegsabgaben verschlangen Geld, Geld und nochmals Geld, und die Kassen der Regierung waren so leer wie nur möglich. Zum mal Kurfürst Karl Theodor auch nicht gerade zu den sparsamen Regenten zählte. Seine glänzende Hofhaltung, die Kunstakademie und die große Bibliothek, die er den Düsseldorfern gestiftet hatte, kosteten große Summen. Die Bauern und Bürger, welche die Steuern zur Hauptsache aufbringen sollten, konnten dies nicht mehr. Deshalb hatte Karl Theodor die Landstände zusammengerufen und erklärt, daß nun auch die Ebelleute angesichts des dringenden Geldbedarfes des Landes ihren Teil beitragen müßten, um so mehr, als man sie ja bisher mit Abgaben verschont habe. Doch die adeligen ritterbürtigen Herren lehnten kühl ab. Sie wären, sagten sie, laut ritterlichem Recht seinerzeit nur deswegen steuerfrei geworden, weil sie zu Ritterdienst und Heeresfolge verpflichtet seien. Seitdem man mit Soldknappen Krieg führe, habe man sie allerdings nicht mehr in Anspruch genommen. Richtig, aber das sei nicht ihre Schuld, sondern höchstens die der regierenden Herren. Sie, die Ritter, könnten nichts dafür, wenn man sie nicht brauche und einem Ersatz der Vasallenpflichten durch bares Geld mit Rücksicht auf ihre Erben und die privilegierten Rechte der ritterlichen Güter keinesfalls zustimmen. Dabei blieben die adeligen Herren, und der Landtag hatte nach ziemlich stürmischem Verlauf völlig ergebnislos geendet.

Aber schließlich galt der vortragende geheime Rat von Fabricius nicht umsonst als einer der fähigsten Beamten des Kurfürsten. Während der hohe Herr zornig auf und ab lief, war in dem schlauen, weißhaarigen Kopf seines Ratgebers schon ein neuer Plan entstanden. Wenn nur seine Hoheit sich schon endlich ein wenig beruhigen wollte und mit sich reden ließe! Fabricius hüstelte ein paarmal ganz leise — das einzige Mittel, das die gestrenge Etikette gestattete, um Hochhero Aufmerksamkeit zu erregen. Endlich hatte der geheime Rat Erfolg. Der Kurfürst wandte sich halb vom Fenster ab und sah mit einer kurzen Kopfbewegung die Sprechertaubnis. In vorsichtig gewählten Wendungen begann Fabricius: Er halte es nicht für vorteilhaft, den bergischen Adel durch energische Zwangsmaßnahmen zu reizen und gegen die Regierung aufzubringen. Diesen eigenwilligen, hochmögenden Herren müsse man auf andere Weise beizukommen suchen, man müsse sie bei ihren eigenen Worten fassen! Er, Fabricius, hätte auch bereits einen diesbezüglichen Vorschlag zu machen — —

Der geheime Rat redete noch eine gute Weile weiter, und als er fertig war, klopfte ihm Karl Theodor leutselig und sehr anerkennend auf die Schulter und bot ihm als besondere Auszeichnung aus seiner höchsteigenen, goldgetriebenen Tabakdose ein Prischen an.

Wenige Tage später machten die adeligen Gutsherren des bergischen Landes große Augen. Vor den Portalen ihrer Schlösser tauchten plötzlich seltsame Gäste auf, die sich von dem bezopften, buntbefrackten Bedientenvolk und all der zierlich verschnörkelten Rokokopracht eingehüllt gar wunderlich abhoben. Berittene Herolde in mittelalterlicher Tracht mit Wappen, Federbusch und Fähnlein, die laut in's Horn stießen und feierlich verkündeten, der edle, ritterliche Herr von Soundso habe sich am Morgen des Pfingstsonntags wohlgerüstet und mit der Zahl von Reisigen, die seine Vasallenpflicht vorschreibe, im Schloßhof zu Düsseldorf einzufinden. Wer diesem Pfingstaufgebot des Kurfürsten Karl Theodor nicht Folge leiste, mache sich der Felonie, des Bruchs der Lehnstreue schuldig. Der edle Herr von Soundso wisse wohl selbst, welche Strafe dieses Verbrechen nach sich ziehe: Verlust des Lehens oder im günstigsten Falle eine hohe Geldbuße. Damit stießen die Herolde nochmals in's Horn und ritten weiter, ohne sich auf nähere Erklärungen einzulassen. Die Edelleute schüttelten verdutzt die Köpfe. Sie berieten sich mit ihren Nachbarn, und man glaubte endlich allgemein an einen schlechten Scherz des Kurfürsten. So blieben die edlen Herren des bergischen Lands beruhigt daheim, spazierten weiter in ihren schön zurechtgestutzten Gärten herum, beschäftigten sich an Schäferspielen und sonstiger Kurzweil und kümmerten sich nicht weiter um das Aufgebot. Mit Ausnahme des Herrn von Dalwigk, der unweit Düsseldorfs auf einer beschiedenen Klitsche hauste. Der alte rüstige Haudegen, der früher unter dem Soldatenkönig gedient hatte, schmunzelte. Was ihn anbelangte, so war er gerne bereit, auch bei einem Scherz wacker mitzutun. Er stieg mit seinem alten Diener in den Dachboden des Hauses hinauf und kramte lange in wurmstichigen Truhen. Dann begann im Schloßhof ein eifriges Putzen und Bürsten und der alte Dalwigk trieb sich derzeitig die Hände. Noch war die ganze Ausrüstung vorhanden, mit der der Ahn einst in die Fehde zog.

Am Morgen des Pfingsttages lachte die Sonne strahlend vom Himmel. Aus allen Gärten roch man den Flieder. Birn- und Apfelbäume standen in duftendem weißrosa Blust, und die Schwalben schossen mit frühlingsseligem Zwitschern durch unendliches Himmelblau. Im Garten von Schloß Jägerhof hatten die Kastanien festliche weiße und rotenrote Kerzchen aufgesteckt und schüttelten ihre Blüten über Schwert, Schild und blitzblank Ritterrüstung des Herrn von Dalwigk, der mit seiner kleinen Schar unter ihnen Aufstellung nahm: mit zwei Knappen, zwei Reisigen und sechs Lanzenknechten, alle „wohlausgewappnet", obwar die es der straffe Lehnsbrief der Dalwigks verlangte. Der alte Dalwigk ließ sich dem Kurfürsten unterthänigst melden und wurde von diesem überaus huldvoll empfangen. Mit einer hohen Auszeichnung und der feierlichen Zusicherung vollständiger einziger Steuerfreiheit ritt der Herr von Dalwigk endlich sehr zufrieden nach Hause. Die anderen Edelleute jedoch, die das Pfingstaufgebot unbeachtet gelassen hatten, wurden wegen augenfälliger Verletzung ihrer Lehnspflichten zu hohen Geldbußen verurteilt, und künftig mußten sich auch die selbstbewußten adeligen Herren des bergischen Landes zum Steuerzahlen bequemen.

Dies nebenbei

Anläßlich eines Festessens, das kürzlich in Paris stattfand, werden in den Zeitungen Geschichten von berühmten Essern erzählt. Im 18. Jahrhundert hatte der Vertreter Frankreichs bei einer Friedenskonferenz in Genf, Marquis de Contades, einen Burschen aus Burgund, dessen Appetit keine Grenzen kannte. Der Marquis liebte es, Wetten auf die Aufnahmefähigkeit des Magens seines Dieners abzuschließen, die er stets sicher gewann. Eines Tages wagte er sich etwas weit vor, indem er wettete um 25 000 Francs, daß der Burgunder ein ganzes Kalb zum Frühstück essen würde. „Das wird ein bißchen schwer sein", sagte der Mann, als er von der Wette hörte, „aber ich werde mein Bestes tun." Man bewilligte dem Soldaten 24 Stunden Fastenzeit und dann vier Stunden zum Verzehren des ganzen Kalbes. Der Marquis gab dem Hotelkoch, der das Essen vorbereiten sollte, genaue Weisungen: „Bereiten sie den Kopf, die Füße, die Rippen, die Brust auf möglichst verschiedene Art zu." Um 11½ Uhr vormittags begann der brave Soldat sein kleines „Frühstück" zu sich zu nehmen. Als sein Herr nach vier Stunden wieder zu ihm kam, schien sein Bursche unzufrieden zu sein. „Es wäre nun bald Zeit", rief er, „das Kalb aufzutragen."

*

Der kolumbianische Maler Nartinenz Delgado hat soeben in einer Privatwohnung in Bogoto ein Gemälde entdeckt, das unzweifelhaft als ein echter Raffael festgestellt werden konnte. Das Bild, die heilige Familie de Martinenz, doch war sein Schöpfer bisher unbekannt gewesen. Auf Grund der Entdeckung des Malers Delgado nimmt man an, daß es sich um jenes Gemälde von Raffael handelt, das im Jahre 1615 auf geheimnisvolle Weise aus der Kirche Santa Maria del Popolo in Rom verschwand. Wie ist es nur möglich gewesen, die Echtheit dieses Werkes nachzuprüfen? Man hat zunächst Photographien und Reproduktionen an Raffael-Institute der Welt versandt. Das Ausschlaggebende aber war die Untersuchung auf Fingerabdrücke. Vermittels Pinakoskops ist es möglich, selbst die geringfügigsten Fingerabdrücke an einem Gemälde festzustellen. Die Fingerabdrücke Raffaels aber sind bekannt. Der große Meister hatte die Gewohnheit, manchmal mit den Daumen zu dick aufgetragene Farbflecke zu verteilen. Ein Vergleich der auf dem entdeckten Gemälde gefundenen Daumenabdrücke mit denen Raffaels ergab eine vollständige Uebereinstimmung, so daß an der Echtheit des Bildes, dem man bisher nur Familienwert zugemessen hatte, nicht zu zweifeln ist.

*

Professor Piccard, der seinen vielversprochenen Abstieg in die Tiefe des Ozeans in einer Stahlkugel seit langem vorbereitet, hat sich jetzt entschlossen, stattdessen bei diesen gefährlichen Abenteuer eine Kugel von besonders für diesen Zweck hergestelltem Glas zu wählen. Nach seiner Berechnung kann dieses Glas einer Druck von 1500 Atmosphären aushalten, was einer Tiefe von 15 000 m entspricht. Diese Mitteilung klingt zunächst erstaunlich, aber die Widerstandsfähigkeit der Glasmasse ist ja durchaus die moderne Wissenschaft in jeder Richtung hin erhöht worden, wie schon die Glasgefäße und Backformen usw. beweisen, die man direkt dem Feuer aussetzen kann, oder das „Sicherheitsglas", das für Autoscheiben verwandt wird. Jedenfalls sind die Beobachtungsmöglichkeiten in der Tiefsee in einer Glaskugel noch günstiger als in einer Stahlkugel mit eingelassenen Fenstern.

*

Wie man vorhergesagt hatte, erregt bei dem großen Publikum in der soeben eröffneten Leonardo-Ausstellung in Mailand vor allem der Teil das größte Interesse, in dem Leonardo da Vinci als der große Erfinder und Anreger neuester technischer Errungenschaften gezeigt wird. Nach seinen Zeichnungen sind Modelle ausgeführt, die ihn als den großen Vorläufer der heutigen Techniker zeigen. In einem großen italienischen Werk über die Entwicklung des Automobils widmet der Herausgeber Giovanni Canestrini auch dem Anteil Leonardos an den Problemen der Beförderung von Fahrzeugen eine eingehende Betrachtung, und es ist gerade diese Betätigung des Genies Leonardos, die vor allem die Aufmerksamkeit der Ausstellungsbesucher erregt, mehr noch als vor den Studien über den Vogelflug und über den Fallschirm bleiben sie vor dem Modell stehen, das allgemein das „Auto Leonardos" genannt wird. Es ist ein sich selbst bewegender Wagen, der mit Hilfe starker Federn im Inneren in Bewegung gesetzt wird. Vor einiger Zeit hat man auch von modernen Automobilen gehört, in denen die Kraftquelle nicht Benzin ist, sondern der Antrieb von Federn geliefert wird, die nach ihrer Erschöpfung durch neue ersetzt werden. Dieser sich selbst bewegende Wagen Leonardos, der ein richtiges Differenzial, eine Transmission mit voneinander abhängigen Rädern und einen Volant, der von einem Steuer am hinteren Ende gebildet wird? ist zweifellos die Sensation der Ausstellung, die als ein Symbol auch den einfachsten Besuchern das einzigartige umfassende Genie Leonardos da Vinci näherbringen wird.

Jo-Jo

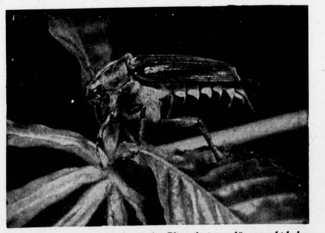
Pfingsten

Wie Brauchtum und Sitte in deutschen Landen entstanden

Zahllos sind die Arten, in denen das Pfingstfest begangen wird, und überreich ist das Brauchtum, das sich um das Fest des Maien, namentlich auf dem Lande, rankt. Es ist jenes Fest, das in engem Zusammenhang mit den wachsenden Saaten und den grünen Fluren steht und an dem der Bauer gerade deshalb am meisten hängt. Alle Bräuche, wo sie auch immer geübt werden mögen, beschäftigen sich mit Gedeihen und Wachstum der Pflanzen und der Früchte auf den Feldern. Regen und Sonne wird herbeigewünscht, die guten Geister durch Rufen und Singen geweckt, denn nicht mehr ferne ist jene Zeit, von der Gedeih und Verderben des Bauern abhängt, die Zeit der Ernte. — Die Tage zwischen Himmelfahrt und Pfingsten galten seit altersher als die Zeit, in welcher die Feste der Bauern und der Hirten stattfanden. Für den Ackersmann war ja der Mai der Monat, in dem das junge Korn aus der Erde hervorkam, und nun weiterwuchs, um im Herbst den Segen zu bringen, den er von ihm erhoffte. Diesem Wachsen und Reifwerden des Getreides galt all sein Sehnen — ihm galten all seine Wünsche. Diese Bräuche sollten gleichzeitig Mißwachs, Hagel usw. — kurz jeden verderblichen Einfluß fernhalten. Der verderbliche Einfluß ging aber nach altem Glauben von den Unholden aus, welche die Felder verhexen konnten. Man mußte daher die Unholde vertreiben. Und dies geschah eben durch ein Umgehen oder Umreiten der Felder mit brennenden Stroh- oder Reisigbündeln, durch lautes Knallen mit Peitschen, durch das Abschießen von Gewehren und durch möglichst starken Lärm, den man mittels Topfdeckeln, Pfannen, Kasserollen und dergleichen hervorbrachte, indem man sie aneinanderschlug. — Für die Hirten aber war der Maimonat die Zeit, in der zum ersten Male das Vieh wieder auf die Weide getrieben wurde. Dies geschah natürlich unter Beobachtung von mancherlei Feierlichkeiten: Das Tier, das zuerst die Weide betrat, wurde mit der sogenannten „Tauschleife" und einem Maibusch geschmückt. Denn dem Tau, besonders dem am Pfingst- und am Johannis-Morgen gefallenen Tau wurden wundertätige Kräfte zugeschrieben. Das mit der „Tauschleife" das junge Grün der Weide berührende Tier, der „Tauschlepper" oder auch der „Taufeger" genannt, sicherte nach altem Glauben das Wohlbefinden der gesamten Herde das ganze Jahr hindurch. Und der Hirt, zu dessen Herde eben dieser „Tauschlepper" gehörte, erfuhr dementsprechend natürlich besondere Ehrungen und erhielt selbstverständlich auch vielerlei Gaben, Zuwendungen und Geschenke. — Dem gegenüber beschränkte man das Stück Vieh, das zuletzt die Weide erreichte, nur mit Feldblumen. Und der unglückliche Hirte wurde verhöhnt, verspottet, verlacht und gehänselt. — Den Göttern brachte man von altersher um diese Zeit ein Opfer dar. Und dies waren eben das zuletzt angekommene Tier. Bis in unsere Tage lebt die Erinnerung an die Bekränzung eines Stückes der Herde noch in der Redensart fort: „Geschmückt wie ein Pfingstochse"! — In Mecklenburg wurden noch bis in die neue Zeit hinein die Hörner des Pfingstochsen mit Schaumgold und Silberschaum belegt und sogar noch eine Zitrone darauf gesteckt. So führte man ihn am Freitag vor Pfingsten durch die Straßen der Ortschaft, um ihn dann zu schlachten und am Pfingstsonntag zu verspeisen. An diesem Festmahl nahmen natürlich alle Dorfbewohner teil. Mit dem Namen „Pfingstkalb", „Pfingsthammel", „Pfingstkerl", „Pfingstlümmel" usw. wurde stellenweise auch der saumselige Hirte tituliert. — Wir wissen, daß unsere Vorfahren ihre Versammlungen und Gerichtssitzungen unter mächtigen Bäumen abhielten.

Der festlich geschmückte Pfingstochse schreitet beim ersten Auftrieb des Viehs auf die Weide voran

(Scherl Archiv 6, Zander-Multiplex-K.)



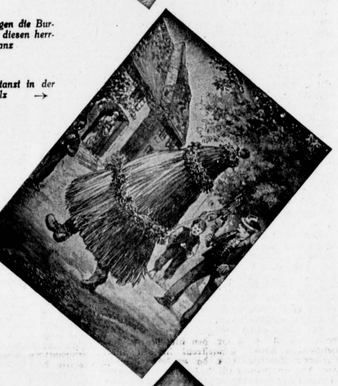
Der Maikäfer, den der Mai und das Pfingstfest populär gemacht haben, daß die Kinder ihre Spiele mit ihm treiben, der aber trotzdem — ein übler Schädling ist

Diese sogenannten „Maibäume" waren zumeist Eichen, Buchen und Linden. — Pipin der Kleine verlegte die anfangs März stattfindenden großen Volksversammlungen auf den Mai. So wurden aus den Märzfeldern infolgedessen die „Maifelder". Da aber gerade um diese Jahreszeit die Birke sich in ihrer schönsten Pracht zeigt, wurde sie bald ein Liebling unseres Volkes und diente am Pfingstfest zur Ausschmückung der Häuser, der Wohnungen, der Stallungen usw. — Die Bezeichnungen, wie „Laubkönig", Laubmännchen", „Graskönig", „Grüner Georg" usw. für die mit Birkenzweigen geschmückten oder bekleideten Repräsentanten des jungen Lenzes galten eben dem Ueberwinder der kalten Jahreszeit — des Winters. Und die Kämpfe, die an diesen Tagen stattfanden, versinnbildlichten die endgültige Vertreibung der rauhen Jahreszeit durch den jungen Lenz. Der Winter wurde gewöhnlich durch eine Strohpuppe oder durch eine mit Stroh bekleidete Holzpuppe dargestellt, die zum Schluß verbrannt, eingegraben oder ins Wasser geworfen wurde. Auch die sogenannten Mairitte waren lange Zeit überall Brauch und sind wohl als die Anfänge unserer Frühjahrsrennen anzusehen.

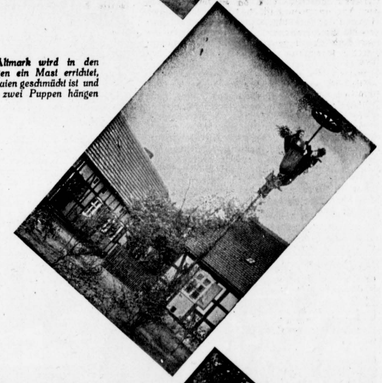
Tassilo Graf von Schlieben

Bild oben:
An der Weser tragen die Burschen zu Pfingsten diesen herrlichen Kranz

Ein „Strohmann" tanzt in der Oberpfalz →



In der Altmark wird in den Pfingsttagen ein Mast errichtet, der mit Maien geschmückt ist und an dem zwei Puppen hängen



Schmückt das Fest mit Maien. Zu Pfingsten erglänzt jedes deutsche Dorf und jede Stadt im Schmuck des jungen Birkengrüns

„Segen des Meeres"

Fisch als Nahrung und Rohstoff — Kühlkette vom Dampfer bis zum Verbraucher — Die erste Deutsche Fischerei- und Walfang-ausstellung in Hamburg

Der 750. Geburtstag des Hamburger Hafens war der Anlaß zur ersten Deutschen Fischerei- und Walfangausstellung „Segen des Meeres", auf der die Wasserkante zeigt, was sie in den letzten Jahren für das Zusammenwirken von See, Wirtschaft und Binnenland im Dienste des Vierjahresplanes leistete und was auf Grund dieser Erfolge in den kommenden Jahren vermirklicht werden wird. Hamburg bringt diesen festlichen Geburtstag seiner Tradition in Verbindung mit einer dieser Vergangenheit würdigen Arbeitsleistung.

Für den Laien, der diese Ausstellung aufmerksam durchwandert, steht im Vordergrund das Interesse die Vielzahl der bisher kaum geahnten Verwendungsmöglichkeiten des Fisches, und zwar als Rohstoff für die Ernährung und als industrieller Grundstoff. Was für die Fischproduktion gilt, gilt auch für die Verwendungsmöglichkeit des Wales. Die Fischerei und die Walproduktion stellen in Hamburg unter Beweis, daß sie beide auch nicht annähernd ausgeschöpfte Rohstoffquellen darstellen.

An riesigen Karten unterrichtet sich der Besucher über die Lage und die Ausdehnung der Fanggründe in den deutschen und ausländischen Gewässern. Wissenschaft und Technik zeigen die Mittel und Ergebnisse einer gemeinsamen Forschungsarbeit, wie sie heute bewußt in den Dienst des Vierjahresplanes gestellt sind. Ueberzeugend sind die praktischen Ergebnisse dieser Zusammenarbeit für die verbesserte Rohstoffverwertung: Der Fisch liefert medizinische Präparate, ein neues Eiweiß und die Fischgellwolle. Natürlich kommt neben der Hochseefischerei auch die Binnen- und Sportfischerei nicht zu kurz, ebenso erfährt man von der Ausdehnung des Robben- und Haifischfanges. Auf dem Stand der Walfängerei findet gerade die „Landratte" ein ungewöhnlich interessantes Anschauungsmaterial. Ein naturgetreuer, bis in alle Einzelheiten ausgebauter Schiffdampfer, vorbildlich in seinen Aufenthalts- und Schlafräumen für die Mannschaft, führt in den Alltag der Hochseefischerei. Nicht minder überzeugend und interessant ist das Ausstellungsmaterial von der Zusammenarbeit der Hochseefischerei und Kriegsmarine. In einem riesigen beweglichen Modell zeigt lebendig und anschaulich die sogenannte „Kühlkette" den Weg des Fanges vom Meeresgrund bis zum letzten Verbraucher.

Besondere Kühlwagen bringen den Fisch frisch und schnell in jede Stadt

Die **verarbeitenden Industrien** sind in vollem Betrieb aufgebaut. Man sieht Fischkonserven-, Marinaden- und Räucherbetriebe nach hygienisch, ernährungswirtschaftlich und nahrungswissenschaftlich einwandfreien Gesichtspunkten, bei der Arbeit. Der Fachmann wie der Laie erkennen hier die Bedeutung der Hilfsindustrien. Was für den Handel und Konsum bisher geschafft wurde und noch geschafft werden kann, sieht und begreift der Besucher in einer naturgetreu aufgebauten Ladenstraße. Wie die deutschen Fischereihäfen der Zukunft aussehen, zeigen die gewaltigen und künstlerisch hervorragend durchgeführten Modelle der Fischereihäfen Wesermünde, Cuxhaven und der neuen, im Zuge der hamburgischen Elbhochbrücke entstehenden Fischereistadt Finkenwärder. Ströme und Meere, die die Hochseefischdampfer durchfahren, und das, was ihnen auf diesen Reisen den Weg zeigt, sieht hier der Binnenländer: Leuchtkarten, Leuchttürme und alles, was auf dem Fischdampfer gebraucht wird. Auch der Fischgroßhandel zeigt hier die mannigfachen Formen der Verteilung, seine eigenen Arbeitsmethoden und seine Arbeitsplätze. Eindrucksvoll und für viele neu ist die sichtbar gemacht Bedeutung des ambulanten Gewerbes, dem in der Verbreiterung des Fischabsatzes schon in der nächsten Zukunft eine neue, große und lohnende Aufgabe zufällt.

Eine umwälzende Neuerung in der Zubereitung und Verteilung der Fänge wird die

Der Fisch als Rohstofflieferant (2 Ausstellungs-Fotos)

Einführung des **Tiefkühlverfahrens** in die heute schon vorhandene Kühlkette bringen. Nur die hochwertigen Nährstoffe des Fisches sollen in den Verbrauch geführt werden. Schwimmende Fabrikschiffe werden die Fänge von den Fangdampfern auf hoher See abnehmen, die Fischfilets mit ihrem konzentrierten Eiweißgehalt mit besonderen Maschinen zurichten und in tiefstgekühltem Zustand für eine neue Form der Vorratswirtschaft der heimischen Ernährung zur Verfügung stellen. Das Tiefkühlverfahren muß sich natürlich auch im Verteilerapparat durchsetzen. Entsprechende Einrichtungen werden in den Hafenumschlagsplätzen und in den Transportmitteln einzuführen sein. Die Vorratsbildung aus tiefgekühlten und hochwertigen Fischprodukten wird

So gut war der Fang, daß das Netz zerriß. Nun muß es wieder geflickt werden, und der Kleine sieht achtsam zu, denn er will später auch auf die See hinaus, um den „Segen des Meeres" zu bergen (Zander-K.)

praktisch. Leistungsfähig, formschön und nicht zuletzt schmackaft versprechen. Die Brauchbarkeit und Haltbarkeit der neuen Zellwolle können unsere Frauen (und Männer) auf dieser Ausstellung in formen- und farbschönen Kleidern und Tüchern bewundern, die das Publikum auch käuflich erwerben kann. Der Walfang und die Walproduktion werden in ihrer umfassenden Bedeutung für die Schließung der deutschen Fettlücke vor Augen geführt. Wie bei der Fischerei werden auch beim Wal alle Nebenprodukte, sei es in ihrem industriellen Werdegang oder im Endprodukt, gezeigt. Fisch und Wal sind somit wichtige Grundstoffe für die Textil- und Lederindustrie, für die chemische und medizinisch-pharmazeutische Industrie.

In der **Aquarium-Gaststätte**, in der Hamburg ein See-Süßwasseraquarium aufbaut, in der viele für die deutsche Fischwirtschaft wichtigen Bewohner der See und der Binnengewässer gezeigt werden, bietet sich Gelegenheit, alle Fischprodukte selbst zu kosten und in den vielerlei Verwendungsmöglichkeiten zu verzehren. Fachwelt wie Publikum können hier bei der Vielzahl der Zubereitungsarten des Fisches Ueberraschungen erleben, zumal die Gaststätte mit einer Lehrküche verbunden ist, die wohl die Voraussetzungen für einen ganz neuen Typ des Gaststättengewerbes schaffen kann.

Das ist ja die Ueberzeugung, in der man diese Ausstellung, deren Besuch in keiner Weise ermüdet, verläßt, daß die deutsche Hausfrau in allen Teilen des Großdeutschen Reiches — nicht nur in den Küstengebieten! — für den Verzehr eines gesunden Nahrungsmittels sorgen muß, wenn die deutsche Fischwirtschaft für die Anlandungen von Fischen in großen Mengen sich einsetzt. Es wäre zu wünschen, daß diese Ausstellung oder wenigstens Teile davon ihren Weg durch das ganze Reich nehmen oder ähnliche Veranstaltungen im Reiche folgen, wenn der Segen des Meeres zu einem Segen für die deutsche Volkswirtschaft und für das ganze Volk werden soll. Insbesondere müssen unsere Frauen und die mit den praktischen Fächern in den Schulen und Berufsschulen betrauten Lehrerinnen mit diesem Material bekannt werden. Die NS.-Frauenschaften wie die Landesbauernschaften finden hier ein neues Betätigungsfeld für ihre Kochkurse, denn so mancher Frau sind die vielen schmackaften Arten der Fischzubereitung auch nicht annähernd bekannt. Was in einer neuen Form der Zusammenarbeit von Wasserkante und Binnenland die deutsche Fischerei und der Walfang aus dem Weltmeer herausholten, wird in den nächsten Jahren viele tausend neue Arbeitsstätten aufbauen und dazu beitragen, daß sich der Fisch in neuen Formen des Handels, der Verarbeitung und Zubereitung sagenhaften Eingang in die Volkswirtschaft und den einzelnen Haushalt auswirkt und die deutsche Arbeit von ausländischen Ernährungs- und Rohstoffzufuhren unabhängig gemacht wird.

Gr.

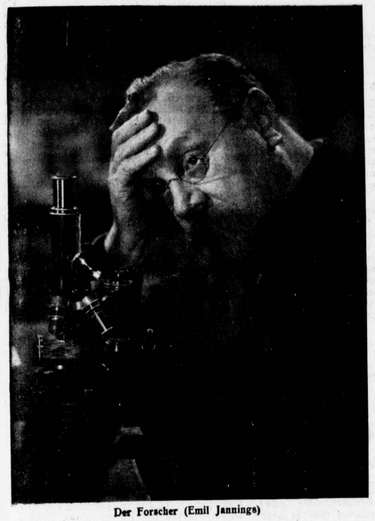
Es geht heimwärts, Fischerboot in der Strommündung (Weltbild, Zander-M.)

Berufe im Film

Grundsätzliches zu einem Thema

Es gab eine Zeit, da der Film es liebte, in gefühlvoller Romantik die „Helden" seiner mehr oder weniger sensationellen, tragischen oder sentimentalen Geschehnisse in einer Exklusivwelt zu zeigen, die fern jeder realen Wirklichkeit lag. Da rauschten perlenbehängte Diven über die flimmernde Leinwand, Großfürsten und Barone, nichtsnutzende Globetrotter und schwerreiche Industriemagnaten beherrschten eine Handlung, die von nüchtern-sachlichen Lebensschicksalen eine Beziehung zum Beruf zu geben.

Sehr bald empfand allerdings das gesunde Gefühl der deutschen Theaterbesucher — insbesondere der breiten Schicht des schaffenden Volkes — daß jene fantasiegeborenen Filmhelden in einer wirklichkeitsfremden Atmosphäre lebten und sich gewissermaßen in einem luftleeren Raum bewegten. Die reale Veranlagung und der natürliche Instinkt gesund veranlagter Menschen fanden keine inneren Beziehungen mehr zu diesen unwirklichen Filmgestalten, die immer deutlicher abgelehnt wurden, je stärker die tatsächliche Entwicklung mit dem Wachsen einer neuen Berufs- und Lebensauffassung in den Vordergrund stellte.


Der Forscher (Emil Jannings)

Mit anderen Worten: Der Filmtheaterbesucher von heute will — um sich für das Schicksal der Menschen der Leinwand zu interessieren — sich selbst, sein Leben der Fall ist — ihr Schicksal erleben.

Wohl gemerkt: Wenn wir so nach dem „Beruf im Film" verlangen, dann genügt uns dabei keineswegs jene verlogene — sentimentale Romantik, welche die Schilderung einer berufslichen Tätigkeit in einer verkitschtanechten Weise lediglich dazu benutzt, um irgendeinen hohlen Film-„Coup" anbringen zu können. So zum Beispiel, wenn man uns die „Privatsekretärin" als ein puppenhaft aufgemachtes eitles und putzsüchtiges Wesen servierte, dessen berufliche Tätigkeit scheinbar lediglich darin zu bestehen schien, mit ein paar wippenden hübschen Beinen und einem raffiniert süßlich-herausfordernden Lächeln die „Gunst" ihres Chefs zu erringen. Wir meinen dabei auch nicht jene Berufsschilderung, bei der irgendein beliebter Beruf dazu herhalten muß, das

Der Pilot (Otto Wernicke)

Sprungbrett zu einem unwahrscheinlichen Aufstieg abzugeben, oder aber mehr oder weniger bedeutungslose und an den Haaren herbeigezogene „Zwischenstation" auf dem steilen bekannten „Weg zum Glück" zu sein. — —

Wir lehnen solche absichtliche und in den meisten Fällen zugleich auch unechte „Berufsschilderung" im Film nicht nur deshalb ab, weil wir nur zu gut um die Lüge solcher vermeintlichen „Karrieren des Lebens" wissen — sondern vor allem auch deshalb, weil uns der Beruf an sich in seinen sozialen und ethischen Werten zu hoch steht, als daß wir damit auf jene geschäftstüchtige Weise billige Filmromantik treiben lassen möchten.

Es zeugt von einem erfreulich fortgeschrittenen Verantwortungsbewußtsein der Schöpfer des deutschen Films, daß jene unechte und zweckhaft-verlogene Berufsschilderung heute in unseren Filmen kaum noch zu finden ist, dagegen gerade der deutsche Film sich in vorbildlicher Weise der wahrheitsgetreuen Schilderung beruflicher bzw. mit dem Beruf verbundener Lebensschicksale zugewandt hat. Der Erfolg, den jene Filme einer wahrheitsgetreuen beruflichen Milieuschilderung und Schicksalsgestaltung gefunden haben, beweist, daß der deutsche Film mit diesem Streben den richtigen Weg geht. Die Fülle der Themen, die sich dem Film selbst gerade in dieser Hinsicht bietet, ist unerschöpflich. Und der Film selbst kann kein interessanteres Thema finden, als die wirklichkeitsnahe Schilderung packender Menschenschicksale aus der beruflichen Erlebniswelt.

Otto Maier, Düsseldorf

Eine fröhliche Kellnerin (Carla Rust)

Drei, die sich auf Nadel und Zwirn verstehen (Erich Ponto, Theo Lucas, Günther Lüders)

Zwei aus einem Quartett (Hans Brausewetter und Attila Hörbiger)

Fotos (5): Tobis

Der kritische Augenblick

Tatsachenbericht von Ulrich von Uechtritz

5. FORTSETZUNG

Ein Brief genügte ...

Der englische Gesandte Sir William Hamilton ist aus Neapel nach England zurückberufen worden.

Nelson liegt mit seinen Schiffen vor Malta. Wieder steht ein neuer Sieg, erneuter Ruhm bevor.

Die Lady ist verzweifelt. Der blaue Himmel Italiens paßt zu ihrer Liebe mehr als die grauen Nebel Englands, die sie zu ersticken drohen. Kurz vor der Abreise schreibt sie an Nelson. Die Worte klingen wie ein wehes Lebewohl für immer.

Stumm, fast greisenhaft zusammengesunken, sitzt Nelson in der Admiralskajüte, — vor ihm liegt der Brief. — Steht er, der große Held der See, so schwach dem Leben gegenüber?

Draußen warten schon unruhig die Offiziere auf den Tagesbefehl des Admirals.

„Wie blau war gestern noch der Himmel — jetzt ist er grau geworden — trostlos grau — wie Englands Nebel" — murmelt der Admiral; dann tritt er in den Kreis der Offiziere:

„Trowbridge und Ball, den nahen Sieg über Malta überlasse ich jetzt Euch, — die „Foudoyant" ist für mich klarzumachen!"

Die „Foudoyant" kreuzt nordwärts.

An die Reling gelehnt steht Nelson. — Er, der Mann des schnellen, unwiderruflichen Entschlusses, hat sich von einer einzigen schwachen Stunde, die der Brief einer Frau hervorrief, einen Entschluß abringen lassen, der wie ein Fremdkörper in seinem Leben wirkt, das einzig und allein um Erfolg, um Ruhm und Anerkennung gerungen hat.

Weit hinten, schon in blauer Ferne, liegt Malta. — Den Lorbeer des kurz bevorstehenden Sieges hat er anderen überlassen, um nach England in die Nähe der geliebten Frau zu eilen, die er sonst zu verlieren glaubt. Ob ihm Gedanken kommen, die von Neue sprechen auf der langen Fahrt? — Vielleicht. — Aber es ist zu spät. Er sieht die Folgerungen, reicht beim König seinen Abschied ein.

1805. Napoleon will mit einer großen Landungsarmee in England einrücken.

Die Lords der englischen Admiralitäten wissen: Nur einer kann die Tat vollbringen, den Weltenherer Napoleon an der Invasion zu hindern: Nelson!

Der zögert. — weigert sich.

Noch eine schwache Stunde: „Nimm an!" Der Lords Wort genügt.

Trafalgar: Der Höhepunkt in seinem Leben.

Der tote Seeheld kehrt als Sieger heim.

Frauenlist

Dünne blaue Rauchfäden steigen empor aus den beiden Bronzeschalen, die auf niedrigen Säulen stehen, ringeln an reliefverzierten Wänden hoch und lassen, ehe sie aus den Fenstern hinausfließen, die blaue, vor Hitze zitternde Luft, einen süßlich-herben Wohlgeruch zurück.

Auf einem Diwan inmitten des prunkvollen Raumes liegt Cäsar — Cajus Julius Cäsar, der römische Weltenherer.

Das Festmahl, das ihm zu Ehren im Palaste der ägyptischen Könige in Alexandria veranstaltet wurde, ist vorrauscht.

Wohl füllt ein Teil der Gäste noch die festlichen Säle. Der Imperator aber hat sich vorzeitig zurückgezogen. Zwei Sklaven wedeln ihm durch rhythmische Bewegungen großer bunter Federwedel kühlende Luft zu.

Er hat den kahlen, viereckigen Schädel in die Hand gestützt. Irgendeine Unzufriedenheit liegt in der kalten Siegermiene. — Was für Gedanken mögen durch diesen gewaltigen Kopf gehen?

Hat das Schicksal ihm, dem Kampf- und Sieggewohnten, einen erneuten Sieg zu kampflos in den Schoß geworfen? Vor Stundenfrist hat man ihm als Gastgeschenk das abgeschlagene Haupt des Pompejus gebracht, des einzigen Mannes Kopf, der seinem Wege, ein neuer Alexander der Große zu werden, bis vor kurzem noch hindernd gegenüberstand.

Er fährt mit der Hand über die Augen, als wolle er das blutige Bild fortwischen, dessen Anblick ihn doch erschüttert hat. Denn den bei Pharsalos geschlagenen Feind fürchtet er nicht mehr. — drum ist's nur noch ein feiger Meuchelmord, ein schmählicher Bruch des Gastrechts, den die Aegypter an Pompejus verübten, der, hilfesuchend, in ihr Land gekommen war.

Ein Teppich wird gebracht

Des Imperators Augen gehen den dünnen Rauchfäden nach.

Wohin wehen sie? — Ueber die Dächer Alexandriens hinweg, zum Meer? — Zum gleichen Meer, über das er am Morgen gekommen ist mit 36 Schiffen und 4000 erschöpften Soldaten, um neue Geldmittel im reichen Lande der Aegypter aufzutreiben?

Bei der Landung hatte er verbreiten lassen — o, in seinem kahlen Kopf ist viel Verschlagenheit —, es wäre nur eine Vorhut, und weitere Legionen werden folgen.

Aber schon beim Einzug in die Stadt, mit Pomp und selbstbewußter Siegermiene, spürte er's: Das sind nicht Freunde, die sich hier drängen, die „Heil Imperator" schreien. — Ein Steinwurf ging an seinem Kopfe hart vorüber. — Hier kauert der Verrat in jeder Straßenecke.

Und wenn die feinen Rauchfahnen die Stimmen der Straße auf ihren Rücken nehmen könnten, um sie übers Meer hinweg ins heilige Rom zu tragen, — sie würden den Römern Entsetzen in die Gehirne wehen. „Nieder mit Rom!" würde es in deren Ohren gellen. „Wir wollen nicht römische Provinz, unterjochte Vasallen werden!" Und zwischen diesen Rufen dumpfes Dröhnen marschierender ägyptischer Truppen, die sich immer enger um das Königsviertel Alexandriens, das Bruchium, zusammenziehen.

Noch wird das Königsschloß von Cäsars Truppen bewacht. Eintönig schallen die Schritte der Posten zu dem Saal hinauf.

Die Dunkelheit bricht ein. Zäh und dunkelblau.

Noch immer liegt, in Gedanken versunken, der römische Eroberer auf dem Diwan, noch immer heben und senken sich die Federwedel über seinem Kopf.

Jetzt kommt die Stunde, die ihm Arsinoe, die ägyptische Königstochter, versprochen hat. Die eine Dirne war sie plötzlich vor ihm hingetreten bei dem Festmahl, hatte sich in den Hüften gedreht und gewiegt.

„Wo ist Kleopatra, deine Schwester, die des Landes Krone trägt?"

Eine ausweichende Antwort hatte sie gegeben. Hütete sie sich doch zu sagen, daß sie im Verein mit ihrem Bruder Dionysos die schöne Schwester, der sie ihre Schönheit und die Krone neidete, verbannt hatte. Dem Volke hatte man gesagt, Kleopatra paktiere heimlich mit den Römern.

Da pocht es an die Tür.

Ein Sklave trägt einen großen schweren Teppich, legt ihn zusammengerollt vor Cäsar nieder, verneigt sich tief bis zum Marmorboden, verschwindet lautlos, stumm, wie er gekommen. —

Und plötzlich wird's lebendig in dem Teppich. Ein Mädchen springt daraus hervor, ein schlanker, knabenjunger Körper, mit einer Haut wie Elfenbein, von sinnbetörend junger Schönheit.

Auf diesem Wege hat sich Kleopatra ins Königsschloß zu Cäsar bringen lassen.

Was will sie von dem fremden Welteroberer? — Will sie ihr Land an ihn verraten?

Der Imperator hat sich aufgerichtet. Mit unverhohlener Bewunderung hängen seine Augen an dem schönen Mädchen.

„Kleopatra?"

„Ja, Herr — Kleopatra, Aegyptens Königin kommt selbst zu dir, um dich zu grüßen!" — Und aus den unergründlich-tiefen Augen fliegt ihm ein Blick voll unbewußter Sinnlichkeit entgegen, der einem Cäsar selbst das Blut zum Herzen treibt.

Da springt er auf.

Den einen der beiden Sklaven, die die Wedel schwenken, schickt er zu Arsinoe: „Der Imperator läßt dir sagen, er sei verhindert — warte nicht auf ihn!"

Hüte dich, Cäsar!

Hüte dich, Cäsar! Siehst du's nicht hinter diesen wundervollen, tiefgrünen Augen schimmern, daß hinter all der Zärtlichkeit, die dir entgegenströmt, ein Gegner lauert, der dir wohlüberlegt mit einer Waffe, die du nicht kennst, entgegentritt? Hüte dich, Cäsar! Denn Frauenlist und Frauenschönheit sind Waffen, die deinem Feldherrngenius ungewohnt und darum gefährlich sind.

O, sehr genau weiß es Kleopatra, daß sie — nur sie allein — das letzte Bollwerk ist, das sich dem Führer römischer Weltherrschaft entgegenstellen kann. Sie wird es zu verhindern wissen, daß der Aegypter reiches Land, das sie beherrscht, zur römischen Provinz herabsinkt, verschluckt von Rom, das immer noch die Welt beherrscht. — Mit diesem Rom nimmst sie den Kampf jetzt auf; in ihrer Schönheit, in sich selbst sieht sie die stärkste Waffe.

Hüte dich, Cäsar! Hüte dich vor einer schwachen Stunde!

Aber Kleopatra weiß nicht, daß die Botschaft, die der Imperator an Arsinoe durch den Sklaven sandte, den Haß der Schwester ins Unermessene gesteigert hat. Die fühlt auch hier die Ueberlegenheit Kleopatras an Geist, an Schönheit, an ihrem Recht der Erstgeburt.

Und schon nach kurzer Zeit rast das Gerücht durchs Schloß, durchs Bruchium, über das Regierungsviertel hinweg, ins Volk, hinauf und hinunter die engen Straßen Alexandriens:

„Kleopatra ist bei dem römischen Eroberer! Sie verrät das Land — uns alle! . . . Wehe euch, Aegypter, wehrt euch — schlagt sie tot, die euch verrät mit ihrem Buhlen Cäsar, der euch zu Knechten machen will!"

Die Stunden der Nacht vergehen. — Hüte dich, Cäsar: Den Weg zum Ruhm des großen Alexander kann dir eine einzige schwache Stunde sperren.

Da wird es unruhig vor dem Schloß, naht ehe Dämmerung übern Meere leuchtet. Und ein Centurio, schweißtriefend vom schnellen Lauf, stürzt ins Gemach: „Das Bruchium ist umstellt . . . dreifache Uebermacht . . . das Regierungsviertel soll belagert, — soll ausgehungert werden; die Brunnen hat man schon mit Seewasser gefüllt!"

Cäsar springt auf.

Hineingegangen in die Falle, er, der Welteroberer, nur wegen einer schwachen Stunde — mit einem Weibl —

Voll Abscheu streift sein Blick Kleopatra.

Die aber flüstert dem Sklaven etwas zu, der rasch verschwindet.

„Du tust mir unrecht, Cäsar . . . es soll nicht dich allein — auch mich soll's treffen. Doch — sieh mich nicht so böse an —, Aegyptens Königin ist flügger als du glaubst; sie weiß Kanäle, die immer wieder in die Freiheit münden!"

Ist's Morgenrot dort überm Meer? — So rot hat noch kein Morgenrot geleuchtet.

Der Sklave hat es schnell vollbracht, was Kleopatra ihn hieß. — Die eigenen Schiffe der Aegypter brennen. — Erst flammte eins auf, dann ein zweites und andere folgten. Die ganze Flotte brennt!

Die Schiffe waren nicht bewacht, denn alles Wehrvolk strömte dem Bruchium zu. —

„Die Flotte brennt!" — „Zu Hilfe!" Panik in den Reihen der Belagerer, — und alles stürzt zum Meer.

Das Bruchium liegt wieder frei. —

O, Frauenlist!

— Ende —

Sachen machen die Leute, Sachen...

Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:

Nur wenige Fremde kennen den historischen uralten Friedhof von Saint-Vincent, der noch aus einer Zeit stammt, da der Montmartre außerhalb von Paris lag. Heute wird hier niemand mehr beerdigt; der Friedhof ist lediglich eine selten besuchte Sehenswürdigkeit. Umsomehr überhörten vier Besucher aus der französischen Provinz die zu dieser Stätte gepilgert waren, die Glocke des Friedhofswärters, die ankündigt, daß die Tore geschlossen werden. Der einzige Wächter des Kleinen Friedhofes legte sich seiner Gewohnheit gemäß sofort schlafen, und die Rufe der vier Eingesperrten verhallten ungehört. Vergeblich versuchten die Unglücklichen, die in der Dunkelheit zwischen den altertümlichen Grabsteinen herumirrten, die hohen Mauern zu überklettern. Einer von ihnen vermeinte plötzlich, Geister aus den Gräbern steigen zu sehen und steckte mit seinem Grausen die Freunde an. „Zu Hilfe — hier sind Gespenster!" riefen die Vier im Chor, aber erst in den frühen Morgenstunden vernahm ein außen Vorübergehender die Entsetzensschreie. Er machte einen Schutzmann darauf aufmerksam, der seinerseits nicht wußte, wie man Zugang zu dem Friedhof finden könne und wo der Wärter, der den einzigen Schlüssel besitzt, wohnt. So entschloß sich der Polizist, die Feuerwehr zu alarmieren, die dann auch mit langen Leitern erschien. Man erkletterte die Mauer und stieß Sette hinunter, mit deren Hilfe man dann die vier Touristen mehr tot als lebendig aus ihrer unheimlichen Gefangenschaft befreite. Während man einen von ihnen in eine Nervenklinik bringen mußte, schworen die anderen, einem entsetzlichen „Geisterfang" beigewohnt zu haben, den „der Teufel in Person" angeführt habe.

*

Die Londoner Polizisten sind so hübsche Männer, daß sie den Verkehr gefährden. Dies ist wenigstens die Ansicht eines Anwalts, der in diesen Tagen eine Klientin zu verteidigen hatte, die wegen unvorschriftsmäßigen Fahrens angezeigt war. Der Verteidiger meinte, daß bestimmt jede Autofahrerin von dem Anblick eines Polizei-Apollos angezogen werde und daß es bestimmt weniger Verkehrsunfälle geben würde, wenn die Fahrerinnen nicht so abgelenkt würden. Also, sex appeal bei der Polizei ist nicht erwünscht! Trotz der plausiblen Entschuldigung mußte die leicht entflammte Autofahrerin eine kleine Strafe zahlen. Was aber auch Verkehrssünder sich nicht alles ausdenken!

*

Auch auf dem Gebiete des Versicherungswesens gibt es noch manche Neuheit. Das beweist die Anfrage eines Mr. Alfred Haydn, Besitzer eines berühmten Flohzirkusses, der sich gegenwärtig auf einer Gastspielreise in Südafrika befindet, bei der englischen Versicherungsgesellschaft Lloyds, wie hoch die Prämien sind, wenn er eine Lebensversicherung für dreißig seiner dressierten Flöhe abschließt. Die Truppe sei, so erklärt Mr. Haydn, durch lange Uebung so gut eingearbeitet, daß der Tod jedes einzelnen Mitgliedes einen schweren Verlust für ihn bedeuten würde, der den Erfolg seiner Vorstellungen beeinträchtigen müßte, zumal es schwer sei, Ersatz zu beschaffen und die Ausbildung große Geduld erfordere. Die Versicherung hat hinsichtlich der Ausrechnung der Prämien mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen, da man das Alter eines Floßes nicht mit Sicherheit feststellen kann und darum auch nicht in der Lage ist, seine mutmaßliche Lebensdauer vorauszusagen.

*

Man reibt sich die Augen, wenn man mitten im Großstadtverkehr von London gemütlich eine Pferdekutsche altertümlicher Bauart dahinfahren sieht. Tag für Tag nimmt diese letzte private Pferdedroschke denselben Weg, um ihren Besitzer, den 70jährigen Mr. Walter Coop, in sein Büro zu bringen. Mr. Coop sieht den Kraftwagen nicht, was ihn nicht hindert, sich als Inhaber einer Autobus-Verkehrsgesellschaft ein Vermögen zu verdienen. Die Hauptsache ist ja, daß seine Kunden den Kraftwagen benutzen und die in seinem Besitz befindlichen Omnibusse füllen. Welches Verkehrsmittel Mr. Coop selbst bevorzugt, geht nach seiner Meinung niemand etwas an. „Es gibt so viele unerlaubte Freiheiten und schlecht angezogene Schneider", pflegt er zu sagen, „die gleichwohl ihr Brot verdienen, daß es sich ein Omnibus-Unternehmer sehr wohl leisten kann, in der Pferdedroschke zu fahren". Und so läßt er sich Tag für Tag von seinem Zweispänner an seine Arbeitsstätte bringen und fühlt sich, wie er versichert, sehr wohl dabei. „Ich muß zwar eine halbe Stunde früher von zuhause wegfahren", erklärte Mr. Coop, „aber dafür kann ich mir auch die Welt mit Muße betrachten, und gerade in meiner Pferdekutsche kommen mir die besten Reklameideen für mein Unternehmen".

*

In einem Gehöft in der Nähe von Toulouniers war nachts plötzlich Feuer ausgebrochen, die Feuerwehr mußte alarmiert werden. Bei den Löscharbeiten fiel der Feuerwehrmann Maurice Bergault durch seine ganz besondere Hingabe an die Löscharbeiten auf. Als man nun den Ursachen des Brandes nachforschte, erfuhr man sich dieser Tatsache, und man faßte den Verdacht, daß der Uebereifrige vielleicht nicht ganz unbeteiligt an dem Ausbruch des Brandes sein könnte. Nach anfänglichem Leugnen hat er denn auch zugeben müssen, daß er bei seinem Nachbarn das Feuer angelegt hätte, um sich endlich wieder einmal als Feuerwehrmann betätigen zu können. Er sei mit Leib und Seele bei der Sache, aber seit 10 Jahren hätte man in der Gemeinde keinen Brand mehr gehabt, da hätte er eben etwas nachgeholfen . . . .

Die Menschen kommen eben auf die ausgefallensten Ideen! Man kann oft nur den Kopf schütteln! Sachen machen die Leute. Sachen . . . .

Xaver Xanten

6

Das Liebeslied vom Gardasee

(Copyright by Prometheus-Verlag)

Roman von Hans von Hülsen

Er hatte es vermieden, irgendwelche Vorbereitungen für ihren Besuch zu treffen, obwohl ihm im Herzen danach verlangte, sie aufzunehmen und zu bewirten wie den lieben Gast. Und als er ihr aus dem Mantel half, fühlte er, daß doch eine Scheu in ihr war, die sie um der Musik willen niederkämpfte. Mit zögerndem Schritt trat sie in sein Arbeitszimmer, ihre Nasenflügel bebten, er fürchtete, sie könnte etwas von dem Parfüm all der vielen Sängerinnen spüren, die in vergangenen Zeiten nicht nur um der Musik willen hierher gekommen waren.

Er hätte es nicht nötig gehabt, ihre Photos vom Schreibtisch wegzuräumen; denn ohne sich groß umzusehen, nahm sie in einem ledernen Klubsessel Platz und sagte: sie sei nun ganz Ohr.

Schon gestern, schon seit ihrer Zusage, hatte er immer überlegt, ob er ihr etwas von der Vorgeschichte dieses Werkes erzählen sollte, das dort, in vielen Bogen aufeinandergeschäftet, auf dem Harmonium lag; aber wieder dachte er, daß es sie nur verwirren würde, wenn er ihr von dem tiefinneren Zusammenhang mit dem Gardasee und mit den Tagen, da er sie kennengelernt, spräche.

So begann er ohne jede Einleitung zu spielen.

Sie sah hinter ihm, die langen, schlanken Beine übereinandergeschlagen, und lauschte aufmerksam, den Kopf mit dem schweren Haar in die Hand gestützt.

Zaghaft entfaltete sich eine Melodie: wie aus morgendlichen Nebeln steigend und immer mehr ins Helle des jungen Tages sich weitend und bald im mittäglichen Glanz funkelnd. Sie lief immer wieder an und verebbte, wie die Wellen, die sich im Verebben neu gebären. Ein Rauschen war da, ein Lispeln, wie von Zweigen und Blätterwerk im Wind. Ein Vogelruf war da, und dann ein ganzer Chor, der die Herrlichkeit des jungen Tages sang. Und im Brausen der Töne stieg die große Sonne empor, hielt sie und abwägungsvoll querte, und dann immer erhabener und majestätischer.

Aber in dies Spiel von Sonne und Wind, von Woge und Blattgelispel sprach die vox humana mit einer Frage hinein, und das Cello gab ihr männliche Antwort, ihren Rhythmus aufnehmend und weiterbildend, wie im Tanz. Lange dauert das Wechselspiel von Fragen und Erwidern, von Rufen des Menschenherzens, die gleichwie durch eine unendliche Ferne zueinander drängen, wie zwei Stimmen, die sich von verschiedenen Ufern eines Sees über die hallende Wasserfläche hinweg rufen. Und sie kam näher und näher, zurück wichen die Laute der Natur, sie standen ganz allein, während die Begleitung schwieg, im Vordergrund mit einem starken, jubelnden Wechselgesang, der sich immer wieder um das erste, herrschende Motiv rankte, es glückselig-spielerisch von neuem abwandelte und seinen Rhythmus gleich seinen Fahnen im jauchzenden Licht des Mittags schwenkte.

Renata hörte mit angehaltenem Atem zu. Zuerst hatte sie noch auf Ottenrieth geschaut, auf seine Bewegungen beim Spiel, auf das Krümmen des Rückens, das Wiegen des Kopfes, das Greifen seiner Finger; aber nun hatte sie längst die Lider gesenkt, und sah wie aus Morgengewölk ins Licht sich verflärend den blauen See mit den Schmetterlingsflügeln der Barken, mit den steilen Ufern, an denen Reben und Oelbäume emporkletterten, und spürte den Wind, der seinen Spiegel kräuselte, und hörte, wie im Wind und im feierlichen Tönen des großen Lichtes eine Menschenstimme sprach: „Liebst du mich?" Und eine andere Stimme gab Antwort, welche Stimme?

Einen Augenblick lang ruhten die Hände auf den Tasten. Dann begann ein neuer Satz.

Wieder war das Motiv da, dunkel diesmal, ernst, drohend. Und das Rauschen des Windes war bis ins Qualvolle emporgesteigert: ein Dröhnen, Poltern, Krachen wie von entfesselten Naturgewalten, die Bässe donnerten, der Diskant entlud große Blitze, rhythmische Griffe marschierten im Marschtakt. Und immer wieder zerbarst das Getöse und löste sich auf in das erste, allmächtige Motiv. Aber nun klang es nicht mehr jubelnd, sondern war von unendlicher Sehnsucht schwer, von einem Verlangen, das wieder und wieder in Düsternis zurückgeworfen wurde und von neuem vorwärtsstürmte in rasendem Begehren, das abermals — selig erlag und sich wieder feurig emporschnellte, hymnisch anschwoll und jählings abbrach.

Der ganze dämmerige Raum war erfüllt von diesem Kampf, durch die halbe Dunkelheit rieselte die Sehnsucht wie Regen, trüber, warmer Regen, goldener Regen.

Und dann geschah mit einem Male ein wilder Aufstand aller Stimmen, apokalyptisches Heulen, Pfeifen, Krachen, Splittern, Bersten, Wimmern, vom Baß wie mit hölzischem Unwetter überheult — und dann — dann war die plötzliche Stille da, jählings, und so tief wie in der tiefsten Nacht, durch die kein Sternenschein mehr bricht.

Ottenrieth schob sacht den Deckel über die Tasten. Leise stand er auf.

„Es ist erst halb fertig", hörte Renate ihn sagen — er war schon durch die Dämmerung des Zimmers zu seinem Schreibtisch gegangen und spreizte die Hände auf der Platte und sah von ihr weg, irgendwohin, zum Fenster hinaus, wo der Herbsttag verglühte.

Sie fühlte, wie es ihn mitgenommen hatte. Still verharrte sie in ihrem Sessel, auf die Fußspitzen niederblickend, selber ergriffen, sie wußte nicht, wie sehr.

„Woher haben Sie das?" fragte sie endlich, um den Bann zu brechen, der zwischen ihnen stand. „Ist das alles in Ihnen? Dann muß ich Sie ganz anders sehen", setzte sie leise hinzu.

„Nun Sie das, Renata! Nun Sie das!"

Er begann aufgeregt im Zimmer umherzulaufen: „Ja, ich bitte Sie, tun Sie das! Vergessen Sie alles andere, denken Sie, es war nur Maske, die ich mir umbinde für die Welt. Sie bedeutet nichts. Und ich reiße sie mir vom Gesicht, wenn Sie nur ein einziges Wort sagen. Aber Sie allein können dies Wort sagen, denn von Ihnen allein habe ich gesprochen, da war kein Ton, der sich nicht an Sie richtete. Haben Sie das gespürt?" sagte er und blieb schweratmend vor ihr stehen.

Sie gab keine Antwort. Sie sah ihn nicht an.

In ihrem Ohr lebte immer noch das eine Motiv, das alles andere wie ein kühn gewölbter Bogen getragen hatte, immer noch hörte sie sein zages Anstürmen. Was ist das für ein Mensch? dachte sie bei sich. Wie können so zwei Seelen in einem Menschen sein? Und wie bin ich, wie bin ich an ihn geraten?

„Sie müssen das unbedingt zu Ende machen", sagte sie endlich und erhob sich: „Das wird Ihnen einen ganz anderen Ruhm bringen als alles andere."

Er stand vor ihr, eine kleine Enttäuschung um die Augen.

„Ruhm", stieß er hervor, „was soll ich damit? Ich will mehr."

Sie fühlte, wie sein Blick, dunkel und leidensvoll, sich in ihr festkrallte, sie hielt ihn aus, sie fragte:

„Was wollen Sie?"

„Ein — Echo", sagte er leise. „Antwort auf alle Fragen. Einen Menschen, der Antwort gibt."

Und er nahm ihre beiden Hände und hob sie an den Mund und küßte sie.

Sie ließ es geschehen, verwirrt und doch nicht verwirrt, ängstlich und doch freudig. im Ohr das eine Motiv: Liebst du mich?

Tee bei Sacher

Als Renata und Fritz Armbruster sich das nächste Mal trafen — auf sein Drängen, denn sie selber hatte keine große Lust, sie war ganz erfüllt von dem Neuen, das sie erlebte — erzählte sie ihm von ihrem Besuch bei Ottenrieth und von seinem Werk, das er ihr vorgespielt.

Er lachte.

„Fall drauf rein! Der Junge kann nichts! Der Junge ist ein Stümper und Macher, der bestenfalls etwas nachempfinden, aber nichts aus sich selbst schaffen kann. Das ist die westische Begabung für Operetten- und Tanzmusik, und damit hat er denn ja auch seine Erfolge, die ich ihm neidlos gönne. Aber für ernsthafte Sachen ist er völlig unbrauchbar, und wenn er so was macht, dann ist es aus zweiter Hand oder, rund herausgesagt, gestohlen."

Nun lachte Renata, sie lachte ihn einfach aus. Sie hatte doch Ohren zu hören. Und sie war doch bestimmt musikalisch genug, um den Wert oder Unwert einer Sache beurteilen zu können.

„Wenn du's selber hören würdest, Fritz, dann würdest du nicht so töricht reden!"

fuhren sie dann in die Stadt, um irgendwo zu essen. Sie bei sich zu bewirten, versuchte er nicht mehr, nachdem sie seine vorsichtige Andeutung einmal überhört hatte.

So verging ein harmonischer November. Der erste Schnee fiel, blieb aber natürlich nicht liegen. „Im Theater an der Wien" wurde allabendlich vor ausverkauftem Haus „Diana von der Donau" gespielt. Ein paarmal mußte Ottenrieth verreisen, nach Prag, nach Wien, nach Zürich, um den dortigen Erstaufführungen beizuwohnen; das verlangten die Theater; aber er benutzte immer das Flugzeug und war meist am nächsten Tage schon wieder zu Hause. Es waren Geschäftsreisen, die er ganz wider seinen Willen unternahm, und der Beifall des fremden Publikums bedeutete ihm nichts, soviel er ihm noch vor einem Jahre nach dem „Hellblauen Engel" bedeutet hatte.

Einmal, während er in Zürich war — man schrieb schon Dezember — erhielt Renata eine auf Elfenbeinkarte lithographierte Einladung von Frau Mizzi Armbruster zu einem großen Tee bei Sacher.

Damit hatte Frau Armbruster, wie sie es vor sich selber ausdrückte, „die Sache energisch in die Hand genommen". Und zwar im Interesse des Geschäfts. Denn mit dem Jungen, dem Fritz, dem Herrn „Prokuristen" war nichts mehr anzufangen. Der war launisch wie der April, bald trübsinnig, bald leichtsinnig, machte die Damen mit seinen Launen wild — Fräulein Wingert hatte bereits mit Kündigung gedroht — vernachlässigte seine Arbeit, trieb sich abends herum — kurz, so konnte es nicht weitergehen.

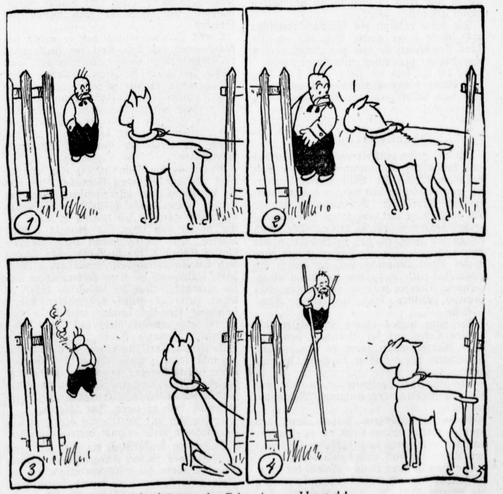
Frau Armbruster hatte ihn verhört, nach allen Regeln der Psychologie; obwohl er meinte, nichts gelagt zu haben, wußte sie doch Bescheid: zwischen ihm und dem schönen italienischen Mädchen war es nicht im Lot. Aha! Daher die Launen.

Ohne ihm auch nur eine Andeutung zu machen, lud sie Renata zu dem großen Teeempfang, den sie alljährlich im „Hotel Sacher" gab. Aus der in der Registratur aufbewahrten Liste hab sie, daß Fräulein Tudeséo auch im vorigen Jahre dabei gewesen war. Da machten die beiden sich wiedersehen, wenn das Band zwischen ihnen wirklich ganz abgerissen war, und sich aussprechen, und nötigenfalls könnte sie ein bißchen nachhelfen.

Alles, was irgendwie mit dem Wiener Musikleben zusammenhing, kraf sich auf diesem vielbesprochenen Tee. Und diesmal war das Bild womöglich noch bunter und glänzender als vor einem Jahre, denn zufällig waren drei oder vier „Prominente" in Wien, die mit Mizzi Armbruster arbeiteten und darum natürlich auch hier zur Stelle sein mußten: Lamond, Hubermann, Kiepura. Ernst von Dahnanyi war eigens aus Budapest herübergekommen. Die steinreiche Madame Broms aus Paris war da mit ihrem Protegé Jules Cordonnier, für dessen Konzert im Großen Konzerthaussaal sie an die Firma Armbruster eine hübsche runde Summe erlegt hatte. Und sonst alle Welt und noch wer.

Mizzi Armbruster empfing ihre Gäste. Sie strahlte nur so von Steinen. Sie war bald gnädig, bald vertraulich, bald kokett. Zu Renata war sie herzlich.

„Man sieht Sie ja gar nicht mehr, Liebste? Soviel zu arbeiten? Oder —?" Ihre kleine, grübchenreiche Hand tätschelte freundlich die



Achtung! Bissiger Hund!

bräunliche Wange: „Kommen Sie nachher an meinen Tisch! Wenn Lamond fertig ist, gibt's Tee, dann wollen wir ein bißchen plaudern. — Fritz? Ich habe ihn noch gar nicht gesehen. Gott, er muß heute so vielen Damen den Hof machen, obwohl er es gewiß sehr ungern tut. Aber was tut er überhaupt gern?"

So sagte sie — und dabei stand Fritz Armbruster in seinem Smoking keine zehn Meter von ihr entfernt und schaute durch das Menschengewühl Renata aus Augen an, die sich bemühten, dunkel und grüblerisch auszusehen.

Sie ging unbefangen auf ihn zu und begrüßte ihn mit ihrem kameradschaftlichen Handschlag.

„Schmollet man? Ist man nachtragend? Daß man sich so rar macht?"

Seine Antwort wich aus, sie fühlte es wohl. Sie plauderten ein wenig, er stellte sie dieser und jenem vor, denn er war hier ja so Art maitre de plaisir; dann hub im Saal nebenan die Musik an. Federic Lamond spielte.

Nachher kam Renata an Frau Armbrusters Tisch, zu lauter Berühmtheiten, sie wußte selbst nicht, wie sie zu der Ehre kam. Und sie war ganz erschrocken, als sie plötzlich Mizzi Armbruster sagen hörte: „Dobnany — das ist Signorina Tudesco, eine ungemein talentierte junge Altistin aus Italien, die sollten Sie einmal im Radio Budapest debütieren lassen! Bei der Freundschaft Ungarn — Italien ist das doch eine Kleinigkeit."

Nach dem Tee, als alles umherwandelte, nahm Frau Armbruster plötzlich Renatas Arm.

„Sie sind jetzt mit Ottenrieth liiert?" fragte sie leichthin. „Viel Sinn fürs Tatsächliche, wenn man es mit den Erfolgreichen hält. Es wird ja überall gepfiffen. Ja, das ist Kost für die Masse. Wenn man das Instrument beherrscht, kann man das Publikum tanzen lassen, wie der Schlangenbändiger seine Vipern. Ist er menschlich angenehm? Ich kenne ihn nur ganz flüchtig."

Renata fühlte sich herausgefordert, Ottenrieth zu verteidigen.

„Aber gar nicht nötig, liebes Kind!" rief Frau Armbruster lebhaft. „Durchaus nicht nötig. Ich habe genau soviel Tatsachensinn. Und wenn ich eine Theateragentur betriebe, würde ich mir alle Finger nach „Diana" und dem „Hellblauen Engel" und ihrem Erzeuger ablecken.

„Er kann viel mehr als das", sagte Renata trotzig. Und in dem Wunsch, ihn herauszureißen, erzählte sie von dem Werk, an dem er arbeitete, und je mehr Frau Armbruster lächelte, desto eifriger, desto wärmer wurden ihre Worte. Schließlich hetzte sie hinzu, sie habe auch zu Fritz schon davon gesprochen, aber er habe ebenso ungläubig gelächelt.

Da hörte Frau Armbruster plötzlich auf zu lachen.

„Ich sage ja immer, daß der Junge nicht fürs Geschäft taugt! Daß er kein Organ dafür hat oder daß er indolent und faul ist! Kein Sterbenswörtchen hat er davon verraten. Und das war doch seine allererste Pflicht, als ihm zu Ohren kam, daß eine Berühmtheit wie Ottenrieth an einer Sache arbeitet, die nicht unter den Vertrag mit seinen Agenten fällt. Es ist mir jedenfalls sehr lieb, daß Sie mit Ottenrieth befreundet sind, Kind", setzte sie hinzu wie aus einem tiefen Sinnen heraus.

Renata verstand sie nicht. Sie dachte nur: Ob es ihm recht ist, daß ich zu den beiden davon gesprochen habe?

Sie hatte plötzlich ein schlechtes Gewissen und lehnte unter einem Vorwand ab, als Frau Armbruster sie nach dem Empfang noch irgendwohin zum Essen mitnehmen wollte.

Es tat ihr leid um Fritz, aber sie fühlte, daß hinter dieser Einladung etwas steckte, dem man besser aus dem Wege ging.

V.

Oberstentragödie

Um das gelbe, würfelförmige Haus in den nun entlaubten Kastanienwäldern von San Bartolomeo ging der Wintersturm. Unwirtlich war es hier in den Bergen des Apennin um diese Jahreszeit. Erst wenn im Januar das junge Jahr mit energischen Schritten zu steigen begann, wurde es besser. Der Wind riß an den Fenstern, daß sie klapperten wie dürres Gebein. Immer wieder mußte man in der Nacht aufstehen, weil ein Laden sich losgerissen hatte und gegen die Mauer schlug.

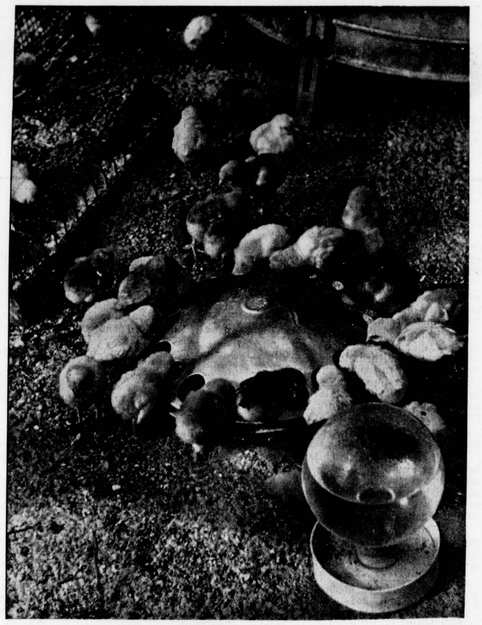
Grazia Tudesco tröstete, wie sie nun schon zwanzig Winter lang in diesem Haus tröstete.

Sie ging rastlos umher und schürte die uralten Oefen aus der Dorfzeit, damit sie mehr Wärme gäben; aber es war nutzlos, der Sturm riß die Glut durch die Kamine hinaus.

Sie ging ins Speisezimmer, wo ihr jetzt die alte Rosetta ihre einsamen Mahlzeiten auftischte.

Sie ging flüchtigen Fußes durch den großen Saal zu ebener Erde, wo es eisig war und der mit seinen auch tagsüber geschlossenen Läden tot und unwohnlich dalag.

Sie ging in ihren kleinen Salon, der unter Windschutz lag und wenigstens einigermaßen die Wärme hielt.



Jahrgang 1939 (Zander M.)

Sie ging immer wieder hinauf in das große Gemach mit den drei maurischen Fensterbogen, wo der Oberst seit Wochen in dem frei in den Raum gerückten Bett lag.

Oberst Tudesco war krank, hatte sich seit den Hochsommertagen in Torbole nie mehr auch nur des bescheidenen Grades von Gesundheit erfreut, bei dem er auf Fragen seiner seltenen Besucher zu sagen pflegte: es gehe ihm gut.

Im September war er noch manchmal an seinen beiden Krücken durch den Garten gehumpelt und hatte am großen, runden Bassin gestanden und den paar vernachlässigten Goldfischen zugesehen, die genau so darin vegetierten wie er selbst. Aber gegen Ende des Monats hatte er sich hingelegt und war seitdem nicht mehr aufgestanden.

Der Arzt war gekommen, der alte Doktor Fabiani aus Busalla, wie so oft, er hatte das Wrack dieses Körpers wieder einmal untersucht und irgendwelche Medizin zur Stärkung verschrieben und der Signora ein Dutzend Ampullen mit Morphium für besonders schlimme Tage oder Nächte ausgehändigt: was hätte er auch weiter tun können?

Oberst Tudesco wußte, daß er nichts tun konnte, und daß kein Arzt der Welt etwas tun konnte. Er wußte, was niemand sonst wußte, vor allem die Frau an seiner Seite nicht: warum er hier so reglos lag und die Augen unter den zottigen Brauen unablässig auf die buntbemalten Deckenbalken aus der Zeit der Doria gerichtet hielt und kaum je den Kopf nach dem Fenster wandte, durch das bleich der stürmische Wintertag hereinsahen.

Waren es die Wunden, die ihn schmerzten? Die hundertfachen Gebrechen, die ihm die Explosion einer österreichischen Mine vor seinem Bataillonsbefehlsstand am Isonzo verursacht hatte? Sie waren es auch, ja, wie sie es nun schon seit zwanzig Jahren waren! Sie hatten seinen Leib, ehemals Gottes Ebenbild, in ein Bündel von Leiden und Qualen verwandelt, denen nur eine so harte Natur wie die seine Widerpart zu halten vermochte. Nur der soldatische Wille, zu leben, hatte all diesen Abgesandten widerstanden, die ihn immer wieder in das dunkle, stille, anallote Reich des Todes locken wollten. Zwanzig Jahre lang hatte sein Wille triumphiert! Aber nun — nun mochte er nicht mehr. Nun war er des Ganzen müde. Nun konnten sie an ihm zwicken, die tausend Leiden, wie eine unermeßliche Schar von Ameisen, die den kreuzwunden Baum schließlich doch in ihren Bau schleppen!

Er lag hier und wartete auf den, dem sein flügellahmer Wille erlaubt hatte, einzutreten.

Er lag in den Kissen, die ihm die Frau mittels einer Stütze hochgestellt, lag viele Stunden allein, die gelblichen Hände auf der Decke gefaltet, wie über einem Degenknauf, schaute unverwandt nach dem Gebälk empor, als müsse von dort ein Adler niederstoßen, und überdachte sein ganzes Leben.

Dachte der Tage, da er unter den Augen der Eltern hier in Haus und Park von San Bartolomeo aufgewachsen war, der Schulzeit in Bergamo, seiner jungen Leutnantsjahre, die so heiter angefangen hatten, alles das sah er wie ein schattenhaftes Schauspiel jenseits des dunklen Stromes.

Er dachte, und seine Brauen über der Nasenwurzel wuchsen dabei streng zusammen, an Wien, die vor dem Krieg so heitere Stadt, in der er zwei Jahre lang gelebt hatte, als junger Hauptmann, zum Militärattaché bei der Gesandtschaft kommandiert — diese zwei Jahre, in denen sich, man mochte es drehen und wenden, wie man wollte, sein Schicksal entschieden.

Sein Schicksal! Er dachte an alle Süßigkeiten der wunderschönen Teresa Seleseanu, dieser eleganten, kapriziösen Rumänin, an die er sich mit allen durstigen Sinnen gehängt und die dann so urplötzlich vom Erdboden verschwunden war; daß sie heimlich der österreichischen Spionage diente und in einem Graben der Festung Verona vor sieben Gewehrläufen aufrecht geendet, daß die Herren in Rom ihm, ihren Geliebten, geschont — viel später erst hatte er das erfahren, Jahre später, in einer fürchterlichen Stunde, in einem fürchterlichen Aktenstück.

Weiter sann er: Afrika, Libyen. Der türkische Krieg: harte Frontjahre, gut zum Vergessen der Dummheiten mit Teresa. Damals hat er noch nicht geahnt, welche Saat aus diesen Dummheiten aufgehen wird. Kriegsjahre, die den in Wien einigermaßen verweichlichten Körper und Willen wieder stählen. Die blutige Eroberung der zäh verteidigten Oase Gargaresch, die ersten Wunden. Damals hat er noch nicht geahnt, wie viele, nur drei Jahre später, ihm den Leib zerfetzen werden. Jahre, die ganz ausgefüllt sind vom Ehrgeiz, ein guter Troupier zu sein, die ihn den Krieg im Sand und die sengende Sonne Afrikas fast lieber gewinnen lassen, als Europa und die Heimat, wo immer die Schatten der Dummheiten wie Erinnyen umgehen. Glückliche Jahre, alles in allem!

Und dann — die römischen Urlaubstage, September 1914, der letzte Urlaub vor der italienischen Kriegserklärung an die Mittelmächte! Die Tage, in denen ein Schicksal sich entschied. Ein Schicksal? Zwei Menschenschicksale vielmehr.

Er denkt zurück. Sieht die Reitbahn in der Villa Borghese mit den himmelhohen, einzelstehenden Pinien, wo er den Grafen Monfalconi getroffen, den ehemaligen Geschäftsträger in Wien, ihn und seine Tochter. Donnerwetter, ist das Mädchen schön geworden! Damals, in Wien, er erinnert sich gut, war es fast noch ein Kind, das bei den Diners des Gesandtschaftsehepaares nicht erschien, nur manchmal am Teetisch der Mama sichtbar wurde. Monfalconi selber unverändert, höchstens ein wenig mehr grau an den Schläfen, er erkennt ihn sofort, winkt ihm zu, stellt ihn der Komtesse vor. Bildschön ist das Mädchen geworden! Perlblasse Haut, wundervolles schwarzes Haar, die Augen seltsam verschleiert! Man tauscht, im eleganten Menschengewühl des Septembersonntags umherwandelnd, alte Wiener Erinnerungen — der Graf ist nun auch schon jahrelang von Wien fort, arbeitet als Abteilungschef in der römischen Consulta und wartet wohl auf irgendeinen Außenposten, aber das kann bei der Ueberalterung des diplomatischen Dienstes lange dauern.

Die Begegnung endet, überraschend fast, mit einer Einladung für morgen zum Frühstück, Villa Severini, Viale bei Parioli. Die Gräfin sei seit einem Jahre verstorben, bat Monfalconi wie nebenbei fallen lassen.

Erinnerungen — wie das alles mit Gewalt aufersteht in dieser Stunde!

Als er, den Kopf schwer vom Wein und gutem Essen, die Villa Severini verläßt, weiß er, daß er bis über beide Ohren in die schöne bleiche Komtesse Grazia verliebt ist. Drei Tage später weiß er, daß er die Gewißheit haben wird, um sie zu werben. Er, ein simpler Linien-Hauptmann ohne nennenswertes Vermögen, um die bildschöne, begehrte Tochter aus der römischen Aristokratie, die unter allen Aristokratien der Welt die stolzeste ist! Er ist wie in einem Rausch, der Schwierigkeiten nicht kennt.

Schwierigkeiten? Aber es gibt keine! Der Graf hört ihm mit einem Lächeln zu, als er seine Werbung vorbringt. Sein Auge ruht sichtlich wohlwollend auf dem Besucher — es ist zum Erstaunen! Er erklärt sich bereit, mit der Komtesse zu sprechen, sie zu sondieren, er sei, sagt er, ein viel zu verliebter Vater, um etwaigen Wünschen seines einzigen Kindes im Wege zu stehen, und lächelt dazu. Er verspricht, am nächsten Tag Nachricht zu geben. Wer konnte etwas Aehnliches erwarten.

Die Nachricht kommt, sie lautet ermutigend, sie ist in die Form einer Einladung zum Diner en famille gekleidet. Nach Tisch zieht der Graf ein wenig in sein Arbeitszimmer zurück, läßt die beiden allein auf der abendlichen Terrasse, zu der der Duft von tausend Blumen aufsteigt. Kann es ein größeres Glück geben, als Grazias Hand zu ergreifen und mit Küssen zu bedecken, diese kühle, reglose Hand? Kein größeres Glück! — Als Monfalconi zurückkommt, steht ein seltsames Lächeln um seine schwarzen Augen. Er befiehlt Sekt — und dann fängt er unvermittelt davon an, daß er Grazia natürlich nicht nach Afrika gehen lasse, daß er alles tun werde, um das Avancement des Schwiegersohnes zu beschleunigen, seine Versetzung nach der Heimat herbeizuführen. — Welch ein Abend!

Auf diesen herauschenden Abend folgte ein nüchterner Morgen. Im Hotelzimmer klingelt das Telephon, Grazias dunkle Stimme: „Ich muß Sie sprechen. Seien Sie um elf Uhr oben an der Scala di Spagna."

Erstaunen, ein unheimliches Gefühl, und so langen gehen die beiden Stunden.

Sie sieht sie unten auf dem Platz aus einem Wagen steigen, die vielen breiten Stufen emporkommen, er eilt ihr entgegen, ganz verwandelt ist sie heute, Röte färbt ihre bleichen Wangen, ihre verschleierten Blicke irren umher, sie spricht hastig, wie von einem Fieber gejagt.

„Geben wir ein wenig die Promenade auf dem Pincio entlang, Kapitän?" sagt sie und setzt sich schon neben ihm in Bewegung: „Ich muß Ihnen etwas sagen, damit Sie später nicht mir die Schuld geben. Ich will Sie nicht betrügen, wie es anscheinend, mit selber nicht begreiflich, der Plan meines Vaters ist. Ich muß ihm gehorchen, wenn er mich mit Ihnen verheiratet, die Umstände erfordern das so, ich kann mich nicht wehren. Aber Sie müssen wenigstens wissen, daß ich selber Sie nicht überliste, daß ich mit offenen Karten spiele."

„Um Gottes willen, teuerste Komtesse, was beutet das alles?"

„Ich bin Ihnen Offenheit schuldig, Kapitän. Das bedeutet, daß ich Ihre Frau nicht so werden kann, wie Sie es sich vorstellen dürfen. Mein Vater hat seine Gründe, mich zu verheiraten — und schnell zu verheiraten. Ich selber habe ihm diese Gründe gegeben. Verstehen Sie nun?"

„Kein Wort, Komtesse!"

„Er hat Gründe, mich rasch zu verheiraten, um das zu vermeiden, das man in unseren Kreisen einen Skandal nennt. Ein Kind aus der Ehe, die Sie eingehen wollen, würde nicht Ihr Kind sein."

Sie sieht ihn an, mit einem Blick, den er nie vergißt: gemischt aus Stolz und Angst und Trotz und Entschlossenheit.

Er ist wie vor den Kopf geschlagen, er muß sich gewaltig zusammennehmen, um nicht auszubrechen, um sie nicht entgelten zu lassen, was der andere ihm in kalter Berechnung antut. Mein Gott, denkt er bestürzt: ich liebe sie ja gar nicht, ich bin ja nur verliebt in sie, sonst käme ich über alles hinweg. Mein Gott, welches Schicksal kommt auf mich zu?"

(Forts. folgt.)

Welt der Frau

„Ein Liliengewächs für Leckermäuler"

Je schneller er schießt, desto besser ist der Spargel

Wenn die Nachtigallen schlagen und der Flieder blüht, wenn die ganze Welt in Frühlingsseligkeit schwelgt, dann ist es Zeit, daß der Spargel erscheint, bewundert und liebevoll erwartet von der großen Zahl seiner Verehrer. Asparagus officinalis, Gemüsespargel oder Gotteskraut haben sie ihn genannt, und der Schriftsteller eines früheren Jahrhunderts redete ihn als ein „fein Liliengewächs für Leckermäuler" an. Sobald der Spargel aber auf dem Tisch steht und seinen feinen Duft verströmt, gibt es nur noch einen Namen für ihn: „Der König der Gemüse". Jedermann nennt ihn so und verzeiht sich augenblicks diesen banalen Ausdruck, der Erwachsenen eigentlich so leicht nicht entschlüpfen dürfte.

Pünktlichkeit, heißt es, sei die Höflichkeit der Könige. Demnach müssen manche Könige unhöflich gewesen sein. Dieser aber, dieser kleine, unscheinbare und bescheidene König unter dem Gemüse ist nie unhöflich gewesen; sobald die wärmenden Strahlen der Maisonne sein Bett erreichen, erwacht er, durchbricht mit dem Kopf die schützende Erdreich und muß seine Unvorsichtigkeit alsbald mit dem Leben bezahlen, denn nun wird er gestochen. Vom Beginn des Monnemonds bis zum Johannistage und nicht einen Tag länger geht das so, dauert die Spargelzeit und führt der König der Gemüse ein schmackhaftes und fröhliches Regiment. Seine Herrschaft erstreckt sich beileibe nicht nur auf Küche und Keller, auf Gaumen, Zunge und Magen, nein, große Plantagen und geräumige Fabriken beherrscht er. Die Spargelbauern bei Ulm und Schwetzingen erwarten ihn mit derselben zitternden Ungeduld wie die Plantagenbesitzer in Beelzig in der Mark, im Braunschweigischen, in Hannover und im weiten Land der Lüneburger Heide.

Es dürfte aber nicht allerorten bekannt sein, daß der Spargel nicht nur ein Leckerbissen ist, sondern daß er auch auf den menschlichen Körper eine nutzbringende und gesundheitsfördernde Wirkung ausübt. Nur Banausen werden heute noch behaupten wollen, daß der Spargel nichts weiter sei als ein Gaumengenuß, ein Firlefanz, der gut schmeckt. In den deutschen Spargelgegenden ist es seit langem bekannt, daß auf den Nierenleiden und Wassersucht eine gute Wirkung hat, besonders sagt man ihm nach, daß er harntreibend ist. Und selbst, wenn es so wäre, wenn er keine andere Wirkung auf den Menschen hätte, als die, gut, sanft, duftig und anregend zu schmecken, wäre das nicht schon genug?

Hier ist es nun an der Zeit, einige Geheimnisse aus der guten Spargelküche zu verraten. Gottlob beherrscht der Butterspargel, den man auch Stangenspargel nennt und der mit Butter beträufelt wird, immer noch das Feld. Er wird nicht gewaschen, sondern nur rein geschält und in wenig siedendem Wasser nicht zu schnell und nicht zu langsam gekocht. Behutsamkeit und Sorgsamkeit erfordert er mehr als alle anderen Gerichte vom Spargel. Dadurch sei hier laut und mahnend darauf hingewiesen, daß man sich vor allem vor zuviel Wasser hüten muß. Wasser kann dem Spargel nur schaden, er verliert dadurch seine zarte Duftigkeit, sein prächtiges Aroma, seinen anregenden Geschmack. Ja, es soll sicherem Vernehmen nach Köche geben, die ihn vor dem Kochen ordentlich waschen und spülen und wässern. Oh, schickt sie in die Sommerfrische, dorthin, wo es keinen Spargel gibt und holt sie erst zurück, wenn die letzte Stange im Munde eines andächtigen Spargelessers verschwunden ist. Den Stangenspargel kann man sowohl mit Schinken als auch mit Kotelett, Rührei oder sogar kräftiger, würziger Mettwurst aus dem Rauch essen. Das Grundgesetz „wenig Wasser" gilt auch für alle anderen Spargelgerichte. Beim Spargelgemüse werden die Stangen geschnitten (o Jammer!), in etwas Salzwasser gekocht und nachher mit allen Tunken wie Mehl, Ei und Butter abgerührt. Beim Spargelsalat hingegen läßt die zerschnittenen Stangen nach dem Kochen ein wenig abdampfen und gibt dann Essig und Oel, niemals aber Zwiebeln, daran. Reis mit Spargel, Rührei mit Spargel, Frikassee mit Spargel — es sind weiter nichts als Variationen des einen Grundgedankens.

Dies alles ist die schmackhafte, belebrende und unterhaltende Seite des Königs der Gemüse. Aber er hat noch eine andere, das ist die wirtschaftliche. „Mat den eenen sin Ühl, is den annern sin Nachtigall." Niemals trifft das Sprichwort besser zu als hier. Was dem einen Leckerbissen, Nahrung und Genuß ist, das bereitet dem andern schlaflose Nächte. So sprach ich in diesen Tagen mit dem Besitzer einer großen Konservenfabrik da oben in der Heide, einem wettblickenden Mann, der seinem Betriebe große Plantagen angegliedert hat. Auf vielen hundert Morgen sandigen Heidebodens wächst hier Spargel, er ist also ein Spargelbauer ganz großen Stils und verarbeitet seine Ernte in der Fabrik zu Konserven. Ich traf ihn auf dem Hof der Fabrik, wo er mit sorgenvoller Miene die ersten spärlichen Anlieferungen von den Feldern betrachtete. „Warten Sie", sagte er, „Sie sollen gleich mehr sehen." Der Spargel sitzt in der Erde, bat genug Regen bekommen und wartet nun nur auf die Sonne, damit er wie verrückt schießen kann. Je schneller die Pflanzen schießen, desto besser sind sie. Sehen Sie", er umfaßte die Fabrik mit einer weitausholenden Geste, „alles wartet nur auf den Spargel. Die Maschinen stehen da und die Frauen auch. Unsere heimischen Arbeitskräfte reichen natürlich für den plötzlichen Arbeitsanfall nicht aus. Deshalb sind aus dem übrigen Reich über 100 Deutsche gekommen, gut 100 Italiener wollen uns in diesem Jahre auch wieder helfen, und überdies erwarten wir noch 400 Tschechen. Sollte dann die Arbeit immer noch zu groß sein, dann werden uns die Frauen aus unserem Kreis ihre Freizeit zur Verfügung stellen und helfen."

Wird er gut? Wird er auch zart werden? Wird die Ernte groß genug sein? Das sind die Fragen, die sich die Spargelbauern stellen. Denn es hängt für sie viel davon ab.

Karsten Thiele

Glück mit Zwillingen

Das Gesicht der jungen Mutter strahlte. Schöner lachte kein Frühlingstag. Sie schob langsam den Kinderwagen, in dem die Zwillinge saßen, Inge und Adolfine.

Kinder machen fremde Menschen sofort zu Bekannten. Man bleibt stehen und lächelt. Welche Mutter freut sich nicht, wenn man ihren Kindern zulächelt!

Sie sagte:

„Immer wünschte ich mir ein Mädchen! Und dann waren es auf einmal zwei Mädchen. Jetzt sind sie neun Monate alt. Inge lacht den ganzen Tag! Jedem Menschen lacht sie zu. Adolfine ist das Gegenteil. Sie weint gerne. Sie ist eine kleine Weltschmerzlerin . . . Ach, es ist ein doppelter Schatz, den ich habe!"

Welch herrlicher Zufall! Ich habe die Kamera bei mir. Rings liegen die Gärten. Mitten in der Natur habe ich ein wunderbares Motiv gefunden: Kinder in zweifacher Auflage, wirkliche Zwillinge: eine übermütige kleine Schauspielerin, ganze neun Monate alt . . . Und ein Häufchen Schmerz, neun Monate alten Kinderschmerz, den wir Großen nicht verstehen.

Die Jahre vergehen, die zwei Mädchen werden heranwachsen, sie werden schön werden, begehrt, geliebt . . . Vielleicht wird dann Inge weinen, und vielleicht wird Adolfine lachen; denn die Schicksale tragen nicht, ob man als Kind gelacht oder geweint hat . . .

Die junge Mutter ist glücklich. Welche Liebe blickt aus ihren Augen!

Inge, die kleine Komikerin, scheint sofort zu bemerken, daß etwas los ist. Sie wird fotografiert. Sie macht ein Clownsgesicht. Adolfine gibt sich weiter ihrem tiefen Leid hin, das vielleicht nichts anderes ist als Hunger oder Durst.

So schnappte die Kamera die Zwillinge, das herrliche Doppelglück einer jungen deutschen Mutter . . .

Aber das Glück dieser Mutter hat noch andere Pointen! Im gleichen Kinderwagen lag noch der zwei Jahre alte Bruder der Zwillinge. Der Kleine schlief; er ließ sich in seinem engelgleichen Schlummer nicht stören, als wir mit Inge und Adolfine scherzten, als wir mit der Mutter plauderten und die Aufnahmen machten.

„Er ist das beste Kind! Geduldig, brav, ohne mir irgendeine Mühen zu machen! Und das ist gut, denn —"

„Natürlich, die Zwillinge machen Arbeit genug!"

„Ach, das wäre es nicht allein! Aber zu Hause habe ich noch drei Kinder!"

Sechs Kinder! Und die Mutter ist 28 Jahre alt!

Da werden einem die Augen naß! Man ist schon vielen Müttern begegnet.

Diese Mutter aber scheint einem plötzlich zum verklärten Symbol zu werden, zum Sinnbild der Frau, die nur Mutter ist!

Nur Mutter! Welch herrliches Wort, welch ewige Melodie eines Wortes!

Mutter!

Text und Fotos: Josef Robert Harrer

Blühendes Leben Photo Cron (Delke M)

Der einen gefällt's, der anderen nicht!

Die Zwillinge mit ihrem älteren Brüderchen

Kleine Nützlichkeiten

Dacht' ich es doch, nun hat der Gummimantel tatsächlich einen Riß bekommen! Der ist aber zum Glück leicht auszubessern: Sie überkleben die schadhafte Stelle von links mit etwas passend geschnittenem Gummistoff. Nur wilde ich raten, die Umgebung des Risses auf der linken Seite vorher etwas mit Sandpapier anzurauhen, da der Gummistoff dann besser festsitzt.

Das Wiegen von Mandeln ist oft eine aufregende Sache, weil sie gern unter dem Wiegemesser auf und davon springen. Wir desinfizieren sie durch ein wenig Zucker, den wir dazwischen streuen, worauf sie sich dann leicht vorschriftsmäßig zerkleinern lassen.

Von Fliesen, Badewannen, Becken nimmt **ATA** mühelos die Flecken.
Was **ATA** putzt, wird frisch und rein, es könnte gar nicht besser sein!

Olüß finbrn Iorgnn

Zum Antikominternpakt

(Kartendienst, Zander-M.)

Der Staatsakt nach der Unterzeichnung

Im Anschluß an die Unterzeichnung des Bündnispaktes zwischen Deutschland und Italien empfing der Führer in seinem Arbeitszimmer in der Neuen Reichskanzlei den italienischen Außenminister Graf Ciano und den italienischen Botschafter in Berlin Attolico in Gegenwart des Reichsministers des Auswärtigen von Ribbentrop. — Der Führer, Reichsaußenminister von Ribbentrop, Großadmiral Dr. h. c. Raeder, Graf Ciano, Generaloberst v. Brauchitsch und rechts vom Führer Generaloberst Keitel und Generalfeldmarschall Göring. (Presse-Hoffm., Zander-M.)

Der Führer im Kreise der Reichsleiter und Gauleiter

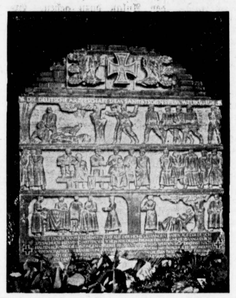
Einen der letzten Abende verbrachte der Führer in Karlsruhe im Kreise der Reichsleiter und Gauleiter der NSDAP., die anläßlich des Abschlusses der Besichtigungsfahrt durch die Westbefestigungen Gäste des Oberbefehlshabers des Heeres, Generaloberst v. Brauchitsch, waren. Der Führer spricht über die Bedeutung des Westwalles. Links: Reichsführer SS Himmler, in der Mitte Reichsminister Dr. Frick, und rechts Generaloberst von Brauchitsch. (Zander-M-K.)

Der Führer bevorzugt eine Schutzhütte

(Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Der Führer am Westwall

Die große Inspektionsreise des Führers galt auch den scheinbar nebensächlichen Dingen: Hier läßt er sich über die Ernährung der Soldaten berichten. (Presse-Hoffm., Zander-Multiplex-K.)



Das Ehrenmal für den Sanitätsdienst im Weltkriege

Im Reichsehrenmal Tannenberg wurde im Rahmen einer Feierstunde das Ehrenmal für den Sanitätsdienst im Weltkriege eingeweiht. (Zander-Multiplex-K.)

Mussolini an der Nordwestgrenze Italiens

Der Duce unternahm eine Besichtigungsfahrt in die nordwestlichen Gebirge Italiens. Er wurde überall mit stürmischem Jubel und großer Begeisterung begrüßt. — Unser Bild zeigt Mussolini beim Abschreiten der Front eines Alpenjägerbataillons. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

Die große Kolonialkundgebung auf dem Heldenplatz in Wien

Die Fahnenkompanie der Kolonialsoldaten beim Aufmarsch. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-M.-K.)

Haus, Hof und Garten

Liebe zum Garten

Von Dr. Gustav Hoffmann

So sehr wir uns bemühen, an dieser Stelle dem Bauern und Gartenfreund mit praktischen Ratschlägen und Anregungen zur Seite zu stehen, sei für die Feierstunde des Pfingstfestes doch auch einmal ein paar beschaulichen Worten Raum gegeben, die von der Liebe zu dem kleinen Besitz des Gartens sprechen, die dem Deutschen seit je her und in besonderem Maße eigen gewesen ist.

Fünfeinhalb Millionen Gärten gibt es in Deutschland. Obwohl bei weitem der größte Teil unseres Volkes in Städten wohnt und ein wesentlicher Teil sogar in der Großstadt, hat doch jeder dritte Haushalt im Altreich einen Garten. Diese Zahlen, die der Reichsminister und Reichsbauernführer Darré jetzt mitteilte, sollen uns einen tiefen Blick in die Seele des Volkes tun. Die Liebe zum Garten ist unserem Volk eigen. So stark in ihm das Bedürfnis auch ist, den Wald zu erleben und die Berge, das Meer: unser Volk sucht aus dem Grund seines Wesens auch das Naturerlebnis der Nähe, wie der Garten es bietet. Es muß ein Stück Scholle haben, das es lieben kann. Es hat die Freude an Blumen nötig, die ihm in der seelischen Atmosphäre seines Heimes wachsen. Dann erst hat sein Genius die Heimat, die er braucht.

Denn auch die Dichter des Volkes hatten als die Offenbarer der Seele des Volkes stets diese Liebe zum Garten. Er war ihnen wie ihrem Volk ein Bedürfnis ihres Gemüts. Zum tätlichen Lebensraume gehörte er ihnen. Er gab ihrem Sinnen die Stille der Sammlung, und das innige Nahe, von dem ihnen jede Blume im Garten umwoben, führte in ihnen an das, das der Urgrund des Schöpfertums ist, an das Unbewußte, das Unbefangene, Einfache, an das Geniale des Kinds.

Goethe hat sich über diese Bedeutung des Gartens für sein Schaffen wiederholt ausgesprochen. Er mußte die „Stuben- und Stadtluft" immer wieder „mit der Land-, Wald- und Gartenatmosphäre vertauschen". Doch vor allem war es der Garten, dessen Frieden seiner suchenden Seele Entspannung und Besinnung gab. „Die Stille des Gartens ist mir daher auch vorzüglich schätzbar", schrieb er. Und wenn er ein andermal glücklich sagte: „Dab' ein sieb' Gärtchen vorm Tor an der Rim", dann läßt uns dieses Wort tief in das Herzensverhältnis blicken, das der Dichter zu seinem Garten gehabt hat.

Oft hat sich Goethe selbst den Gärtner genannt. Ein herzliches Verhältnis konnte bei ihm nicht ohne lebendige Tätigkeit sein. So gar als er in Italien die Weite und Schönheit der Welt erlebte, ging seine stille Sehnsucht nach diesem Garten seiner Liebe dahein, und in all seinen hohen Gedanken war auch in der Ferne in ihm das Bedürfnis, seinem Garten mit der Arbeit seiner Hand treu zu sein. Das Gedicht, das er von Venedig an Caroline Herder sandte, läßt uns erkennen, daß der der einmal das Geheimnis des Gartens im Herzen erlebt hat, niemals und nirgends von seinem Garten lassen kann.

Welt und schön ist die Welt, doch o! wie dank ich dem Himmel,
daß ein Gärtchen beschränkt mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Schiller war es nicht in demselben Maße vergönnt, sich eines eigenen Gartens zu erfreuen. Goethe hatte in Weimar schon bald vom Herzog einen Garten zum Geschenk erhalten, und als er später einmal kaufhaar alles Gute im Leben gedachte, da war dabei als etwas Wesentliches auch dieser Garten genannt. Schiller dagegen konnte erst acht Jahre vor seinem Tode endlich in das ersehnte Gartenhaus ziehen, doch wie ihn dieses Ereignis beglückte, zeigt uns der Brief, den er sofort am ersten Tage an Goethe schickte: „Ich darf Sie aus meinem Garten", so schrieb er voller Zufriedenheit: „Wirs schöne Landschaft umgibt mich, die Sonne geht freundlich unter, und die Nachtigallen schlagen. Alles um mich erheitert mich, und mein erster Abend auf dem eigenen Grund und Boden ist von der fröhlichsten Vorbedeutung."

Auch Hebbel hatte das Bedürfnis, das Erlebnis, das ihm der erste Tag im eigenen Garten war, auszudrücken. „Die erste Nacht im eigenen Hause . . ." so vermerkte er in seinem Tagebuch. Und übermütig vor Glück berichtet er dann von dem Garten, „über dessen Planke ich nach Belieben klettern und springen darf."

Ein besonders herzliches Verhältnis zu seinem Garten ist uns auch von Eichendorff bekannt, und die Verehrung, die er Matthias Claudius entgegenbrachte, konnte Eichendorff darum nicht schöner in Wirklichkeit und Bild umsetzen, als daß er Pläne und Wege seines Gartens nach Matthias Claudius und dessen Schaffen und Leben benannte.

Auch von Theodor Storm wurden die Beziehungen, die zwischen seinem Garten und seinem Schöpfertume bestanden, in Dankbarkeit anerkannt. Er nannte die Gartenseinsamkeit die Mutter seines Schaffens. So manches Wort ging von da aus in seine Dichtung.

Wie stark sich das Lebensgefühl und das Schaffensbedürfnis in einem Dichter mit dem Garten verbinden kann, beweist uns eindringlich das Beispiel des clemanischen Dichters Emil Gött. Als er von seinem Garten am Berge zum Krankenhaus in die Stadt hinunter mußte, da streichelte er zum Abschied wehmütig die Birke in seinem Garten.

Und ob wir an Mörike denken, an Gotthelf, an Hölderlin oder an Jean Paul, immer war dem Dichter der Garten ein Stück seiner Lebenswelt. —

So ist es für die geistige Art unseres Volkes wahrhaft bezeichnend, daß der Garten, zu dem die Dichter ein so inniges Verhältnis hatten, auch dem Volke zum Lebensraum seiner Seele gehört.

Praktischer Ratgeber

Der Pips der Hühner

Was beim Menschen als Einleitung zu gefährlicher Halsentzündung führt, das gilt auch bei den Hühnern mit dem sogenannten „Pips." Hier wie dort ist der Schnupfen das erste Kennzeichen; ein starker Katarrh der Nasen- und Rachenschleimhaut mit belegter Zunge fängt sich an. Verschiedene Ursachen können den Anlaß dazu geben. Erkältungen, viel dicker Staub, scharfe Dämpfe, dicker Rauch, durchdringende Gase usw. können dazu führen. Husten und Niesen tritt, auch ekelhafte oder rasselnde Atmungsgeräusche machen den Hühnerhalter auf die drohende Gefahr aufmerksam. Erstickungsanfälle können im schlimmsten Falle eintreten. Nach uralter Manier will man die schlimme Tierquälerei — „das Pipsnehmen" — anwenden. Man sondere dafür das kranke Tier vom andern gesunden Geflügel ab; gebe dem pipskranken Tier einen gleichmäßig warmen Raum, bepinsele die kranken Stellen mit reinem Zitronensaft und gebe frisches Trinkwasser mit einer Prise Glauberfalz. Fachkreise Tierärzte geben bei Erkältung Ferrum — phosphoricum XII. bei Husten Kalium chloratum VI. und, im schlimmsten Falle Kali phos. VI. bei Atemnot; alle Mittel in kleiner Tablettenform in Milchzuckerbereitung zweistündlich. Mit diesen Winken ist immer ein Erfolg zu erzielen und die Geflügelherde wird vor weiterer Ansteckung bewahrt.

Landwirtschaftsrat Groß

Jungtier-Austausch im Taubenschlag

Ist nur ein Junges bei einem Taubenpaar geschlüpft, so kann man dieses in ein anderes Nest legen, in dem ebenfalls nur eines der gleichen Größe vorhanden ist, sodaß ein Zuchtpaar frei wird und schneller zu einer weiteren Brut schreitet. Ein Austausch soll aber möglichst erst vorgenommen werden, wenn die kleinen etwa acht Tage alt sind. Bis zu dieser Zeit füttern die Alten nur die sog. „Taubenmilch", die sich von den Drüsen im Kopf absondert. Für die Gesundheit der Zuchttäubin ist es immer gut, wenn sie diese „Milch" verfüttern kann. Zu lange soll man aber mit dem Austauschen nicht warten, haben die Jungen erst Federn bekommen, so muß man unter Umständen damit rechnen, daß sie von den Pflegeeltern nicht mehr angenommen werden. Meist eines der beiden Jungtiere auffallend zurück oder ist es später geschlüpft und deshalb von Anfang kleiner, so ist ein Umlegen in ein anderes Nest ebenfalls zu empfehlen. Wenn auch im allgemeinen von den Zuchtpaaren fremde, noch nicht befiederte Jungtiere ohne weiteres wie eigene behandelt werden, so sind aber in dieser Einsicht nicht alle Paare gleich, denn es zeigt sich, daß es wirklich „sanfte Täubchen" aber auch ganz „rabiate Rabeneltern" gibt! Zu empfehlen ist es deshalb, nach dem Umsetzen die Tiere möglichst unbeachtet zu beobachten, damit man gegebenenfalls gleich eingreifen kann, um ein „Skalpieren" und Herauswerfen zu verhindern, aber, wie gesagt, dies wird nur in Ausnahmefällen nötig sein.

W. Bernd

Auch Silos brauchen Pflege

Wenn man an seinen Silos Freude haben will, muß man sie selbstverständlich auch pflegen. Nach der Entleerung werden die Behälter mit einem zarten Besen oder besser noch mit einer Drahtbürste von noch an den Wänden und am Boden haftenden Futterresten gereinigt und nachher mit einem guten Schutzlack gestrichen. Dieser Anstrich muß sehr sorgfältig ausgeführt werden. Er hat die Aufgabe, die Wände gegen die bei der Gärung entstehenden Säuren zu schützen. Besonders die Milchsäure, die zu erreichen zu unser Ziel sein muß, greift stark an. Silos aus jedem Material — mit Ausnahme von Holz — müssen gestrichen werden.

Der Anstrich erfolgt regelmäßig vor jeder Befüllung, denn die scharfen Gärungssäuren lösen immer einen Teil des Anstrichsmittels ab oder zerstören die Schutzschicht. Unterbleibt der Anstrich, wird bei der nächsten Befüllung das Material, aus dem der Silo gebaut ist, selbst angegriffen. Wird das Anstreichen mehrere Male unterlassen, so können ganz erhebliche Schäden auftreten, die die Lebensdauer des Behälters stark verkürzen. Die Ausgabe für das Anstrichmittel und die Arbeit des Anstreichens machen sich daher vollauf bezahlt. Nicht alles, was schwarz ist, ergibt einen guten Schutzlack. Die Menge an Bitumen und seine Güte sowie die Beschaffenheit des Bearbeitungsmittels sind bestimmend für den Wert eines Steinanstrichmittels.

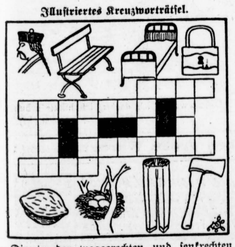
Da man als Laie einem Lack seine Gütemerkmale äußerlich nicht ansieht, verwende man nur geprüfte Fabrikate bekannter Firmen, dann hat man die Gewähr für Güte. Nach dem Trocknen sind gute Schutzlacke vollkommen säurefest sowie geruch- und geschmackfrei und bilden eine gummiartige, porenfreie, elastische Haut, die auch beim Erwärmen nicht abläuft. Beim Auftragen ist zu beachten: die Silowand muß trocken, sauber und staubfrei sein; nur dann haftet der Anstrich. Vor der ersten Befüllung muß zweimal gestrichen werden, das erste Mal mit Benzin verdünnt, damit der Lack besser in die Oberfläche eindringen kann, das zweite Mal unverdünnt. Die Verdünnung erfolgt vorsichtig mit Benzin unter gutem Umrühren.

Nach Trocknung — etwa nach ½ bis 1 Tag — wird der Anstrich vorgenommen. Eisenbetonbehälter müssen dabei abgebunden haben, ehe der Lack aufgetragen wird, sonst hält der Anstrich nicht. Vor jeder weiteren Befüllung wird der Grünfutterbehälters im allgemeinen einmaliges Anstreichen genügen; es ist denn, daß der Anstrich durch die Gärung völlig zerstört wurde. In diesem Falle muß zweimal gestrichen werden.

Bei Kartoffelsilos empfiehlt sich grundsätzlich ein zweimaliges Anstreichen. Die Hersteller der bekannten Schutzmittel liefern Spezialfabrikate für Kartoffelbehälter, deren Verwendung unbedingt anzuraten ist. Die Befüllung darf in jedem Falle erst erfolgen, wenn der Anstrich vollkommen trocken ist.

Dr. Hans Keuhl, Berlin

Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in der waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Ergänzungsaufgabe.

Kuh — Ring — Arat — Zwirn — Tat — Tal — Strahl — Schrift — Sack — Riß — Schein.

Einem jeden der vorstehenden einsilbigen Wörter ist eines der nachfolgenden Wörter voranzusetzen, so daß neue, und zwar zweisilbige Wörter daraus entstehen. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben, zu einem Wort verbunden, ein beliebtes Reisefest vieler Volksgenossen.

Blitz — Ehef — Ernst — Erz — Groß — Grund — Hanf — Hirsch — In(n) — Ohr — Ruck.

Sprichworträtsel.

1. Alles, was recht ist, aber das geht nicht!
2. Es sind nicht alle lustig, die tanzen!
3. Gott sei Dank!
4. Er fürchtet sich vor sich selbst!
5. Von allem wenig, vom Ganzen nichts!
6. Wer nichts verlacht, lernt nichts!
7. Augen auf, Kauf ist Kauf!
8. Nur Reisen ist Leben!
9. Es wird schon gehen!
10. Wenn man will, geht alles!

Den vorstehenden zehn Sprichwörtern ist je ein Wort zu entnehmen. Zu einem Satz verbunden, ergeben diese dann wiederum ein Sprichwort.

Rätsel.

O halte drauf, daß stets ich dich
Geleite durch das Leben,
Sonst könnte ohne Kopf ich dir
Manch' trübe Stunde geben.

Kastenrätsel.

a a a b e e e g i m n n o o r r r s t t u w z

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, in den senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung:

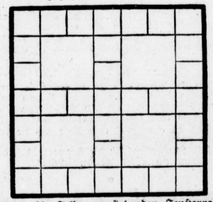
1 niederes Tier, 2 Fluß in Italien, 3 schlechte Eigenschaft, 4 kleine Rechnung, 5 männliches Haustier, 6 Ruhepause.

Bei richtiger Lösung nennen die oberste und die unterste Waagerechte je einen großen Tondichter.

Fensterrätsel.

Die 33 Buchstaben:

a a a a b d e e e e e i i i k k k l m n n o o r r r t t u w z



sind in die Felder vorstehenden Fensterrahmens einzulesen; es ergeben alsdann:

1. die erste waagerechte Reihe die Bezeichnung der Gußform für Druckbuchstaben,
2. die zweite waagerechte Reihe eine Zierpflanze,
3. die dritte waagerechte Reihe den Fuchs in der Fabel,
4. die erste senkrechte Reihe einen spanischen Stierkämpfer,
5. die zweite senkrechte Reihe einen italienischen Fluß,
6. die dritte senkrechte Reihe einen erdkundlichen Begriff.

Buchstabenrätsel.

Schau', wie dem sonnigen Strahl
Eingang es schafft in dein Zimmer
Kommt ihm zu nah' deine Hand,
Hast du's mit r statt mit i.

Silbenrätsel.

Aus den 22 Silben:

a — bee — bin — di — erd — eu — ho — las — kunst — la — land — li — ne — re — reb — ro — ru — sel — u — u — wie — zu

bilde man neun Wörter mit folgender Bedeutung:

1. Edelstein, 2. italienische Provinz und Stadt, 3. biblischer Berg, 4. Obst, 5. kleines Raubtier, 6. Verordnung, 7. weiblicher Vorname, 8. männlicher Vorname, 9. kommende Zeit.

Die Wörter müssen in ihren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und in ihren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Auflösungen aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel: a) 1 Stahl, 7 Lore, 8 Spa, 9 Dichter, 11 Ren, 12 Leo, 15 Landung, 17 Ara, 18 Lgan, 19 Mrnai; b) 2 Tod, 3 Arizona, 4 Heck, 5 Spee, 6 Marne, 8 Strenge, 10 Allah, 13 Earl, 14 Auer, 16 Goa.

Wechselrätsel: Reutter, Zeutter.

Erdkundliches Silbenrätsel: 1. Arber, 2 Ufenau, 3 Chile, 4. Honduras, 5. Weißenfels, 6. Everett, 7. Nauheim, 8. Ramsloh 9 Elbrus, 10. Illinois, 11 Neudamm, 12. Barcelona, 13. Ehrenbreitstein, 14. Trinidad, 15 Teneriffa 16. Libanon, 17. Glück, 18. Rhone, 19. Gühren. — Auch wenn ein Bettler gruetzt, muß man danken.

Telegrammrätsel: Kaffee, Uriel, Pensum, Fonds Kerze Eugen. — Ferienfondszug.

Gleichklang: Flegel

Rätsel: Meise — Ameise.

Rätselsprung: Soll sich das Leben dir enthüllen / Fang erst bei deinem Innern an: / Stets lang sich jeder selbst im stillen, Was ihm kein andrer sagen kann. (Feuchtersleben.)

Fehlaufgabe: Altertum, Nattergift, Enterve, Mitternacht, Otterbiß, Natterstich, Echternach. — Anemone.

Vor Heiterkeit flieht alles Leid!

Lehrer: „Rolf, nenne mir ein Beispiel von Energieverschwendung."

Rolf: „Einem Kahlköpfigen eine haarsträubende Geschichte erzählen, Herr Lehrer."
(Die Woche.)

*

„Sie stellen recht hohe Gehaltsansprüche für einen Mann, der nicht die geringste Erfahrung hat."

„Ja, aber bedenken Sie doch, wieviel schwerer die Arbeit ist, wenn man gar nichts davon versteht."
(Berl. Ill. Ztg.)

*

„Sieh mal, der Athlet hebt zwei Zentner ohne dabei rot zu werden!"

„Lieber Freund, das ist noch gar nichts! Mein Vetter Gustav hebt zwölf Kognaks und wird nicht die Spur blau davon!"
(Die Woche.)

*

Zwei Freundinnen treffen sich.

„Hat dir dein Mann schon den neuen Hut bewilligt?"

„Nein, Liebling, ich schluchze noch immer daran!"
(Berl. Ill. Ztg.)

*

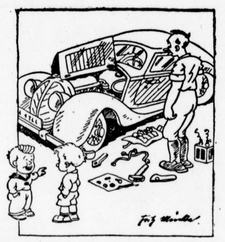
„Ach", flüstert der junge Mann, „Fräulein Gerda, nun kommt wieder der Sommer mit seinen schönen warmen Tagen . . ."

„Ja", hauchte das junge Mädchen träumerisch, „und für mich beginnt wieder die schöne Eiszeit!"

*

„Vater, dann hat uns der Lehrer erzählt, daß es in Afrika Volksstämme gibt, wo der Mann seine Frau erst nach der Hochzeit kennenlernt."

„Nicht nur in Afrika, mein Sohn!"



Das Genie

„Ich weiß schon längst, wo es fehlt, aber laß ihn nur ruhig weitermurksen!"

Zeichnung: Hannesen (M).

Der Wunsch

„Na, gefällt dir mein neues Auto?"

„Fabelhaft! Ich möchte auch mal so viel Kredit haben wie du!"

„Herr Doktor, ich bin mächtig erkältet, was mache ich da bloß?"

„Nehmen Sie ein heißes Fußbad, und dann achten Sie darauf, daß Sie keine nassen Füße bekommen!"
Zeichnung: Edler (M).

Theater

„Gestern abend war ich im Theater."

„So, so. Was hams denn geb'n? A Lustspuil oder a Trauerspuil?"

„Naa, a Gaaspuil is g'wen."

*

„Na, Herr Ritter, haben Sie das Ende Ihrer Junggesellenzeit auch gut gefeiert?"

„Gewiß! Wir haben die Hochzeit um eine halbe Woche verschieben müssen!"

*

„Erzählen Sie Ihrer Frau alles, was Sie unternahmen, während sie verreist war?"

„Nein! Sie will es gar nicht von mir hören."

„Eine fabelhafte Frau! Sie sind ein Glückspilz!"

„Sie behauptet, sie erführe es zuverlässiger von unseren Nachbarinnen."
(Houston Post.)

„Aber, Fritzchen, warum soll ich denn den Hund in den Schwanz kneifen?"

„Onkelchen, ich möchte doch so gerne wissen, ob er beißt!"

Zeichnung: Edler (M).

Der Besuch

Zu Kleingalle kommt ein Mann.

„Bitte", führt Kleingalle ihn herein, „nehmen Sie Platz."

„Danke", sagt der Mann, „ich möchte lieber etwas anderes nehmen, ich bin nämlich Gerichtsvollzieher."
(Fliegende Blätter.)

*

„Man hat schon öfter versucht, das Gewicht des Mondes zu errechnen, aber man ist dabei zu ganz verschiedenen Ergebnissen gekommen!"

„Aber das ist doch selbstverständlich! Mal nimmt er ab, mal nimmt er zu!"
(Neue Ztg.)

Angst vor Aufregung

Arzt im Krankenhaus zu einer jungen Frau, die ihre kranke Freundin besuchen will: „Ein entzückender Hut, den Sie aufhaben. Aber ich bitte Sie, ihn abzulegen, ehe Sie zu der Kranken gehen. Sie darf keinerlei Aufregung haben."

*

Kurtchen kommt mit zerrissener Hose vom Spielplatz heim. „Wir spielten Wagen und Pferd", erzählt er, „ich war der Rappe, und als ich so recht doll lief, fiel ich hin."

„Hast du geweint?" erkundigte sich die besorgte Mama.

„Och, Mütterchen", ist die Antwort, „hast du schon mal ein Pferd weinen sehen?"

*

„Papa, heißt es: Schlag' mich oder schlag mir . . .?" „Es heißt: Schlag mich!"

„Dann, bitte, schlag' mich das Buch auf!"

*

Besucher: „Ihr Sohn macht jetzt aber gute Fortschritte mit seiner Geige! Er spielt wirklich schon ganz hübsch."

Vater: „Meinen Sie? Wir glaubten schon, wir hätten uns nur daran gewöhnt."
(Berliner Illustrirte Zeitung.)

Der pfiffige Peperl

Lehrer: „So, Kinder, jetzt rechnet einmal ohne Finger! Wieviel ist 3 und 4?

Peperl (unter die Bank schauend, nach einer Pause): „7!"

Lehrer: „Recht! — 4 und 6?"

Peperl (wieder unter die Bank sehend): „10!"

Lehrer: „Wart', Bengel, ich rechne dir mit den Fingern!" (Legt ihm die Hände auf dem Rücken zusammen.) „So, jetzt! 5 und 8?"

Peperl (nach einem langen Blick unter die Bank): „81"

Lehrer: „Ja, wie hast du denn das herausgebracht?"

Peperl: „Mit den Zehen, Herr Lehrer!"

*

„Selten habe ich so liebenswürdige Gastgeber gefunden wie Brauns", erzählt Klömpke. „Als ich gestern abend fortging, begleitete mich die ganze Familie zur Haustür."

„Ja, das tut sie immer", erwidert Strömpke, „seit einmal ein Gast aus dem Garderobenständer im Flur drei Schirme mitgenommen hat!"
(Berliner Illustrirte Zeitung.)

Lehrling: „Herr Chef, hier hab' ich die Faktura zusammengerechnet."

Chef: „Is gut, mein Junge."

Lehrling: „Ja, und hier ist der Zettel mit den zehn Ergebnissen." Zeichn. Edler (M).

Wäre möglich

Ein Mann schellt nachts am Irrenhaus.

„Was wollen Sie?" fragt der Pförtner verschlafen.

„Ich will hier rein."

„Mitten in der Nacht?" schreit da der Pförtner wütend. „Sind Sie denn verrückt geworden?"
(Lustige Blätter.)

*

„Was hast du denn für dein neues Auto bezahlt?"

„Hundertfünfzig Mark."

„Was? Für diesen schönen Wagen nur hundertfünfzig Mark?"

„Ja, bis jetzt . . ."
(Allgemeiner Wegweiser.)

*

Gutmütig faßt der Schupo den Betrunkenen am Arm: „So, und nun gehen Sie heim zu Muttern, lieber Mann, das wird das Beste sein."

„Und . . . und . . . was . . . ist . . . d . d . d . as Zweitbeste, Herr Wachtmeister?"
(Berliner Illustrirte Zeitung.)

*

Schmitz ist dabei, für seine Frau im Schrebergarten eine Hängematte aufzuhängen.

„Aewer, Toni, wee dä Zwig no aabrechen dät?"

„Och, wat frogen ich noh däm Zwig, wenn ich deer ein Freud mache kann!"
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

*

„Weshalb hat denn Frau Meckermann ihren Papagei verkauft?"

„Weil er sie überhaupt nicht mehr zu Worte kommen ließ."

„Seit der Hochzeit streiten sie sich darüber, ob sie sich ein Auto oder ein Motorrad anschaffen wollten. Eines Tages fragte ein Bekannter den Mann: „Na, habt ihr euch nun endlich entschieden?"

„Doch", antwortete dieser lächelnd, „wir haben einen Kinderwagen gekauft!"

„Du, Karl, deine Frau ist doch blond, nicht wahr?"

„Das kann ich dir leider nicht genau sagen, sie ist nämlich gerade beim Friseur."

Zeichnung: Edler (M).

Ei weiß Bescheid

„Sechsunddreißig wird deine Frau heute? Da ist sie ja in vier Jahren schon vierzig!"

„Sachte, sachte! Kennst du die Frauen! Eine Frau braucht mindestens zehn Jahre, um vier Jahre älter zu werden!"

*

„Ist das Renate, die auf dem Klavier herumklimpert?"

„Ich glaube ja, Mutti!"

„Geh gleich hinüber und sieh nach, was sie tut! Wenn sie Staub wischt, ist es gut, wenn sie aber Klavier spielt, soll sie sofort aufhören!"
(Neue Ztg.)

*

Ein Kaufmann drahtet seinem Großhändler: „Schicken Sie sofort drei Schock Eier. Wenn sie gut sind, kommt der Scheck."

Der Großhändler drahtet zurück: „Sendet sofort den Scheck. Wenn er gut ist, kommen die Eier."
(Tidens Tegn.)

*

„Na, Bauer, wie war es mit dem Regen?"

„Bei mir ging es an, aber mein Nachbar hat noch mehr Regen gehabt als ich."

„Wieso denn?"

„Weil er viel mehr Feld hat als ich!"

Ausrede

„Ich laufe lieber, als im Auto zu fahren."

„Ja. Ich habe leider auch kein Geld dazu."
(Lustige Blätter.)

„Lieber Mann, Sie sind ja schwer betrunken!"

„Donnerwetter, ich dachte, ich hinkte schon."

Zeichnung: Hannesen (M).

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Nikotin vergiftet d. Körper. Werde Nichtraucher ohne Gewalt. Näh. Inf. Ch. Schwarz Darmstadt. P 167 Herde.

45 Jahre die niemand glaubt „... in 3 Wochen 4 Pfd. abgenommen! Ich habe auf diese Art meine jugendlich schlanke Figur erhalten und werde froh meiner 45 Jahre, die mir niemand glaubt, noch oft für ein junges Mädchen gehalten." Frau Lüde, Magdeburg, Brückstr 3, am 13. 9. 37 Uber Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee Auch als Diatatabletten und Dria-Extra-Drageen in Apotheken und Drogerien

Unterricht
Stottern Bittet. Broschüre. Prosp. fr. **Fachinstitut Naecke**, Berlin-Ch., Dahlmannstr. 33

erst STRICKER Katalog sofort da! Tourenrad RM 30. kompl. Fahrradfabrik E. & P. STRICKER Brackwede-Bielefeld 274

Nehmen Sie bitte Bezug auf den „7. Tag."

Stille Privatpension Luftkurort, Hochwald, Pensionspr. 3,50 RM bei vier Mahlzeiten. Einzel- u. Doppelzimmer Anfr. u. Nr. 1128/3 „Der 7. Tag", Paderborn.

Ab 3 RM monatlich 12 Raten Anzahlg. 10 Gut-Bittig 95 Modelle Katalog mit Farbmustern frei **Hans M. Müller Ohligs** 413

Figur und Büste verbessern Prüm. m. gold. Medaille Aufklärung kostenlos! R. Eem-Nürnberg 5 S 1 W 2

Werbung schafft Arbeit

Damenbart Gründl. Entfernung lästiger Haare durch die weltbekannte Helwakakur. Sehr bewährt v. Aerzten u. Fachpersonen erprobt. Goldene Medaille, Großer Preis Brüssel 1932, London 1933. Tägl. Dankschreiben, a. üb. Dauerwirkung. (Kein Nachwuchs). Marke Helwaka mit Stern patentamtl. Wz. 466599 schützt vor Enttäuschung. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, für groß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

Inserieren bringt Gewinn!

Verlag und Druck: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Geschäftsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef J. Link; Bildverantwortlich: die Schriftleiter; für den Anzeigenteil, in welchem nur Kleinanzeigen bis zu 2-Spaltenbreite aufgenommen werden: Georg Voigt, sämtlich in Paderborn. — „Der 7. Tag": 1. Vj. 39: 45 388. Zurzeit ist Preisliste Nr. 9 gültig.